This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Graf von Stolberg.

Friedrich Leopold

Graf zu Stolberg

[illegible]

[illegible]

Aus dem [illegible]

Johannes [illegible]

Mit dem [illegible]

[illegible]

Friedrich Leopold
Graf zu Stolberg

seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche.

1800—1819.

Aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß

dargestellt

von

Johannes Janssen.

Mit dem Bildniß Stolberg's.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.

Friedrich Leopold
Graf zu Stolberg

seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche.

1800—1819.

Aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß

dargestellt

von

Johannes Janssen.

Mit dem Bildniß Stolberg's.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.

PT2527
S4 Z18
v.2

Justum deduxit Dominus per vias rectas, et ostendit illi regnum Dei, et dedit illi scientiam sanctorum: honestavit illum in laboribus, et complevit labores illius. Sap. 10.

In Stolberg war die Fülle der Menschheit, das Gemüth des Großen. Goethe an Sulpiz Boisserée.

Den F. L. Stolberg wird eine unbefangene Nachwelt mit Ihnen und mir sehr hoch stellen. Niebuhr an Perthes. 1818.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Seiner Erlaucht

dem Grafen Alfred zu Stolberg-Stolberg

auf Brauna in Sachsen

in Verehrung und Dankbarkeit

zugeeignet.

Vorwort.

Von Jugend an war ich ein inniger Verehrer des Mannes, dessen Wesen und Wirken ich darzustellen versuche. Schon als Knabe wurde ich durch seine vaterländischen Gedichte begeistert; seine Religionsgeschichte und sein Leben Alfred's des Großen gehörten zu den ersten Büchern, aus welchen ich Vorliebe für historische Studien gewann: ich verdanke denselben einen guten Theil meiner Ausbildung. Daher nahm auch Alles, was aus biographischen Schriften über die Persönlichkeit Stolberg's bekannt wurde, mein lebhaftes Interesse in Anspruch, und ich hielt es für eine glückliche Fügung, als mir im Mai vergangenen Jahres, ganz ungesucht, sein auf dem Schlosse Brauna in Sachsen aufbewahrter brieflicher und literarischer Nachlaß durch die Güte seines Enkels, dem dieses Buch gewidmet, zur Bearbeitung vertrauensvoll in die Hände gelegt ward. Die Beschäftigung mit diesen ehrwürdigen Reliquien war mir, neben meinen Studien für die Geschichte des deutschen Volkes, eine Erfrischung für Geist und Gemüth, wie ich sie seit dem Abschluß meines Werkes über Böhmer nicht mehr gekostet habe.

Der Nachlaß in Brauna enthält beiläufig siebenundzwanzighundert ungedruckte Briefe und außerdem noch manche andere werthvolle Aufzeichnungen, Aufsätze, Tagebuchblätter und dergleichen. Von den in Brauna nicht vorhandenen Schätzen wurden mir ungefähr dreihundertsiebzig Briefe durch andere Angehörige der Stolberg'schen Familie, durch den Grafen Erbdrosten von Droste-Vischering und den Freiherrn Otto von Brenken gütigst zur Verfügung gestellt. Ich spreche dafür meinen herzlichen Dank aus. Auch meinem lieben Freunde A. Lütolf in Luzern danke ich für die Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse Schiffmann's in Altishofen, die ich bei ihm benutzen konnte.

Für die erste Lebensperiode Stolberg's, bis zu seiner Conversion, ist noch manches Material vorhanden, in dessen Besitz ich bisher nicht gekommen bin, das ich aber in Zukunft zu erlangen hoffe. Für seine letzten Jahrzehnte dagegen habe ich, wie ich glauben darf, alles Wesentliche beisammen, und darum habe ich diese Periode zunächst zur Bearbeitung ausgewählt, und dieß um so lieber, weil gerade über sie verhältnißmäßig die wenigsten brieflichen Aeußerungen bisher Gemeingut geworden.

Um dem Leser das Bild des großen Mannes, dessen Anschauungen über Gott und Welt, Glauben und Wissen, Kirche, Familie und Vaterland recht unmittelbar und lebendig vor Augen zu führen, bin ich in der Darstellung persönlich möglichst wenig hervorgetreten, sondern habe Stolberg selbst

reden lassen und von den ihm Nahestehenden vorerst im Wesentlichen nur solche Mittheilungen und Urtheile aufgenommen, welche zur Vervollständigung des Bildes und zur näheren Charakteristik der Wirksamkeit Stolberg's nothwendig waren. ‚Dein Buch erscheint mir wie eine Art Selbstbiographie Stolberg's,' schrieb mir ein Freund, dem ich während des Druckes die einzelnen Bogen zugeschickt, ‚und darin, dünkt mich, liegt sein eigenthümlicher Werth.' Ich möchte wünschen, daß die Arbeit auf jeden Leser denselben Eindruck mache, und darf dann auch wohl von dieser ‚Selbstbiographie' sagen, daß wir an Schönheit und Reichhaltigkeit des Inhaltes aus katholischen Kreisen, wenigstens in Deutschland, kaum eine ähnliche besitzen.

Nach der Drucklegung einer neuen Abtheilung meiner Geschichte des deutschen Volkes hoffe ich, mit Gottes Hülfe, im nächsten Jahre einen Band über Stolberg's Leben bis zu seiner Conversion zu veröffentlichen. Der größte Theil davon liegt bereits fertig vor und enthält unter vielem Andern den bisher noch ganz unbekannten Briefwechsel mit der Fürstin von Gallitzin.

Frankfurt a. M., 10. October 1876.

Joh. Janssen.

Inhalt.

Seite

1—3. Stolberg's Conversion eine bedeutungsvolle Erscheinung — Aussprüche darüber von Fr. Schlegel, Freiherr von Stein, Fr. H. Jacobi und A. Nicolovius.

4—25. Die Conversion sein eigentlich entscheidender Lebensschritt — Gründe derselben — das Bedürfniß nach einer in der Lehre unfehlbaren Kirche — innere Selbstauflösung des Protestantismus — katholische Anschauungen über die von der Kirche Getrennten — Ermahnungen an eine ungläubige und an eine gläubige Protestantin — Glauben und Gebet.

Erstes Buch.

Familienleben und geistiges Schaffen von 1800—1813.

S. 26—229.

26—27. Abschied von seinem Bruder Christian und seiner Schwägerin Luise.

28—29. Verhältniß zu diesen und andern protestantischen Verwandten und Freunden.

30—32. Uebersiedelung nach Münster; der dortige Freundeskreis; Franz von Fürstenberg — Fürstin von Gallitzin.

32—35. Unterricht der Kinder; zurückgezogenes Leben.

35—36. Die Pflicht, erkannter Wahrheit zu huldigen.

37—38. Ueber seinen verstorbenen Freund Lavater.

39. Beschäftigung mit dem hl. Augustinus.

40. Ueber seinen verstorbenen protestantischen Freund Grafen Reventlow.

Seite
41—47. Sommeraufenthalt in Lütjenbeck seit 1801 — seine Freuden in ländlicher Einsamkeit — nimmt Theil an Kinderspielen — das Spiel der Seifenblasen und dessen Bedeutung.
48—50. Die Grafen Bernstorff kommen zum Besuch — nur die Gegenwart der Liebe ist die wahre Gegenwart.
51. Besorgniß wegen des Bruders.
52. Ueber Hippel's Selbstbiographie.
52. Herr Zwang und Dame Langeweile sind ihm unbekannt.
53. Gedächtnißfeier geliebter Abgeschiedenen.
54. Die Afterphilosophie erleuchtet Niemanden.
55. Die Gegenwart erhält durch Liebe Wesen und Bestand.
56. Ueber Chateaubriand's Geist des Christenthums.
57—59. Gedenktage; Freundesverkehr und Lectüre.
60. Aftergeschmack und Annäherung der Barbarei.
61. Gegen Herschel und Kant.
61—62. Bruder und Schwägerin in Münster.
63—64. Das Briefschreiben im Vergleich zum persönlichen Verkehr.
64—66. Elternfreude — Abreise des Sohnes Ernst. 1803.
66—75. Christlicher Geleitsbrief für den abreisenden Sohn.
76—77. Scheidegruß an einen jungen Freund — falscher Schmerz.
78. Vielgeschäftigkeit erzeugt geistige Unlust.
78—79. Ueber Horaz und dessen Verdeutschung.
80—81. Der ächte Dichter muß freien und frommen Geistes sein — Dankbarkeit für Klopstock.
81—82. Verkehr mit Kellermann.
82. Uebersetzt einige Stücke von Aeschylus und zwei Schriften des hl. Augustinus. 1803.
83—86. Aus seinen Gedenkblättern — unberechtigte Lectüre — die Vergänglichkeit alles Irdischen — Ossian.
87—89. Am Sterbetage seiner ersten Frau — der Wahnsinn der Zeit — Nachklang innerer Empfindung.
90. Die Fürstin von Gallitzin und ihr Sohn.
91. Der Geist des Unglaubens.
92. Der Kleingeist der Zeit — der große Fürstenberg.
93. Ueber den Theologen de Luc und den Convertiten N. Möller.
94. Jugenderinnerungen und Hoffnungen.
95. Collin's Tragödien.

Seite
96. Vollendet die Uebersetzung Ossian's. 1804.
96—98. Alle Wahrheiten und Schönheiten der hl. Schrift von Einem Gesichtspunkte aufzufassen.
99. Ueber Jacobi und seine Philosophie (vgl. S. 24—25, 119, 201).
100. Freude an der Natur.
101. Ein Schloß des Grafen Merveldt.
102. Besorgniß wegen des Bruders.
103. Verdienste der Jesuiten.
104. Vincenz von Paula.
104. Aus der Lectüre der Alten.
105. Die unwandelbare Religion Jesu Christi und die wandelbaren Religionsparteien.
106. Religiöse Duldung und falsche Toleranz.
107—109. Licht und Leben — astronomische Beobachtungen.
110—111. Der Dichter Schönborn — gegen Schiller.
112—118. Ueber Krankheit und Tod der Fürstin von Gallitzin — ein Traumgesicht der Fürstin — deren Grabstätte. 1806.
119. Ueber einen Brief des Philosophen Jacobi.
120. Ueber Fürstenberg (vgl. S. 115, 117, 134).
121. Ein Wunder der Vorsehung.
121. Alexander von Humboldt.
122. Friedrich von Schlegel und die neuere Poesie.
123—125. Die Geschichte der Religion Jesu Christi — deren Entstehung und Zueignung. 1807.
126—128. Zur Ehre Gottes arbeiten — im Verborgenen Gutes thun — sich der Schönheit der Natur erfreuen — des Segens innewerden, der im Leiden liegt.
128—131. Reise zum Bruder. 1807.
132. Ein Brief an den Kaiser Franz.
133. Uebersetzungen von Ahlwardt und Voß.
134. Young's Nachtgedanken.
134. Manchmal schlägt die Natur einen Accord an.
135—138. Neujahrsbetrachtungen 1808 — der Zeitgeist — moralische Tag- und Nachtgleiche — auch die leblose Natur aus ihren Angeln gehoben — nichts mehr haltbar in der äußern Existenz.
139—142. Moral mit und ohne Offenbarung — Philosophie und Glaube.

Seite
143—145. Das Gift schlechter Lectüre — Lob Fenelon's.
146—155. Die moderne Bühne die eigentliche Schule des unchristlichen und unsittlichen Weltgeistes — Warnung vor gesellschaftlichen Schauspielen — Tugenden und Leidenschaften auf der Bühne.
156. Dünkel einer falschen Weisheit.
157. Weßhalb nichts so freudenlos als die Eitelkeit.
158. Leben im Leben der Kinder.
158—162. Ueber seine Kinder — Ermahnungen und Gebet für dieselben — Gedenktage in der Familie.
163—165. Eine plötzliche Todeserinnerung — die dauernde Perle in der Austerschale der irdischen Existenz.
166. Einfluß der Himmelskörper.
167. Schlegel's Sprache und Weisheit der Indier.
167—168. In Johann von Müller liegt glühendes Gefühl.
168. Das vierte Gebot die Grundveste aller Politik.
169. Die Söhne nehmen an den öffentlichen Ereignissen enthusiastischen Antheil. 1809.
169—170. Werth des Verkehrs mit bedeutenden Männern.
170. Sprechen und Schreiben.
171. Das Heilige der eigentliche Gegenstand der Poesie.
172. Tägliches Leben und Arbeiten. 1810.
173. Mit den Unterredungen verhält es sich wie mit den Blättern der Sibylle.
174. Unfug der neuen Spinozisten, besonders unter den Protestanten.
175—177. Steffens und Schleiermacher stolze Zweifler.
178. Eine eigenthümliche musikalische Kritik.
178. Werth der Geschichtsstudien.
179. Liebe zur Einsamkeit.
180. Die Geburt des letzten Kindes — die Gräfin über ihre Mutter.
180—183. Ueber Fürstenberg und andere verstorbene Befreundete. 1810.
184—185. Die Frucht an den Sterbebetten frommer Christen — ein Brief von Clemens August, des späteren Erzbischofs von Cöln.
186—190. Aus dem Familienleben und dem Leben in Münster — Stimmen über die Familie. 1811—1812.
191—192. Im Blicke nach Jenseits — Sehnsucht nach Gott — mystischer Tod.

Seite
193—194. Joh. von Müller als Geschichtsschreiber.
195. Schlegel's Schrift über dramatische Kunst und Literatur.
196—198. Glücklicher Lebenswandel — Uebersiedelung nach Tatenhausen. 1812.
199. Die Gräfin über sich und ihre Jugendbildung.
200—203. Niebuhr's römische Geschichte — eine Schrift Jacobi's — Joh. von Müllers Biographie und Briefe.
204—209. Reiseberichte. 1812.
205—207. Ueber Jacobi und Schelling.
208. Mit Goethe in Carlsbad. 1812.
209—215. Tagebuchblätter.
209. Mancherlei Anklang für den sinnenden, empfindenden Menschen.
210. Glaube und Liebe.
211. Das Gemeine und Alltägliche zieht uns leicht zu sich herab.
211—212. Vorstellung des bewohnten Weltalls.
213. Das Licht die sinnliche Seele der Welt.
214—215. Demuth — Gebet — Nächstenliebe.
216. Lectüre.
216—217. Frau von Krüdener.
217. Sehnsucht ist hienieden unser wahres Element.
218. Vorliebe für de la Motte Fouqué (vgl. S. 222—223).
219—220. St. Martin und seine Schriften.
221. Der wahre Charakter der Poesie.
222—223. Das Wehen des Geistes in Dichterseelen ein himmlisches Wehen.
224. Goethe's Wahrheit und Dichtung gelobt und getadelt.
225—228. Gedenkblätter — Betrachtungen und Wünsche. 1813.
229. Fürstenberg über Stolberg's deutsche und kaiserliche Gesinnung.

Zweites Buch.

Vaterländisches 1800—1819.

S. 230—400.

I. Aus der Zeit der Knechtschaft.

230. Worin die wahre Vaterlandsliebe besteht.
231. Gegen die Verräther in Deutschland. 1800.
231—232. England und Oesterreich allein schützen Europa.

Seite
233. Kaiser Paul's Ermordung. 1801.
234—241. Die Säkularisirung des Hochstiftes Münster — Lob der Münsterländer — die Preußen in Münster. 1802.
242—243. Fürstenberg's Verdienste als Staatsmann.
244. Was Münster von Preußen erwarten kann.
245. Verblendung deutscher Staaten — böser Wille oder Willenlosigkeit. 1803.
246. Die Charakterlosigkeit das moralische Faulfieber der Zeit.
247—251. Wirksamkeit der Illuminaten.
249. Evidenz und Erfahrung zu morden gleich anfangs ein Hauptmittel der Revolution.
252. General Graf Merveldt.
253. Angelegenheiten der Reichsritterschaft; ein Brief des Freiherrn von Stein. 1804.
254. Deutschlands Lage.
255. Verbrechen wider den Herzog von Enghien.
256. Bonaparte und seine Lotterbubenbande.
257. Erfindung der englischen Pestverbreitung.
258. Pitt und der englische Nationalgeist.
259. Lethargische Gesinnung in Deutschland. Unfug im zerstückelten Hochstift Münster.
260. Das Concordat und Bonaparte's Projecte bezüglich Roms. 1805.
261. Bonaparte's Größe aus gediegener Feigheit Europa's zusammengeknetet — Hoffnung auf England.
262. Bonaparte's Tyrannei — eine niederträchtige Rede.
263. Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich. 1805.
264. Alle seine Söhne stehen Gott und dem Vaterlande zu Dienst.
265. Nelson's Sieg bei Trafalgar — Preußens schmähliche Politik und Bund mit Bonaparte.
266—267. Den Illuminaten entgeht man in Europa nicht. 1806.
268. Die Erbärmlichkeit der Zeit gestattet nicht einmal die Erörterung politischer Wahrheiten — Hugo Grotius.
269. Untergang von Kaiser und Reich.
270. Wie die preußische Regierung das Silbergeräth des Domes in Münster in Sicherheit bringt — ein Greis in Ketten.
271. Betrachtungen nach der Schlacht bei Jena — alle irdischen Wünsche wie Schmetterlinge niedergeschmettert.

Seite
272—273. Beruhigung in der Religion — in der Arbeit — in der Natur. 1807.
274. Alles in Geburtswehen, aber keine Kraft zum Gebären.
275. Ueber Rehberg's Staatsverwaltung deutscher Länder.
276. Ein trauriger Erfahrungssatz der Weltgeschichte — künftiges Schicksal Europa's.
277. Gehemmter Briefverkehr durch die Späherkunst der Franzosen. 1808.
278—279. Ein letztes Mittel der erbarmenden Vorsehung — die Deutschen bedurften einer Radicalcur.
280—281. Ueber öffentliche Verhältnisse sich in vollkommenster Ergebung fassen — die heilige Schrift gibt Aufschluß über Alles — die großen Triebfedern der Natur.
282. Spanier in Münster.
283—285. In der Zeit der dunkeln Tage — im armen zertretenen Deutschland — Stolz der blinden Philosophie.
285. Siegesnachrichten aus dem kaiserlichen Heer. 1809.
286—287. Ermahnungen an einen Offizier — der Muth des Menschen, der dem ewigen Tode trotzt, ist Wahnsinn und Frevel.
287. Klopstock's ehrwürdiges Gedächtniß.
288. Die Zeit eine harte Zuchtmeisterin — das ewige Vaterland.
289. Nur durch Rückkehr zum lebendigen Glauben kann das deutsche Volk gesund werden.
290. Schreibt für das ‚Vaterländische Museum'. 1810.
290—291. Fehler des deutschen Nationalcharakters — ein Schatz von Gesinnung in der deutschen Sprache.
292. Das Vaterländische Museum und Goethe.
293. Begeisterung für die englische Verfassung.
294. Das englische Volk in einem künftigen katholischen Zeitalter.
295. Die Politik kann nicht der Moral, diese nicht der Religion entbehren.
296. Geist der Welt und Geist der Religion.
297. Wahrer Patriotismus.

II. Aus der Zeit der Befreiung.

298. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig. 1813.
299. Seine Söhne und Schwiegersöhne im Dienste des Vaterlandes. 1814.

Seite
300—302. Mit Gott für König und Vaterland — Besorgnisse wegen diplomatischer Federfuchser — seine vaterländischen Oden — die jenseitigen Rheinufer.
303. Der Sohn Christian im Heer.
204—305. Vaterländische Gesinnung im ganzen Familienkreis — Kriegslieder.
306—308. Gegen Frankreich u. Bonaparte — Feigheit Ludwigs XVIII.
309. Frankreich keiner freien Constitution fähig.
310—312. Die Bourbons — der Einzug der Deutschen in Paris war nothwendig — die Behandlung Hamburgs — Patrioten und Diplomaten — die Behandlung Frankreichs — Blücher.
313. Die Stolberge im Heer.
314—315. Patriotische Freude und Sorge zugleich. 1814.
316. Erwartungsvolle Spannung.
317—319. Ein großer Mißgriff Oesterreichs — der Wiener Congreß — die deutsche Kaiserkrone.
320—321. Neuer Feldzug gegen Napoleon — vier Söhne und ein Schwiegersohn wieder im Feld. 1815.
322—326. Voll freudiger Hoffnung — Ansichten bezüglich Frankreichs — an seinen im Felde stehenden Sohn Cajus.
327—331. Heldentod des Sohnes Christian. 1815.
332. Ueber seine Söhne im Feld.
333—336. Gottes Segen beim Tode der Geliebten.
337—340. Niebuhr über Christian — über seine verstorbene Frau — über das Benehmen der Deutschen im Elsaß.
341—346. Warum Stolberg das Leben Alfred's des Großen geschrieben — scribendo discimus — Umfassung alles Edlen und Guten ist wahre deutsche Art.
344. Deutschlands Beruf. 1815.
345—346. Furcht vor irregeleitetem Patriotismus.
347. An den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm über Alfred den Großen.
348. Antwort des Kronprinzen.
348—349. Lob des Kronprinzen.

III. Aus der Zeit vereitelter Hoffnungen.

350—351. Gründe seiner Besorgnisse für Deutschland.

Seite
352. Boten besserer Zukunft.
353. Unsere Aufgabe.
354—361. Berechtigung des Adels — dessen Bestimmungen — ob der Abschluß eines Rittervereins rathsam sei — wie der Adel sich aufrecht erhalten könne — dessen Gegner.
362—363. Deutsche Zustände. 1816.
364. Mißgriffe Oesterreichs.
365—366. Verhältniß zwischen Staat und Kirche — Unabhängigkeit der Kirche dringend nothwendig.
367. Eine politische Schrift von Chateaubriand.
368. Die neue württembergische Verfassung. 1817.
369. Ludwig XVIII. untergräbt seinem Nachfolger den Thron, auf den vielleicht ein Orleans sich setzen wird.
370. Schreckliche Nothwendigkeit, Verfassungen machen zu müssen.
371. Ueberall lauter Consonanten ohne Consonanz und Fragezeichen hin und her.
372—374. Göttliche Anordnung der ganzen Verzweigung der Autorität — die Fürsten durch falsche Popularität befangen — die Macht der Zeitungsschreiber — falsche Philosophie.
375—377. Eigentlicher Grundschaden Deutschlands — Politik wird zur Mode, Religion erscheint als Luxus.
378. Englische Zustände.
379. Auch in schlimmer Zeit an den rechten Grundsätzen festhalten und die Hoffnung nie aufgeben.
380. Worin das Große der bürgerlichen Gesellschaft besteht. 1818.
381. Aus Deutschland geht Heil oder Unheil für Europa hervor.
382. Der preußische Minister Bernstorff.
383—385. Ein Brief Niebuhr's über das gedemüthigte und geschändete Vaterland — gegen Wessenberg für den Papst.
385. Drohender Atheismus und Militärdespotismus.
386. Eine politische Mahnung.
387—388. Claus Harms — seine Gegner und Freunde.
389. Die Neologie vorherrschend unter der protestantischen Geistlichkeit.
390. Adam Müller als politischer Schriftsteller.
391. Jugendbildung — Claus Harms.
392. Kirche — wandelbare Religionsparteien — Treiben der Geheimbündler.

Seite
393. Kotzebue's Ermordung und der tolle Schwindelgeist. 1819.
394. Was in Deutschland hätte geschehen sollen.
395. Lage des Protestantismus.
396—400. Kotzebue und die Illuminaten — Wünsche für das aufblühende Geschlecht — Beschäftigung mit der heiligen Schrift.

Drittes Buch.

Arbeiten auf kirchlichem Gebiet.

S. 401—455.

401—445. Seine Geschichte der Religion Jesu Christi.
402—403. Plan derselben.
404—405. Das alte Testament im Verhältniß zum neuen.
406. Aussprüche über die heilige Schrift im Allgemeinen.
407—408. Will durch dieses Werk besonders auf die Jugend wirken und den menschenfeindlichen Bestrebungen des Unglaubens entgegentreten.
409. Der sadducäische Geist unserer Zeit.
410. Die falsche Wissenschaft und ihre Früchte.
411. Das Wesen der Religion Jesu Christi.
412. Der Katholik im Besitze wahrer Freiheit.
413—422. Urtheile über die Religionsgeschichte: vom Grafen Christian — von Friedrich von Schlegel — von Johann von Müller — von Claudius — von Stolberg selbst — von Joseph de Maistre.
423. Gottes Gerichte über die Kirche — die Bedeutung der Verfolgungen.
424. Die falschen Lehrer die gefährlichsten Verfolger der Kirche.
425. Christliche Erziehung.
426. Nutzen des Studiums der Alten.
427. Gefahren der Beschäftigung mit dem heidnischen Alterthum.
428—429. Der Geist des Heidenthums.
430. Das Seufzen der unerlösten Creatur in den heidnischen Kunstwerken.
431. Gegen die Verächter des Studiums der Alten.
432—434. Allgemeine wissenschaftliche Ausbildung eines christlichen Jünglings.
435. Die Religion Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen.

Seite
436. Der Protestantismus und seine Bekenner.
437—438. Gewissensfrage einer Protestantin.
439. Opfer und Segen der Conversion.
440. Wie gefährlich die Menschenfurcht.
441. Die Bekehrung ein Wunder der Gnade.
442. Der erkannten Wahrheit folgen.
443. Die Vorsehung und ihre Wunder.
444—445. Die Religionsgeschichte erwirkt zahlreiche Conversionen.
445—446. Von und über Steffens.
446—449. Will keine Selbstbiographie schreiben — ein Ausspruch Klopstock's — über die Bekenntnisse des hl. Augustinus.
449—451. Sein Leben des heiligen Vincentius von Paula — dessen Einfluß. 1818.
452—453. Seine Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift — sein Büchlein von der Liebe. 1819.
454. Leiden der Liebe.
455. Die Liebe im Stolberg'schen Hause.

Viertes Buch.

Aus dem häuslichen Kreise. 1814—1819.

S. 456—510.

456—459. Krankheit und Tod des Sohnes Franz. 1815.
460—462. Wachsende Liebe im Familienkreis — die Schwägerin Luise — die verstorbenen Geliebten.
463—465. Freudiges Beisammensein — der Sohn Cajus auf der Universität. 1816.
466. Nachruf an die Gräfin Julia Reventlow. 1817.
467—471. Ueber Clemens Brentano — Kellermann — Geburtstagserinnerungen — über das Verhältniß zu frommen Protestanten — zu heimwehsüchtigen Pilgern.
471. Es ist ein Glück, daß Stolberg kein öffentliches Amt bekleidet.
472—476. In welchem Geiste die Gräfin ihre Kinder erzieht — Nothwendigkeit guter Lectüre — die beiden Schlosser — über Stolberg und die Kinder.
477. Ueber die auf der Universität studirenden Söhne. 1818.
478. Bei der Krankheit einer Schwester.

Seite
479—480. Für das Album einer Tochter — der Zauber der Buchstaben — Täuschung feiner Seelen.
481. Verhältniß zum Bischof Sailer.
482—483. Sailer über sein römisch-katholisches Glaubensbekenntniß und die Folgen der Sectenbildungen.
483—484. Sailer über Carl Passavant — über Sigrist.
485—486. Friedrich von Schlegel und Kellermann über Sailer.
486—488. Sailer bei Stolberg auf Besuch (1818) — seine Aussprüche über die Stolberg'sche Familie — die Diepenbrock'sche Familie ein rechter Gottesbund.
489—490. Aus dem innern Leben der Gräfin — Overberg über den Glauben.
491. Gebet für die von der Kirche Getrennten.
492—493. Aus dem Familienleben. 1818—1819.
494—495. Geßner — Jacobi — der Symboliker Creuzer. 1819.
496. Deus in nobis.
497. Jugenderinnerungen und Hoffnungen.
498—499. Die Schmähschrift von Voß — Bitte an den Bruder, sich nicht in einen Streit mit diesem einzulassen — Goethe über die Schmähschrift. 1819.
499—500. Stolberg's Schwanengesang über die Liebe — Lied an die hl. Jungfrau Maria. 1819.
501. Sein siebenzigster Geburtstag.
502—510. An seinem christlichen Krankenbett — seine Gesinnung gegen Voß — Bitte für und an die Seinen — sein Tod am 5. Dec. 1819 — Grabstätte in Stockkempen — Gedicht vom verstorbenen E. Michelis.
511. Personen-Register.

Die am 1. Juni 1800 in Münster in Westfalen erfolgte Conversion des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg ist von protestantischer Seite wiederholt als ‚eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen jener Zeit‘ bezeichnet worden.

Fast in allen Ländern Europa's wurde damals die katholische Kirche offen oder im Geheimen verfolgt: ihr Oberhaupt lebte in seinem eigenen Lande wie ein Verbannter, Cardinäle und Bischöfe waren für ihren Unterhalt zum Theil auf protestantische Almosen angewiesen; unzählige kirchliche Anstalten lagen in Trümmern; das kirchliche Leben schmachtete unter dem Druck des Alles regierenden Polizeistaates. In der Wissenschaft und Literatur hatten, insbesondere in Deutschland, die katholischen Ideen alle Geltung verloren und die literarischen Stimmführer prophezeiten das baldige Ende der Kirche. ‚Die Kirche Roms,‘ sagte Herder, ‚gleicht nur noch einer alten Ruine, in die kein neues Leben mehr einziehen kann.‘ ‚Nur unter dem gemeinen, abergläubischen Pöbel,‘ wähnte Nicolai, ‚kann der römische Glaube vielleicht noch ein längeres Dasein fristen; vor der Wissenschaft und Bildung wird er nicht mehr bestehen.‘ Selbst Goethe meinte: ‚Das Tridentinum hat sich in den Köpfen der Denkenden längst überlebt; die Zeit der Eroberungen scheint mir für die katholische Kirche für immer vorüber.‘

Man begreift deßhalb, welch' ein Aufsehen in ganz Deutschland entstehen mußte, als sich ganz unerwartet Graf Stolberg, ein Sprößling eines der ältesten und edelsten deutschen Geschlechter, ein an den Höfen von Kopenhagen, Berlin und Petersburg mit Auszeichnung behandelter Diplomat, ein hervorragender Staatsbeamter, eine Zierde der Nation als Dichter und Schriftsteller, ein persönlicher Freund Klopstock's und Goethe's, vor allem ein durch Gemüthsgröße und fleckenlose Ehrenhaftigkeit des Charakters in den weitesten Kreisen hochangesehener Mann mit aller Entschiedenheit sich zum demüthigen Sohn der katholischen Kirche erklärte und seiner Ueberzeugung Aemter und Ehren und weltliche Vortheile mannigfacher Art aufopferte.

‚Der Uebertritt Stolberg's,' schrieb Friedrich von Schlegel viele Jahre vor seiner eigenen Bekehrung, ‚war für ganz Deutschland wie ein öffentliches Ereigniß, das Jeden berührte, der an den höheren Fragen in Kirche und Staat irgend einen Antheil nahm. Das Wichtigste und auf Andere Wirksamste dabei ist die edle Persönlichkeit des Convertiten. Wie verschieden auch die Urtheile darüber waren und sind, an der Lauterkeit der Ueberzeugung des allgemein verehrten Stolberg können nur unlautere Naturen und verbissene Fanatiker zweifeln.'

‚Stolberg bleibt mir,' erklärte Freiherr von Stein im Jahre 1802 mit Bezug auf solche Fanatiker, ‚immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel aufopfert. Er glaubt in der katholischen Kirche Ruhe und Bestimmtheit zu finden, warum ihn mit Wuth und mit Schimpfen verfolgen?'

‚Eine schönere Großmuth,' sagte in demselben Jahre 1802 der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, der Anfangs

zu diesen Verfolgern gehörte, über Stolberg aus, ‚ein reineres sich selbst Vergessen bei jeder persönlichen Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern Menschen Herz. Und o des Himmels voll Liebe hinter seinem biedern Auge!‘

Für die verfolgten und gedrückten Katholiken war Stolberg's Rückkehr zur Kirche eine Ermunterung und Stärkung im Glauben. ‚An ihn schlossen sich,‘ sagt der Protestant Alfred Nicolovius, ‚die edleren unter seinen katholischen Zeitgenossen; ihn betrachteten sie in der Zeit der kirchlichen Bedrängniß als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt; von ihm ging so manche Anregung zum Guten aus, so manche Begeisterung für Kirche und kirchliche Wissenschaft, die damals fast überall in den Staub niedergetreten war, und seine Ansicht verbreitete sich nah und fern.‘

Für Stolberg selbst begann seit seiner Rückkehr zur Kirche die reichste Wirksamkeit seines Lebens. ‚Der Friede, den er,‘ fährt Nicolovius fort, ‚aus seinem Glauben schöpfte, die Gemüthsruhe, welche ihm geworden, und der Strom heiliger Begeisterung, der ihm fortwährend zufloß, gaben seinem Geiste eine so eigenthümliche Kraft, daß Friedrich Schlegel mit Recht behauptete, erst im Katholicismus habe Stolberg ein freies und kräftiges Dasein gefunden.‘

Zwar hatte er auch früher seine ganze dichterische und wissenschaftliche Thätigkeit ‚auf die Religion als auf das höchste Ziel bezogen‘, aber erst jetzt wurde er ein christlicher Schriftsteller im eigentlichen Sinne des Wortes. In der Muße, die er nach Niederlegung seiner Aemter und Würden genoß, war es ihm dringendes Bedürfniß, ‚von der Ueberzeugung, die ihm Friede und Freude war‘, Andern mitzutheilen und allen suchenden Seelen, mit denen auch er Jahre lang gesucht hatte, ‚in herzlich guter Meinung zu sagen,

was ihren redlichen Bemühungen allein wahre Frucht und bleibenden Werth geben könne.' ‚Mehr als alle Fragen der Wissenschaft,' sagt er, ‚verlangen die höchsten Lebensfragen eine ernste, lange, demüthige Prüfung des denkenden Menschen, und der Prüfung muß die Entscheidung folgen.'

Stolberg selbst entschied sich mit seiner Gemahlin Sophie (geb. Gräfin von Redern) zur Rückkehr in die katholische Kirche erst ‚nach siebenjähriger Untersuchung, nach täglicher Anrufung des Geistes der Wahrheit, nicht ohne Kampf mancher Art'. Er sah diese Rückkehr als seinen ‚wichtigsten, als den eigentlich entscheidenden Lebensschritt' an und spricht sich darüber in mehreren bereits wiederholt gedruckten Briefen freimüthig und aufrichtig aus.

‚Hätte ich auch nicht,' schrieb er am 26. October 1800 an seinen alten Freund Lavater in Zürich, ‚den beinahe vollendeten Einsturz der protestantischen Kirche erlebt, so wäre mir doch in ihren Hallen ohne Altar, ohne praesens numen länger nicht wohl geworden. Sie, welche der Einsiedler in der Wüste spottet, isolirt, verödet die sieben tausend einzeln Verstreuten der modernen, großen Samaria, die, des heiligen Tempeldienstes beraubt, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Von diesen Samariten lehrt mich meine Kirche glauben, daß sie Mitglieder dieser von ihnen verkannten Kirche sind, ohne es zu wissen.' ‚Nur für Die, welche ihre Wahrheit erkennen und sich durch irgend eine Unlauterkeit, mit Bewußtsein solcher, von ihr abhalten lassen, nur für diese, die allein sie Ketzer nennt, gibt und weiß sie keinen Trost. Gott, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte strahlen läßt, läßt auch manche Wolke sie verhüllen und auch das aus Liebe. Er läßt es

zu, daß so manche redliche Protestanten immer bei dem Irrthum bleiben, als sei die katholische Kirche, diese wahrhaft barmherzige Mutter, gegen Andersdenkende intolerant. Nicht der wahre Geist dieser Kirche hieß jene verfolgen, verfluchen, verbrennen. Unfehlbar in der Lehre, wie es die Lehrer auf Moses' Stuhle waren, sichert sie keinen ihrer Anhänger gegen Fehltritte in den Handlungen, so wenig den Papst wie die Hohepriester.'

‚Das dringendste Gefühl des Bedürfnisses einer durch den Geist Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren Kirche, einer Kirche, bei welcher Jesus Christus seiner Verheißung nach bleiben würde bis an das Ende der Tage, einer Kirche, in welcher noch immer der Fels, auf den sie gebaut ward, den Pforten der Hölle Trotz bot, einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenpriesters Sünden behalten und Sünden lösen konnten, einer Kirche, in welcher am Strahle göttlicher Liebe die Ambrosius, die Augustin, die heiligen Einsiedler in der Wüste und Ludwig IX. auf dem Throne, die Leone, die Katharinen, die Theresen, die Franziscus, die Borromäen zu Früchten für den Garten Gottes reiften, einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes in den Hefen unserer Zeit (in dem Augenblick, da der Antichrist mit so organisirter, so furchtbarer Macht, mit dem Schlund der geöffneten Hölle dräut) — — solche Wunder thut und eine ganze größtentheils verdorbene hohe Geistlichkeit in Frankreich, welcher die Axt schon an der Wurzel zu liegen schien, — auf einmal so umwandelt, daß der faule Baum Früchte des Lebens in solcher Fülle und in solcher Reife trieb — o Freund und Bruder, das dringende, heiße Gefühl des Bedürfnisses, zu einer solchen Kirche zu gehören — riß mich mit Banden, die stark sind wie der Tod, das heißt mit Banden der Liebe zu ihr hin. Und ich

fühle mich wie so selig, obgleich wie so unwürdig in ihrem Schooß! Da indessen sie mich gegen Sicherheit warnet, da ich, wiewohl auf Gottes Erbarmen kindlich hoffen, doch mit Furcht und Zittern meine Seligkeit suchen soll und also nicht weiß, ob ich ewig jauchzen werde: so will ich doch nun jauchzen und frohlocken, daß diese Kirche Gottes auf dem Felsen gegründet steht und stehen werde, daß der Antichrist ihr nichts anhaben könne. Die Jungfrau Tochter Sion spottet sein, die Tochter Jerusalem schüttelt ihr Haupt ihm nach.'

Die Lehre von der unfehlbaren Kirche war ihm die Kernlehre aller anderen. ‚Mit dieser Lehre stehen alle übrigen Glaubenslehren; ohne sie werden dieselben schwankend. Alle Christen sehen die heilige Schrift als eine Richtschnur des Glaubens an; die Protestanten als die einzige: die Katholiken in Verbindung mit der Ueberlieferung. Hätte jene einzige Richtschnur sein sollen, so hätte sie in so klarer Bestimmtheit müssen abgefaßt werden, daß sie keines Mißverständnisses fähig wäre. Das lebendige, kraftvolle Wort, vor dessen Hoheit wir erstaunen, dessen liebevolles Wehen unser Herz entzündet, hätte zu einem ungeheuern Schwalle von Erläuterungen und Anmerkungen und Auslegungen und Auslegungen der Auslegungen und zum voraus gegebenen Beantwortungen aller künftigen Irrthümer, Albernheiten und Spitzfindigkeiten, welche Stolz, Sinnlichkeit, Klügelei, Unverstand und Aberwitz ausgeheckt haben und aushecken werden, zu einem solchen Schwalle hätte, sag' ich, das göttliche Wort anwachsen müssen. Wie hätte es da nicht seinen Charakter der Göttlichkeit verlieren müssen! Es würde ein trockenes, ungeheures Buch geworden sein, dem Einfältigen ungenießbar, dem Gelehrten ein Studium, ohne Kraft und ohne Salbung, ein ungeheures Studium von Sprachen,

Kritik, Alterthumskunde, Geschichte, Untersuchungen über den Kanon u. s. w. Daß die heilige Schrift, so wie Gott sie uns gab, zu unzweideutiger Begründung aller Religionslehren nicht hinreiche, das lehrt die Erfahrung aller Jahrhunderte. Und wer durch Aufrichtigkeit des Herzens und Gebet dahin zu gelangen hofft, daß ihm in allen Lehren die Wahrheit einleuchten werde, der muß in den stolzen Wahn fallen, daß Allen, welche einen andern Sinn zu finden meinen, Aufrichtigkeit fehle, oder daß, wofern auch sie beten, Gott ihr Gebet verschmähe. Kein Gesetz besteht ohne Autorität der Ausleger, keine Lehre ohne beglaubigte Lehrer. Darum stiftete der Sohn Gottes seine Kirche.'

In ununterbrochener apostolischer Nachfolge ,erhielt sich zu allen Zeiten vollkommene Uebereinstimmung der Lehre bei allen Bischöfen der katholischen Kirche und in allen ihren Kirchen, die doch schon zu der Apostel Zeiten in drei Welttheilen sich verbreitet hatten. Darum auch ward von jeher die in allen Kirchen übereinstimmende Ueberlieferung für katholische, das heißt für allgemein apostolische Lehre gehalten. Daher auch der hohe Begriff, den von jeher diese Kirche von der bischöflichen, als einer apostolischen Würde hegte, weil in der Versammlung dieser aus allen Ländern zusammenkommenden Nachfolger der Apostel, so oft eine von Neuerern angefochtene Lehre soll bestimmt werden, die Ueberlieferungen aller Kirchen verglichen werden, aus deren Uebereinstimmung die Gewißheit der Lehre hervorgeht. Es ist in der That unmöglich, daß eine irgendwo neu aufgekommene Lehre in die katholische Kirche einschleichen könne, man müßte denn, uneingedenk der Verheißungen des Sohnes Gottes, nicht nur glauben, daß er seine Kirche verließe, sondern daß er statt des verheißenen „Geistes der Wahrheit" einen Geist des Truges aussendete, um auf einmal

alle Lehrer aller katholischen Kirchen zu täuschen, so zu täuschen, daß sie nicht nur eine neue, also falsche Lehre annähmen, sondern auch glaubten, diese falsche und neue Lehre sei die alte Lehre, sei immer ihre eigene Lehre gewesen.'

Das Haupt der Kirche ist der Papst. ‚Der hl. Irenäus, Jünger des hl. Polykarpus, der ein Jünger des hl. Johannes des Evangelisten war, den man also einen geistlichen Enkel des großen Evangelisten nennen könnte, schreibt, daß alle Kirchen sich an die Kirche zu Rom halten müssen wegen ihres mächtigen Vorrangs. Es sei mir erlaubt zu fragen, wie und wann auf einmal der Glaube an den Vorrang der Kirche zu Rom hätte entstehen können? Man darf es nie aus dem Gesichte verlieren, daß schon im ersten Jahrhundert die katholische Kirche sich über drei Welttheile verbreitet hatte. Die Bischöfe waren Nachfolger der Apostel und wurden von Allen dafür angesehen. Sie waren sich ihrer Würde bewußt und durften ihr nichts vergeben. Sie waren auch Menschen, welche nicht geneigt sind, Rechte und Freiheiten aufzuopfern. Wie? wann? wodurch wurden sie alle auf einmal bewogen, den Bischof zu Rom, der ohne alle Macht, ohne zeitlichen Einfluß dem Schwerte der Verfolgung mehr ausgesetzt war, als sie alle, für ihr Haupt zu erklären?'

‚Als Protestant geboren,' sagt er in einem fast gleichzeitigen Briefe an den Grafen von Schmettau, den Bruder der Fürstin v. Gallitzin, ‚sah ich mit Schmerz den Protestantismus zusammenstürzen. Er stürzte ohne Anstoß in Folge seiner eigenen Hinfälligkeit; er gerieth in Verfall durch einen ihm eigenthümlichen Keim des Verderbens. Selbst sein Name Protestantismus, — ein sprechender Name, weil er verneinend ist, — verkündigt einen unruhigen, stürmischen Geist, mehr zum Zerstören als zum Bauen geneigt. Bald

wandte er seine Waffen gegen sich selbst, entschlug sich der bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten, vertauschte sie mit Zweifeln und ist im Begriffe, mit großen Schritten dem Atheismus zuzueilen. Kant wird viel mehr ein gewandter Diener desselben als das Haupt einer neuen Sekte. Die katholische Religion, unerschütterlich, unveränderlich durch ihre Natur, ist weder von den zerstörenden Grundsätzen der Scheinweisheit angegriffen worden, noch kann sie es werden. Der Katholik hört auf Katholik zu sein, er verläßt seine kirchliche Gemeinschaft, sobald er sich im Mindesten vom Dogma entfernt, denn das System der wahren Religion, das sich gründet auf der Wahrheit, welche nur Eine ist, kann seinen Charakter der Einheit nicht aufgeben; es gleicht der Kugel; nimmt man den geringsten Theil von ihr weg, so hört die Kugel auf, eine solche zu sein. Von diesem Gedanken lebhaft bewegt, rührte mich zu gleicher Zeit die Wahrnehmung, daß die Katholiken weit besser als die Protestanten durch ihr Leben der vom Evangelium vorgeschriebenen Sittenlehre entsprechen. Ich bewunderte einen und denselben Geist, der seit achtzehn Jahrhunderten dieselben Anschauungen einflößt und der zugleich den Muth und die Kraft verleiht, das Leben darnach einzurichten. Ich war erstaunt und gerührt von dem großartigen Schauspiele, welches sich in unsern Tagen unsern Augen dargeboten hat. Wir haben diese Kirche, welche der Ungläubige wegen ihres Alters für abgelebt hielt, treue Bekenner, edelmüthige Martyrer hervorbringen sehen. Das 18. Jahrhundert, dieses ebenso entkräftete als entweihte Jahrhundert, hat diese Wunder hervorgebracht bei einem Volke, welches dem Jahrhundert seinen Charakter verliehen, dessen Sittlichkeit durch seinen angeborenen Leichtsinn, durch die Verdorbenheit eines maßlos ausschweifenden Hofes und durch die Wuth eines ungläu-

bigen Fanatismus untergraben war.' ‚Alle christlichen Gemeinden nehmen das Gesetzbuch einer ebenso Ehrfurcht einflößenden als einfachen Sittenlehre an; aber nur bei den Katholiken fand ich Menschen, welche dieser Sittenlehre treu waren, ich fand unter ihnen in allen Jahrhunderten einfache und außerordentliche Menschen, unterthänige und heldenmüthige, kurz Heilige. Während der Katholik seine Tugend an diesen großen Vorbildern und an den Beweggründen ihres Thuns emporarbeitet, sieht sich derjenige Protestant, welcher noch das Christenthum nicht verlassen hat, irre gemacht und darauf beschränkt, sich erleuchten zu lassen von dem Lichte, welches in den Werken der Katholiken leuchtet.'

Denselben Gedanken führte er am 8. Juli 1801 in einem Schreiben an den lutherischen Pastor Johann Ludwig Ewald in Bremen aus. „Ich sehe in der katholischen Kirche zu allen Zeiten Menschen, welche Christo nachzufolgen Alles verlassen. Ich sage Alles, mit Inbegriff des eigenen Willens. Ich sehe in ihr diese der Ehe Entsagenden, welche um des Himmelreichs willen ihr entsagen, von denen unser Herr redet. Daß er nicht von Schwärmern sprach, sondern von solchen, die etwas Großes, der Natur Schweres, ja fast Unbegreifliches thun, beweist sowohl der starke Ausdruck, mit dem er sie bezeichnet, als auch seine Worte: „Wer es fassen mag, der fasse es." Eben so versteht es der Protestant Grotius, der treffliche Grotius, dessen Auslegung dieser Stelle wohl von seinen Glaubensgenossen erwogen zu werden verdient. Ich sehe in der katholischen Kirche Männer und Frauen, welche trotz des allgemeinen Spottes, den der Name Heilige beim großen Haufen unter den Protestanten erregt, doch unter frommen Protestanten Bewunderer, aber nicht ihres Gleichen gefunden

haben. Es ist doch merkwürdig, daß der wahrhaftig fromme Protestant Tersteegen, welcher das Leben heiliger Seelen in einem großen Quartbande geschrieben hat, keinen Einzigen seiner Glaubensgenossen diesen heiligen Seelen zugesellen konnte. Merkwürdig ist auch die sichtbare Verlegenheit, mit welcher er sich in der Vorrede über diesen nicht glücklichen Umstand erklärt.'

‚Fern sei es von mir,' fügte er aber hinzu, ‚so wie es fern von jedem Katholiken ist, der den Geist seiner Kirche kennt, zu zweifeln, daß auch unter Protestanten heilige Seelen gewesen und noch seien, heilig in demjenigen Sinne des Wortes, welcher alle Kinder Gottes bezeichnet. Ich ehre und liebe wie Sie das Andenken Lavater's und Pfenninger's, habe Ehrfurcht für Spenern, Franken, Zinzendorfen. Und ich hatte als Kind, als Jüngling, als Mann das Glück, mit schönen Seelen beiderlei Geschlechts durch die innigsten Bande der Natur und der Liebe verknüpft zu sein, deren Andenken mir eben so heilig ist, als das Andenken jener Männer. Aber meine Kirche lehrt mich auch, solche für Mitglieder der wahren, wiewohl von ihnen verkannten Kirche zu halten.'

‚Die Kirche zeigt sich dadurch,' schreibt er der Fürstin von Hohenlohe, ‚als gute Mutter und als die Braut Desjenigen, der lehrend, lebend und sterbend uns die höchste Liebe lehrte, daß sie ein so liebliches und heiliges Band der Gemeinschaft um ihre Kinder schlingt. Die Gemeinschaft der Heiligen wird zwar auch in den Glaubensbekenntnissen der von der katholischen Kirche abgewichenen Partheien genannt, aber wirklich ohne daß sie einen Sinn damit zu verbinden wissen. Dasjenige, was der Katholik unter diesem Ausdruck versteht, ist unaussprechlich groß, trostvoll und heilig. Er fühlt schon hienieden in ewigen Banden

wachsender Liebe sich vereinigt mit Allen, welche an dem großen Weinstocke wachsen, dessen Reben sich aus der Erde und der Zeit erheben und durch den Himmel und in die Ewigkeit verbreiten.'

‚Wir leben in merkwürdigen Zeiten, gnädigste Fürstin! Das Reich Jesu Christi war wohl noch nie in so sichtbarem Kampfe mit dem Reiche der Finsterniß. Dem menschlichen Ansehen nach möchte es wohl scheinen, als ob die Finsterniß den Erdenkreis bedecken sollte; aber desto herrlicher wird der Sieg des Lichtes sein. Vielleicht wird der Leuchter des Worts dem undankbaren Europa entrückt, um in einem andern Welttheile desto heller zu leuchten. Vielleicht wird Europa durch Begebenheiten, von denen wir bisher nur das Vorspiel sahen, in Flammen der Trübsal geläutert. Immer wird der Löwe vom Stamme Juda siegen und den Seinen nicht Löwe, sondern Lamm sein, das erwürgt ward und dem auch wir einst singen werden ein neues Lied: „Das Lamm, das erwürgt ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!"'

Diesen bereits bekannten Briefen reihen wir gleich aus den ersten Jahren nach seiner Conversion mehrere neue an, in welchen sich Stolberg's hochherzige katholische Gesinnung in wohlthuendster Weise offenbart.

‚Es that mir leid,' versicherte er seiner Schwester Catharina am 3. März 1801 mit Bezug auf seinen erkrankten protestantischen Freund, den Grafen Ludwig von Reventlow, ‚in Deinem Briefe eine Bemerkung zu finden, die auf den alten Vorwurf zu zielen schien, welcher so oft der katholischen Religion gemacht wird, als lehre sie uns auf etwas Anderes als auf das Verdienst Jesu Christi uns verlassen. Sie ist so weit davon entfernt, daß in unsern Kirchen

alle Tage sich die Gemeinden im Gebete vereinigen, daß Gott nicht auf unseren Werth, der da nichts sei, sondern nur auf das Verdienst Jesu Christi sehen wolle. Sie lehrt uns nach den Ausdrücken des tridentinischen Conciliums, daß unsere Sünden uns verziehen werden, aus bloßer Barmherzigkeit um Jesu Christo willen, und daß wahre Christen einer freien Gnade des heiligen Geistes das Gute, was Er in ihnen wirkt, zuschreiben müssen; daß, wenn die heilige Schrift von Belohnung der guten Werke spricht, wir erkennen sollen, daß Gott nur Seine Gaben in den Gerechten kröne. Es wird freilich kein ächter Katholik, welcher glaubt, daß gute Werke, die er gethan hat, Früchte des heiligen Geistes sind, sie wie der gute Superintendent Lau dem Teufel vermachen; aber er wird sich selbst nichts davon zuschreiben. Er sagt mit dem hl. Augustin, daß die Gerechtigkeit der Heiligen weit mehr in Vergebung der Sünde, als in Vollkommenheit der Tugend bestehe. Er bekennt und glaubt, daß keine gute Handlung vor Gott (also überhaupt, denn außer der Wage des Heiligthums darf er kein Gewicht brauchen, weil falsche Wage und Gewicht vor dem Herrn ein Gräuel sind) irgend einen Werth habe, die nicht Seinetwegen geschehe; und daß selbst diese nur um des Verdienstes Jesu Christi willen von Ihm mit Gnade angesehen werde. Daß also unser geliebter Freund und Bruder, der viele gute Werke gethan hat, gethan um Gottes willen, und dessen schönes Leben ein nicht in verhallenden Worten, sondern in bleibenden Thaten gesetzter Hymnus der Religion war, daß dieser unser lieber Freund und Bruder sich einzig und allein auf das Verdienst Jesu Christi verläßt, deß freuen wir uns von ganzem Herzen und deß freuet sich mit uns unsere Gallitzin auch von ganzem Herzen und Overberg mit uns. Und der ist kein

Katholik, der einem Engel glauben würde, wenn er ihm ein anderes Evangelium predigte, als das, welches sich auf Jesu Tod und Verdienst bezieht und bei uns seit 1800 Jahren ohne die mindeste Veränderung gepredigt, worauf getauft, worauf gestorben wird.'

‚Es ist mir lieb,' fuhr er am 24. März in einem Schreiben an die Schwester fort, ‚daß mein Brief an Dich Dir lieb war, aber wie konntest Du mir andere Gedanken und Empfindungen zutrauen? Mich dünkt, dazu kanntest Du immer mich, ehemals auch die katholische Religion zu gut, um ihr zuzuschreiben, was Privatirrthum Einiger ist. Wenn gesagt wird, wie es der Apostel von einer sagt und keine andere Anspruch darauf macht noch machen kann, sie sei ohne Runzel und Flecken, so gilt das von der Lehre der Kirche, bei welcher Jesus Christus bleibt bis an's Ende der Tage, der Er Seinen Geist verhieß und also gab, sie in alle Wahrheit zu leiten und bei ihr zu bleiben ewiglich. Privatirrthum ist von ihr so verschieden wie Privatleben manches Katholiken vom Leben solcher Heiligen, wie, nach Lavater's Bekenntniß, nur sie bildete.' ‚Ueber die Materie, welche Gnade und Natur, welche Liebe umfaßt, diejenige Liebe, in deren zwei Geboten das Gesetz und die Propheten hanget, über diese Materie, welche die innerste Seele der Religion ist, die Burg, mit der die Natur nicht allein nichts zu thun hat, sondern die sie auch nicht ahnden kann — kann man höchstens nur stammeln und so leicht irren. So wie wir nur in seinem Lichte das Licht sehen, können wir auch nur in seiner Glut wahre Wärme fühlen. Gott bewahre uns vor unheiligem Feuer und lasse Dich und mich und Alle, die wir lieben, in seiner Glut für ihn und in ihm und nur in ihm für einander glühen und in ihm und nur in ihm leben und lieben.'

‚Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß während der Kreuzzüge ein christliches Weib in einer Stadt des Morgenlandes den europäischen Kriegern begeistert entgegensprang, eine Fackel in der rechten, einen Wasserschlauch in der linken Hand. „Die Hölle will ich auslöschen," rief sie, „und den Himmel verbrennen, denn nur solche seh' ich, die da fürchten oder hoffen, und nicht Einen, der mit reiner Liebe Gott liebt."'

‚Die katholische Kirche hat zu allen Zeiten die Vollkommenheit des Christen in diese Gesinnung gesetzt, welche, nicht mehr gegängelt von Furcht und Hoffnung, aus lauterer Liebe zu Gott, als der Urschöne, der Vereinigung mit ihm entgegenstrebt. Zwar hofft ein solcher Christ, denn wie sollte er nicht! aber unabhängig von der Vorstellung künftigen Wohls oder künftigen Wehs ist seine Liebe. Dieser Liebe voll ruft Assaph aus: ‚Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir auch Leib und Seele verschmachten, so bist doch Du, Gott, meines Herzens Trost und mein Theil!'

‚Wer die katholische Kirche beschuldigt, sie habe sich je wider diese Vorstellung erklärt, der ist mit ihrem Geiste völlig unbekannt, völlig unbekannt mit den Lehren und dem Leben der Heiligen, die sie den Gläubigen zu Mustern empfiehlt. Nur solchen Männern hat sie Einhalt gethan, welche die oberste Zinne zur ersten Stufe machten und diese höchste Liebe als Erforderniß zur Seligkeit vorstellten, da doch Jesus Christus selbst die Bewegungsgründe, welche der Furcht und der Hoffnung entlehnt sind, den Menschen vorhält. (Matth. 25.) Und solche Männer nahmen die Zurechtweisung der Kirche kindlich an, durch diese Kindlichkeit zeigend, wie bereit sie waren, sich den Aussprüchen der Kirche zu unterwerfen, welcher Jesus Christus verheißen

hat, daß er bei ihr bleiben wolle alle Tage bis an der Welt Ende, welcher er seinen Geist gegeben, den Geist der Wahrheit, der sie in alle Wahrheit leiten und bei ihr bleiben sollte ewiglich.'

‚Gewisse Empfindungen,' sagt er in einem späteren Briefe an die Schwester Catharina, ‚können dem Einen wahr, dem Andern nicht wahr sein. Nicht so Lehren und auch nicht Facta. Der wahren Religion eigenthümlicher Charakter ist es, daß, sowie sie zu allen Zeiten sich gleich bleiben muß, auch alle Menschen ein Erkenntnißvermögen für sie haben müssen. Gott beruft zur Erkenntniß wie zur Tugend, dennoch vermögen wir aus eigner Kraft weder lebendige Erkenntniß noch Tugend zu erlangen; der aber beruft, kräftigt auch, wenn wir mit Entäußerung des Eigenthümlichen, mit Verläugnung des Selbst ihn demüthig um Kraft zum Glauben und zum Thun anrufen. Ich könnte nicht an eine wahre Religion glauben, wenn ich glaubte, daß irgend Eine Seele dieser Wahrheit nicht empfänglich wäre. Ich sage nicht, daß sie für Einige nicht wahr, für Andere wahr wäre, denn das wäre ja Unsinn. Auch kann ich von Religionswahrheiten nicht Eine für wesentlich, die andere für unwesentlich halten. Gottes Gaben erhalten ihren Werth durch den Geber, die Wahrheiten, welche er uns offenbart, durch den Offenbarer. Freilich führt er auf verschiedenen äußeren Wegen, aber in einem andern Sinne als wie Du es zu nehmen scheinst. Er führt rauhe Pfade den Einen, ebene den Andern, durch Leiden und durch Freuden u. s. w. Er führt aber nicht den Einen auf Wahrheit, den Andern auf Irrthum; der Weg des Irrthums ist als solcher nicht sein Weg, wiewohl er sich von dem, welcher in seiner Erkenntniß treu, immer bereit, erkannter Wahrheit zu huldigen und sie zu suchen ernstvoll

bemüht ist, auch auf diesem Wege finden läßt, das heißt ihm entgegenkommt. Ernste Prüfung, verbunden mit tiefer Demuth und mit gläubigem Gebete, verfehlt gewiß nicht Den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist; er ist nicht Wege, er ist Weg; er ist nicht Meinungen, er ist Eine Wahrheit; er ist nicht Ja und Nein, er ist Ja und Amen. Daher auch wir nicht jahen und neinen dürfen nach unserm Gutdünken, nicht aussuchen und uns, Jeder nach seinem Geschmack, eine Olla potrida zurecht ragouisiren, sondern wir müssen sein Osterlamm essen, wie er's gibt, und es darf nichts davon ungegessen bleiben.'

Auch gegen seinen alten Freund, den bekannten protestantischen Theologen J. J. Heß in Zürich, mit dem er seit seiner ersten Reise in die Schweiz im Jahre 1775 stets in treuer Verbindung gestanden, sprach er sich freimüthig über seine katholischen Anschauungen aus. Auf einen Brief, den dieser ihm durch ihre gemeinschaftliche Freundin Gräfin Julia von Reventlow zukommen ließ, antwortete er am 13. December 1803. ‚Ich sage Ihnen, mein theuerster Freund, den herzlichsten Dank für dieses Zeichen fortdauernder Güte und Liebe, die ich übrigens nie einen Augenblick bezweifelt habe. Fromme Protestanten, welche, wie ich ehemals that, über den nahen Einsturz des Christenthums bei ihnen jammern, haben mir den Uebergang zur alten Kirche nicht verargt, wohl aber jene unter ihnen, welche diesem Einsturz froh zusehen oder ihn befördern.

‚Wohl unterrichtete Katholiken wissen, daß schuldloser Irrthum nicht verdamme. So lehren die Väter, so die, welche in ihre Fußstapfen treten. „Wer unsern Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei Anathema!" spricht der hl. Paulus. Und wie sollte in ihrer Fülle die Liebe Jesu Christi in einem Bruder wohnen, der nicht mit Freude den

Satz auch umgekehrt gelten ließe: „Wer Jesum Christum lieb hat, der sei als Bruder an mein Herz gedrückt?“

‚Lassen Sie mich dabei noch bemerken, theuerster Heß, daß ich fest überzeugt sei, dieses Anathema betreffe nur Christen, welche den ihnen verkündigten Jesum Christum nicht lieb haben, nicht aber solche, die entweder nie von Ihm hörten oder die ohne Mangel an Redlichkeit, ohne Gleichgültigkeit in diesem Leben, ob sie schon von Ihm hörten, nicht von seiner göttlichen Sendung überzeugt wurden.

‚Meine Kirche berechtigt mich, wie Sie von der Ihrigen dazu berechtigt werden, oder vielmehr der Ausspruch des Apostels macht es uns zur seligen Pflicht, zu glauben, daß Heiden, welche dem ihnen in's Herz geschriebenen Gesetz treu sind, vor Gott gerecht erfunden werden, und in diesem Sinne sagt der hl. Justinus so schön, daß Sokrates und Andere, die dem Worte Gottes in ihnen, τῷ λόγῳ treu blieben, Christen waren. Solcher sind, wer wollte daran zweifeln, vielleicht mehr als wir ahnen, unter Heiden, Muselmännern und Israeliten.

‚Daß dieses meine innige Ueberzeugung sei, das bezeuge ich Ihnen, theurer Freund! beim Namen „des wahrhaftigen und treuen Zeugen, der da Augen hat wie Feuerflammen“ und der mein Innerstes durchschaut: Er, auf den wir Beide unsere ganze Hoffnung setzen, Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit!

‚Sie sehen, daß ich nicht intolerant bin. Aber ich hoffe zu Gott, daß ich auch nie im neuesten Sinne des Worts tolerant, das heißt gleichgültig, das heißt lau, das heißt recht aus dem Munde Jesu Christi ausgespien zu werden, sein werde.

‚Nach siebenjähriger Untersuchung, unter steter Anrufung

des hl. Geistes ward ich katholisch, ward als solcher Genosse jener Gemeinde, die Jesus Christus auf Simon, den Er darum Felsen nannte, gründete, welcher Er Einheit des Glaubens nicht etwa nur anempfahl, sondern verhieß, eine Verheißung, die Er durch Sendung des hl. Geistes sicherte, welcher die Gemeine „in alle Wahrheit leiten und bei ihr bleiben sollte ewiglich". Ich ward Genosse jener Gemeine, für welche Jesus Christus seine Sakramente stiftete, Sakramente, die ich als leuchtende und erwärmende Lichter des Heiles an einer goldenen Kette der Ueberlieferung alle Jahrhunderte hindurch im Tempel Gottes finde.

‚Auch ich hatte geglaubt an jene Stimmen, welche die Kirche Gottes der Neuerung zeihen, an Stimmen, welche von allen durch die Reformatoren in Zweifel gesetzten und sofort flugs verbannten Glaubenslehren behaupten, daß sie nach und nach hinzu gedichtet worden. Aber ich fand nicht einen Protestanten, welcher von irgend einer der von ihnen angefochtenen Lehren den Zeitpunkt ihrer Entstehung anzugeben vermocht hätte. Vielmehr hatte ich bemerkt, wie alle einzelnen von der katholischen Lehre abweichenden Glaubenslehren der Protestanten schon in früheren Zeiten als Neuerungen waren gerügt und in allen Welttheilen als irrig waren verworfen worden.

‚Vorzüglich aber fiel mir auf, daß die Einheit und Unfehlbarkeit der Kirche immer von allen Lehrern der Kirche als das große Palladium anerkannt worden. Es fiel mir auf, daß große Nachfolger der Apostel in Italien, Gallien, Afrika, Alexandria, Jerusalem, Antiochia — lange vor Constantin — Männer, welche ihre Würde zu behaupten so fähig als werth waren und unter ihnen im dritten Jahrhundert der große hl. Cyprian, welcher mit apostolischem Muthe, wie Paulus dem Petrus, zweien hl. Päpsten wider-

stand, doch Alle, aus Einem Munde Alle, den Vorrang und den Sitz der katholischen Einheit in Rom auf dem Stuhle Petri erkannten.

‚Nun noch,‘ so schloß er am 16. December, ‚ein Wort herzlichster Verehrung und Liebe an Sie, theuerster Freund! Mit Wehmuth sehe ich Sie mir so freundlich, ernst und heiter die Hand zum Abschiede für diese Welt reichen. Ich schlage meine Hand ein, denn ich darf nicht hoffen, noch die Schweiz zu besuchen; aber einst sehen wir uns! Meine Frau umarmt mit mir Sie und die lieben Ihrigen von Herzen.‘

Aus den ersten Jahren nach seiner Conversion liegt auch ein für seine religiösen Anschauungen nicht minder charakteristischer Brief an die Gräfin Amalia von Münster vor. Diese hatte ihren Mann durch den Tod verloren und suchte in ihrem Unglücke, an allen positiven christlichen Heilswahrheiten zweifelnd, vergebens Trost in der Jacobi'schen Philosophie, als deren Anhängerin sie sich bekannte. ‚Sie haben mich,‘ schrieb ihr Stolberg, ‚vom ersten Augenblicke an, da ich Sie kennen lernte, immer lebhaft interessirt, und ich habe nie ohne innige Theilnahme an Sie gedacht. Eine wahre Theilnahme dieser Art nimmt immer den Charakter des Wunsches an, eines Wunsches, welcher nicht leicht gestillt wird, weil er immer höher hinaus will und in der That auch immer höher hinausgehen soll! Wie oft und mit welchem Herzen theilte meine selige Agnes [1] diese Wünsche für Sie!

‚Ich weiß, daß Ihnen das Andenken meiner seligen

[1] Stolberg's erste Frau, geb. von Witzleben, † am 15. November 1788.

Agnes theuer ist, und ich bin versichert, daß diese liebevolle schöne Seele das Andenken ihrer Amalia mit sich hinübergenommen hat, hinüber in die Gefilde des Lichtes und der Liebe, hinüber in die Gefilde, wo keine Empfindung, wie so oft auf der Erde geschieht, als ein taubes Samenkorn, oder als ein solches, welches von Vögeln gefunden wird, verloren geht, sondern wo sie wurzelt, blühet und Früchte trägt — Früchte der Ewigkeit!

‚So unvollkommen unser Wissen hienieden ist, ebenso unvollkommen sind auch unsere Empfindungen, beide sind nur Ahnung und Ahnungen sind zweideutiger Natur. Sie kennen die homerische Idee des hörnernen und elfenbeinernen Thores, durch welches Träume zu uns kommen; wir sehen das Traumbild, aber wer sagt uns, ob es durch das unscheinbare hörnerne Thor zu uns kam und Wahrheit verkündigte? oder ob es durch das glänzende Thor von Elfenbein flatterte und nichtige Erscheinung war?

‚So müssen wir, meine edle Freundin, ein Spiel unserer Ahnungen sein, wenn nicht befreundender Glaube, wie dort die Pallas dem Diomedes, uns erscheint, um den Nebel uns von den Augen zu nehmen, auf daß wir Götter von Menschen, Wahrheit von Wahn und Tand zu unterscheiden wissen.

‚So lange uns das Leben lacht, sind wir zu geneigt, es mit unseren Träumen nicht so genau zu nehmen, Ahnungen, die uns liebkosen, wollen wir nicht bezweifeln. Wie Unrecht haben wir gleichwohl! Sollten wir nicht wie die Bienen Honig für den Winter zubereiten? Noch ehe die bunten Seifenblasen, an denen wir uns ergötzten, platzen, sehen wir schon, wie sie sich entfärben.

‚Wenn Leiden uns umnachten, dann sind wir geneigter, nach etwas Besserm auszulangen, uns zum großen Unbe-

kannten und gleichwohl so Nahen hinzuwenden und dem befreundenden Glauben Gehör zu geben, wenn er uns Trost zusprechen will. Derjenige, welcher Urheber, Inhalt und Geber des Glaubens ist, den ich meine, lud die Mühseligen und Beladenen ein, um sie zu erquicken.

‚Mich dünket, ich sehe Sie freundlich, doch mit Wehmuth lächeln, vielleicht auch mit ernster herzbelastender Wehmuth bei sich selber sagen: Wer ist mir Bürge dafür, daß dieser Glaube, den er mir freundlich zusprechen will, durch das hörnerne Thor der wahren Erscheinungen komme und nicht durch das Täuschungen sendende von Elfenbein?

‚Selber dem Labyrinthe mancher Zweifel und Irren entronnen, wünsche ich von ganzem Herzen, Ihnen meine Ueberzeugung mittheilen zu können. Aber es fehlt mir Vieles daran, so ausgerüstet zu sein, daß ich mich vermessen dürfte, Sie, dazu in einem Briefe, den Weg rückwärts zu führen, auf dem der befreundende Glaube zu uns kommt, um Ihnen das hörnerne Thor ansichtig zu machen. So erlauben auch die Grenzen eines Briefes mir nicht, mich von dem Vorwurfe der Intoleranz, den Sie mir machen, zu reinigen. Sie machen ihn mit Liebe, mit Liebe nehme ich ihn auf und lege ihn, wenigstens für jetzt, sanft bei Seite.

‚Aber mit einer Liebe, die es ernsthaft meint, mit einer Liebe, welche von meinem Glauben — einem Glauben, welcher sich von der Hoffnung so wenig als von der Liebe trennen darf — unzertrennbar ist, bitte und beschwöre ich Sie, theure Amalia, beruhigen Sie sich nicht zu leicht bei dem, was die neue Philosophie Glaube nennt, auch nicht bei dem, was sie Hoffnung, noch auch bei dem, was sie Liebe nennt! Und schon das müsse Ihrer Bemerkung nicht entgehen, daß außer der Religion Jesu Christi nir-

gends von Glaube, Hoffnung und Liebe die Rede war, ehe die neuesten Philosophen, diese absichtlichen Feinde des Christenthums, vom Christenthum auch diese Idee borgten und den Töchtern des Himmels drei bunte, nichtige Schemen entgegenstellten, denen sie die geweihten Namen gaben.

‚Der befreundende Glaube, welcher uns durch die Nacht des Lebens leiten soll, muß beglaubigt sein. Ohne Begleitungsschreiben wird ja keinem Gesandten geglaubt. Ist das Schreiben Ihnen verdächtig? So lassen Sie sich doch wenigstens auch die Boten, welche ohne Beglaubigung kamen, verdächtig sein!

‚Aber nicht verdächtig müsse Ihnen das Bedürfniß der Mittheilung des Unsichtbaren, des Nahen sein, nicht verdächtig das Gefühl, welches Sie in Stunden der Einsamkeit nicht unbesucht lassen wird! Halten Sie es fest, wenn es kommt; lassen Sie es nicht erkalten, lassen Sie Ihr Herz sich erheben, hüten Sie sich vor falscher, nichtiger Beruhigung! Beten, o beten Sie! Lesen Sie und nie ohne Gebet das Evangelium! Erwägen Sie, ob Der, welcher Ihnen im Evangelium erscheint, mit Wahrheit sagen durfte, daß Er der Weg, die Wahrheit und das Leben sei! Ob Er als Schwärmer oder Betrüger dachte, lehrte, handelte, starb; ob seine Jünger als Schwärmer oder Betrüger dachten, lehrten, handelten, starben; ob der Begriff, den die neue Philosophie von Ihm geben will, Wesen und Bestand habe; ob die Zeugnisse der heiligen Schrift Deutelung, dazu die gesuchteste, welche sie auf ein leeres Nichts zurückführt, zulassen? Ob Sie Kraft und Leben des Glaubens, der Tugend, der Liebe bei denjenigen, die das Christenthum anfeinden, oder bei denen, die es deuteln, oder bei denen finden, welche mit Petrus ausrufen: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!

‚Erwägen Sie Das und erwägen Sie es mit Gebet zum Unsichtbaren, Nahen!‘

‚Du bist die intimste Freundin Amalia's,‘ schrieb Stolberg über die in ihrem Unglücke halb verzweifelnde Frau an eine Nichte, eine positiv gläubige Protestantin, ‚stehe ihr helfend zur Seite.‘ ‚Durch den Tod ihres Mannes ist sie in eine Krisis gekommen, welche entscheidend für ihre Ewigkeit sein kann. Gott klopft immer an die Thüre eines leidenden Herzens. Verrichte Hebammendienste bei der neuen Geburt! Eure Freundschaft war intim, aber war Er der Mittelpunkt? Was sich um diese Sonne dreht, wird verewigt durch sie. Außer ihrem Bezirke ist die Region der Vergänglichkeit, des Nichts. Bitte Gott um Heiligung für Dich und für sie, für Eure Freundschaft. Versuche es, sie an die Quellen des Evangeliums zu führen, welches Milch den Anfängern, Nectar den Vollendeten ist.‘ ‚Der Einfluß, den Jacobi's Philosophie auf sie gehabt, befremdet mich nicht. Es thut mir wehe für meinen Freund, daß er sich so von Eitelkeit hinreißen läßt, sich zu freuen, wenn er edle Seelen mit seiner Philosophie, deren Nichtigkeit er einsieht, die ihn in jeder Stunde der Sehnsucht, wie er selbst sagt, bettelarm läßt, umspinnen kann. Mit einer Philosophie, die ihn oft — wie er selbst gesteht — an den Abgrund des Atheismus führt und in der That jeden consequenten Denker führen muß.‘

‚Möchte doch unsere liebe Amalia von dem Eindruck, den seine Unterredungen auf sie mögen gehabt haben, die Liebenswürdigkeit des Mannes, seinen Geist, seinen Zauber — ich kenne und erfuhr selbst auf gewisse Weise und würde auf diese Weise noch jetzt gern erfahren den Zauber seines Umgangs — möchte sie alles das, was Gott ihm bei der Geburt und durch Leitung glücklicher Umstände gab,

von dieser Philosophie absondern. Sie würde sehen, wie diese Philosophie nach jener Absonderung als ein elendes caput mortuum in ihrem Schmelztiegel erscheinen würde. Sähe sie ihn, wenn der geringste Schmerz ihn an Abnahme dieses Lebens erinnert, wie er bald so kleinmüthig, winzigmüthig, bald erbittert ist, sich im Staube windend gegen die Hand, welche Leben und Tod gibt, empört, statt unter ihr sich zu demüthigen, o wie würde sie Grauen fühlen vor der Philosophie, die aus einem der interessantesten hommes de désir, der er sonst war, einen an Kraft ohnmächtigen Pygmäen, an Gesinnung einen Titanen macht! Indem ich dieses schreibe, fällt mir die schöne Stelle Matth. 11, 25—30 ein. Lies sie und erwäge sie mit ihr.

‚Möchte sie, in deren Herzen gewiß so viel Glaube an gute Menschen ist, sich überzeugen lassen, daß man dieses sanfte Joch auf sich nehmen, diese leichte Last tragen und sich durch und durch erquickt fühlen könne! Erquickt fühlen könne auf eine Weise, wo jede Idee von Illusion schwindet, wie Schatten vor der nicht nur gesehenen, sondern auch erleuchtenden und erwärmenden allbelebenden Sonne!

‚Jesus spricht: ‚Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob Ich von mir selbst rede.‘

‚Welcher Philosoph konnte, durfte, mochte Das sagen? Und jeder, auch der letzte Jünger dieses Meisters darf, kann und mag sagen: ‚Bete mit aufrichtigem Herzen um Erleuchtung und Heiligung und Du wirst, so wahr Gott lebt, erleuchtet und geheiligt werden!‘

Erstes Buch.

Familienleben und geistiges Schaffen von 1800—1813.

Zur Zeit seiner Conversion bekleidete Stolberg das Amt eines Regierungs-, Consistorial- und Kammerpräsidenten in Eutin und war mit seinem fürstlichen Gebieter, dem Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg und dessen Minister, dem Grafen Holmer, innig befreundet. Sein Rücktritt zur Kirche machte es ihm zur Pflicht, seine Aemter niederzulegen und besonders wegen der Erziehung seiner Kinder seinen Wohnsitz in einem katholischen Lande zu nehmen. Der Abschied aus dem Kreise seiner Freunde und insbesondere die Entfernung von seinem Bruder Christian und dessen Gemahlin Luise, geb. Gräfin von Reventlow, die er fast jedes Jahr bei Besuchen und Gegenbesuchen für längere Zeit zu sehen gewohnt war, wurde ihm so schwer, ‚wie nur irgend einem Menschen von Gefühl und Gesinnungstreue', sagt er, ‚ein Abschied auf Erden mag schwer und drückend geworden sein.' ‚Von Euch Beiden bin ich versichert,' schrieb er aus Eutin am 21. August 1800 an Christian und Luise, ‚daß Ihr es ganz wisset, wie schwer es mir werde, mich von Euch zu trennen. Zu trennen am einbrechenden Abend des Lebens. Die Kinder von Euch zu entfernen, die Ihr mit so herzlicher Liebe als Eure Kinder ansehet! Ich mache mir keine Illusion über die Schwierigkeit gegenseitiger Be-

suche, welche von Jahr zu Jahr schwerer, also immer seltener werden. Ich entsage nicht ohne verwundetem Herzen der Aussicht, daß meine aufblühenden Kinder Euch wie mir die Tage des Alters aufheitern sollten. Wer ehrt diese häuslichen Verhältnisse mehr als ich? wer ward von Kindesblüthe an mehr durch sie gebildet und beglückt? Wehe dem, der mit vermessener oder fühlloser Hand diese zarten Fäden zerschneidet, um irdischen Vortheilen nachzujagen. Unruhig wird sein Leben und verödet sein Alter sein! Ich entferne mich nicht aus Wahl, beste Luise! Der Schritt, den ich that, war ein ernster Schritt, und ich darf nicht still stehen, da wo ich stehe. Nach langer Prüfung thaten wir ihn und Gott hieß ihn uns thun. Neue Ueberzeugung unsern Kindern mitzutheilen, war uns heilige Pflicht. Wer darf aber sich daran genügen lassen, den Samen des Himmels obenhin auszustreuen und ihm nicht jede Pflege zu gewähren, deren er fähig ist? Und wie dürften wir hoffen, daß diese Lehre tief in den Kindern wurzeln würde, wenn sie unter lauter theils so geehrten und geliebten Menschen lebten, welche alle eines andern Glaubens wären? Wie dürften wir hoffen, daß die großen Forderungen, welche diese neue Lehre macht, Eingang finden würden, wenn sie nicht Beispiele von der Aufopferung und Hingebung des Willens in den göttlichen Willen sähen, welche so viel lauter für die Lehre zeugen, als alle Theorie? Wie gleichgültig würden ihnen ihre Eltern scheinen, wenn sie solche aus Wahl in einem protestantischen Lande leben sähen und mit ihnen darinnen lebten? Wenn sie die immer offenen Kirchen, diese Altäre, an deren Stufen man immer Flehende oder Dankende hingestreckt im Staube findet, nur aus Erzählungen kennen lernen sollten? Und würden sie, da sie doch in diesem Lande sich nicht niederlassen könnten, nicht Fremdlinge

werden müssen in späteren Jahren, sie möchten sich hinwenden, wohin sie wollten? Kann ich wünschen, daß sie hier heirathen? Kann ich ohne Furcht des Todes sein, wenn ich weiß, wie es fast unmöglich sein würde, ihnen, nämlich den drei Kindern erster Ehe, den Glauben an die katholische Lehre zu sichern, auf den Fall, daß ich bald sterben sollte? Hier ist kein Dilemma, beste Luise! Und wäre eins, so denkst Du darin gewiß mit mir gleich, daß ein zartes Gewissen, wo der Fall eines zweifelhaften Dilemma eintritt, immer gegen seine Wünsche wählt. Ich rede hier von den Wünschen natürlicher Neigung, welche schon der Moral, geschweige dem Christenthum immer verdächtig sind'[1].

‚Neben dem beglückenden Gefühl, zur heiligen alten Kirche zu gehören, dem Gefühle der Sicherheit in den Armen, auf dem Schooße der lieben, ewig jungen Mutter, ist es mir,' sagte er gleichzeitig in einem Briefe an die Fürstin von Gallitzin, ‚in diesen Monaten eine unaussprechliche Freude, daß mir Bruder und Schwägerin nach wie vor mit innigster Liebe zugethan bleiben und auch nicht ein Schatten irgend eines Mißverhältnisses zwischen ihnen und mir eingetreten ist, wie peinlich ihnen auch die bevorstehende Trennung von mir, meiner Sophie und den Kindern sein möge.'

Dasselbe war der Fall mit dem Grafen Cajus Reventlow und dessen Gemahlin Luise, einer Nichte Stolberg's, geborenen Gräfin Bernstorff. ‚Unser guter Cajus und seine Frau, die ich von ihrer zartesten Kindheit an vorzüglich liebe,' schrieb Friedrich Leopold am 17. Juli 1800 an die Fürstin von Gallitzin, ‚besuchten uns gestern in Eutin. Sie sind ganz die Vorigen, um desto mehr, da er zu denen ge-

[1] Dieser Brief auch bei Hennes, Stolberg in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens (Mainz 1875), S. 133 - 135.

hört, welche unsere Kirche für die beste, nur nicht für unfehlbar halten. Ach, wie lange stand ich auch vor dieser halbgeöffneten Thüre und sah mit Verlangen in die Kirche hinein! Und wie einleuchtend ist mir nun die nothwendige Unfehlbarkeit! Unser Freund sieht auch mit Blicken der Sehnsucht, aber nicht sowohl nach unserer Kirche, als nach einer gehofften Vereinigung aller christlichen Kirchen in einer, die noch entstehen soll. Diese frommen Träume halten die redlichsten Protestanten noch zurück. Möge doch der Vater des Lichtes, der Geber aller guten und vollkommenen Gaben, bei dem kein Wechsel ist des Lichtes und der Finsterniß, diese Nebel zerstreuen! Ich preise die grundlose Barmherzigkeit des Vaters unseres Herrn Jesu Christi, daß Er, um mich im Gehorsam des Glaubens eingehen zu lassen in seine Kirche, vorher meinem Verstande die Wahrheiten desselben (nämlich diejenigen, welche von den Protestanten geläugnet werden) nicht so klar einleuchten ließ, als seitdem.'

‚Mit meinem Bruder,' meldete er weiter am 28. August, ‚machte ich vorige Woche eine kleine Reise von zwei Tagen nach Wandsbeck und Hamburg. Sowohl Claudius und Rebecka, als auch Klopstock, erzeigten mir alte, herzliche Liebe, doch mit dem Unterschiede, daß Klopstock mich ausdrücklich vorher gebeten hatte, der Religionsänderung nicht zu erwähnen, was denn auch geschah; da ihrer hingegen von Claudius und Rebecka in aller Ehre, ja, wiewohl nicht ohne einigen Schmerz wegen der Trennung, — mit vieler Liebe erwähnt ward. Unter Anderem sagte Claudius: „Nun, wir haben Einen Herrn Christus, und wollen gegenseitig uns auffordern, wer ihn von uns Beiden am meisten lieben wird." Auch Caroline Perthes (Claudius' Tochter) und die andern Kinder waren wie immer.'

Anfangs October 1800 siedelte Stolberg mit seiner Fa-

milie nach Münster über und trat dort in den herrlichen Freundekreis der Fürstin von Gallitzin, Fürstenberg's, Overberg's, Droste-Vischering's, und all' der andern mit diesen verbundenen trefflichen Menschen ein, die,' schreibt er, ‚so viel lautere Gesinnung, aufopfernde Liebe, rastlose Thätigkeit, Jeder in seiner Art und in seinem Berufe, besitzen, daß man es wie eine ganz besondere Gnade und als reichen Segen betrachten muß, unter ihnen leben und sich an ihnen erheben und erbauen zu können. Und dennoch brennt's mir im Herzen nach den fernen Lieben, mit denen ich jetzt nur mehr durch den dürftigen Nothbehelf des schriftlichen Wortes in Verbindung stehe. Aber wie süß ist dieser Nothbehelf der Briefe!'

Diese Briefe gewähren uns einen Einblick in sein inneres und äußeres Leben.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 15. Oct. 1800, Mittwoch Abends.

Von früh an bist Du mir heute [1] noch lebhafter und öfter als sonst vorgeschwebt, und ich bedarf nicht Dir zu sagen, mit welchen Erinnerungen, welcher Sehnsucht, welchen Wünschen, kurz mit welcher Vergegenwärtigung durch Liebe, Wehmuth und Freude. Je stärker ich die Sehnsucht nach Dir fühle, desto mehr empfinde ich ja auch, was Du mir bist, und wie sollte dieses Gefühl nicht Freude geben, um desto mehr, da ja jene Sehnsucht einmal soll gestillet, die Freude aber in ewige Wonne soll verwandelt werden.

Schweig' denn, o Thräne, die in Wehmuth Trost weinet,
Mach' das Herz nicht weich, tröste nicht mehr!

[1] Am Geburtstage des Bruders.

Ist am Ziel denn nicht Vollendung?
Nicht im Thale des Todes Wonnegesang?

Und noch im Thale dieses Lebens werden wir uns, so Gott will, noch manchmal begegnen. Sophie hat diesen Tag, an dem sie so gerne Dir geschrieben hätte, mit sehr starker Migraine im Bette zugebracht. Die Gallitzin hat Dir zu Ehren einen Geburtstagskuchen machen lassen und mit herzlicher Theilnehmung Deine Gesundheit ausgebracht, woran auch Fürstenberg Theil nahm. Dieser ehrwürdige und liebenswürdige Greis hat noch alle geistigen und körperlichen Fähigkeiten wie ein junger Mann. Vom Alter hat er nur die lange und tief durchdachte Erfahrung und Herzensmilde; mit beiden Imagination und Feuer der Jugend, Adlersgeist und Kindersinn [1].

An seine Schwester Catharina.

Münster, 19. Oct. 1800.

Wiewohl dieser Brief erst übermorgen von hier abgehen wird, so treibt mich doch mein Herz diesen Augenblick, Deinen lieben gestern empfangenen zu beantworten.

Da er aus vollem und tiefgerührtem Herzen geflossen ist, so kannst Du Dir leicht denken, bestes Kätchen, daß er seine Wirkung auf das meinige nicht verfehlt habe. Und überhaupt weißt Du gewiß, auch ohne daß ich es Dir sage, wie ich mich in Deine Empfindungen, Ansichten und Art zu handeln hineindenken und hineinempfinden kann. Wie sollte ich nicht, da ich gewiß so sehr als Einer das ganze Saitenspiel Deiner Empfindungen kenne. Ich sage, so sehr als Einer. Vollkommen kennt kein Mensch weder das eines Andern, noch auch (und vielleicht noch weniger) sein eigenes. Selig, wessen Saitenspiel dem nur Gott hörbaren Gottes-

[1] Dieser Brief auch bei Hennes 144—145.

dienste, der im Geist und in der Wahrheit geschieht, geweiht ist. Darnach streben wir gewiß beide und bitten Gott, daß er es stimmen möge, bis es einst dort töne, wo keine Verstimmung mehr möglich ist.

Uebrigens darf ich nicht verschweigen, daß ich täglich mehr inne werde, wie viel mehr Gelegenheit ich izt habe, als je vorher (und von Gott selbst gegebene und verordnete Gelegenheit), das meinige stimmen und weichen zu lassen, ein Gedanke, der mich mit Freude und Dank erfüllen muß, aber mit wachsamer und bebender Freude, denn wehe mir, wenn ich, Gottes sichtbarer Führung untreu, deren Zweck vereiteln sollte!

Wie könnte ich wollen, daß meine Kinder je Dir entfremdet werden sollten? Und was könnte ich Gutes von ihnen hoffen, wenn sie gegen Dich, der sie so herzliche Liebe, Verehrung und Dank schuldig sind — ich will nicht sagen erkalten — aber nur etwas weniger in allen jenen Gesinnungen und Empfindungen Dir ergeben werden sollten?

Ich schrieb Dir neulich, daß ich die unerwartete Freude hätte, die Gallitzin izt lange nicht so krank zu sehen, als ich glaubte. Ich befinde mich weit besser als gewöhnlich, habe auch noch keine unruhige Nacht hier gehabt, womit ich seit ziemlich langer Zeit am meisten beschwert war. Es ist wahr und auffallend, daß die Atmosphäre dieser himmlischen Freundin noch jedesmal, wenn ich Umgang mit ihr hatte, mich in eine gewisse Harmonie brachte, welche wohlthätig auf meine Nerven wirkte.

Münster, 2. Nov. 1800.

Meine Söhne kommen alle Morgen um sieben Uhr zu mir und lesen im Platon. In diesen Tagen werde ich den

Pindar mit ihnen vornehmen. Ernst[1] weiß schon recht viel Griechisch und Andreas[2] lernt auch izt besser als vordem. Von mir gehen sie zu Sophie zum Frühstück. Um zwölf pflegen sie mit dem Abbé[3] zu spazieren. Nachmittag reite ich täglich mit ihnen aus. Sie werden nun auch philosophische Stunden bei einem der hiesigen Professoren haben. Jette[4] ist sehr artig, offen, freundlich und macht uns viel Freude. Sie und Julia[5] lieben sich sehr.

Noch immer wohne ich bei der Gallitzin. Seit einigen Tagen ist sie sehr schwach und leidet sehr. Sobald wir eingerichtet sein werden, wird sie mit Fürstenberg, Mimi[6] und Andern zwei Abende die Woche bei uns, wir zwei bei ihr zubringen. Es versteht sich, daß wir sie auch außerdem sehen werden. Ich hoffe sie täglich zu sehen. Wie könnte ich mich dieser Wonne und dieses Segens berauben! Ich werde den Kindern alle Morgen Unterricht in der Religion geben und arbeite izt an einem schriftlichen Aufsatze, welcher mir als Faden zur Einleitung dienen soll[7].

Am 18. Nov.

Es ist wahr, liebstes Kätchen, daß unsere Herzen sich am 7.[8] oft begegneten. Ich fühle ganz und tief alles Gute

[1] Der älteste Sohn aus Stolberg's erster Ehe, geb. am 30. Juli 1783.

[2] Der jüngste Sohn erster Ehe, geb. am 6. November 1786.

[3] Pierrard, ein französischer Emigrirter, Hauslehrer in der Familie.

[4] Die jüngste Tochter erster Ehe, geb. am 20. Februar 1788.

[5] Die älteste Tochter zweiter Ehe, geb. am 10. December 1790.

[6] Die Tochter der Fürstin von Gallitzin.

[7] Dieser noch jetzt sehr beachtenswerthe Aufsatz wurde später von G. Kellermann unter dem Titel: ‚Unterricht über einige Unterscheidungslehren der katholischen Kirche' (Münster 1842) herausgegeben.

[8] An seinem Geburtstage.

und Liebe, was Du mir geschrieben hast. Du hast diesen Tag in Gegenden zugebracht, wo die Erinnerungen unserer Jugend uns vielfältig lebendig begegnen. Und dann auch mit Freunden und Freundinnen aus dieser Zeit. Und heilige Schatten umschwebten Dich auch, deren Male schon ernstes Moos bewächst! — Von dem Tage an sehe ich nun in ein halbdurchlebtes Jahrhundert zurück. Mit vieler Scham und mit vielem Dank muß ich darauf zurücksehen. Aber warum sage ich muß? Dank dem Geber ist Wonne und auch Scham vor ihm thut wohl, ist eine so natürliche Empfindung für unseren Zustand hienieden oder vielmehr eine so passende und heilsame.

Wahrscheinlich werden die Meerveldt's[1] noch diesen Winter herkommen. Es sind sehr gute Leute, und sie hat bei trefflichen Eigenschaften auch die Anmuth wahrer Grazie im Umgang.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering[2].

Münster, Nov. 1800.

Ich erkenne Ihre Liebe auch in der zärtlichen Besorgniß, daß man mir und Sophie unseren Entschluß, keine Visiten zu machen, verübeln möge, und Ihr wiederholter Rath hat mich zu wiederholtem Nachdenken veranlaßt. Aber Alles reiflich erwogen, bin ich versichert, daß wir mehr anstoßen würden, wenn wir die gewöhnlichen Visiten machten und uns gleichwohl ungewöhnlich von der Gesellschaft abgesondert hielten. Jener erste Schritt hat ja in der ganzen Welt keinen anderen Sinn, als die Absicht, in die Gesellschaft eingeführt zu werden, um mit ihr zu leben. Man nimmt es

[1] Die gräflich Meerveldt'sche Familie.
[2] Auf Darfeld bei Münster.

ja in keiner großen Stadt, an keinem Hofe irgend jemand übel, wenn er sich, häuslicher Verhältnisse oder Geschäfte halber oder seiner Denkart wegen von der Welt zurückzieht, am wenigsten einem Fremden. Man weiß, weßhalb wir hergekommen. Sollten einige uns unsere Art zu handeln mißdeuten, so werden Sie und Andere, welche die große Welt gesehen haben, jenen ja leicht die Sache in ihr wahres Licht setzen können. In der großen Welt weiß man von dergleichen Ansprüchen und Uebelnehmen nichts. Machen wir aber den Anfang, so daß man mit Recht Ansprüche auf uns machen kann, ohne doch diesen Ansprüchen Genüge zu leisten, so stoßen wir wirklich an. Darum, liebster Adolf, lassen Sie uns bei unserer Weise bleiben. Unser Wunsch ist nur, mit unseren Freunden zu leben. Meine väterlichen Pflichten sowohl als meine Denkart sondern mich von der großen Gesellschaft ab. Aber immer werde ich mich freuen, Sie und Ihre Brüder zu sehen und Ihrer lieben Lotte die Hände zu küssen.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 6. Jan. 1801.

Dein liebevoller Brief vom letzten Tage des verflossenen Jahrhunderts gelangte heute erst an mich. Er rührt mich tief, beste Luise! Gegenseitige Empfindungen durchdrangen auch mich an diesem Tage. Wie sollte ich nicht im Innersten meines Herzens diese Trennung fühlen, an sich! und dann durch den für mich erschwerenden Umstand, daß ich am Abende meines Lebens mein Zelt aufbrach. Aber eben dieser Abend eines so flüchtigen Lebens, eines Lebens, in dem ich so oft meinen Gelüsten und Launen nachzugehen mich vermaß, eben dieser schon dämmernde Abend flüsterte mir zu, daß es anizt hohe Zeit sei, auf die Stimme erkannter

Pflicht zu achten, was ich thun mußte, ganz zu thun, mich nicht zu besprechen mit Fleisch und Blut und meine Kinder den Gefahren schwankender Ueberzeugung (in Wahrheiten, die allein wichtig sind, weil sie unser Verhältniß zu Gott betreffen) zu entreißen, Gefahren, deren Verantwortung viel zu schwer auf meinem Herzen würde gelegen haben, als daß ich irgend eine Ruhe und Freude des Lebens noch würde haben empfinden können.

Gli salti mortali kommen selten vor, beste Luise, aber wen Gottes Fügungen auf einen nothwendigen Anlaß dazu führen, der muß einen solchen thun! Und thut er ihn nicht, so ist es auch schon hienieden um die Ruhe, die er zu wählen meinte, gethan. Gott weiß, wie oft ich seit verschiedenen Jahren mit Schauern diesen Schritt — mehr oder weniger wahrscheinlich — vor mir sah! Aber Er weiß auch, daß immer mein Vorsatz war, mich nicht durch Schauer oder Lockung leiten zu lassen, sondern nur erkannter Wahrheit zu huldigen und erkannter Pflicht, das Herz möge bluten oder nicht.

In Liebe wollen wir uns einander vergegenwärtigen! Unsere Herzen sollen sich treu bleiben! Wir werden uns, so Gott will, noch manchmal sehen. Daß wir uns lieben, will er gewiß und das wollen wir in die Wette!

Münster, 27. Jan. 1801.

Die endliche Losreißung vom lieben Tremsbüttel[1], so empfindlich sie auch für Euch muß g wesen sein, war nun doch erwünscht und minder quälend als die nothwendige

[1] Einem drei Meilen von Hamburg in der Holstein'schen Landschaft Stormarn gelegenen Gute des Grafen Christian, welches dieser im Jahre 1800 verkaufte.

Bemühung um den Verkauf des Orts, der Euch so werth war. Möge es Euch gelingen, Eure Zuneigung dem neuen Orte[1], der doch auch seine Schönheiten haben soll, zuzuwenden. Ich sehe Dich, liebe Luise, wie Virgil's Andromache ihre neuen Pergama pflegen und falsi Simoentis ad undam unter jungen Pflanzungen gehen. Du hast, was sie nicht konnte, doch Deinem Ilion einige Stauden entführt, und indem Du die mitgefolgten Hamadryaden zu trösten und an andere Lüfte zu gewöhnen suchst, wirst Du Dich selbst desto eher an diesen neuen Wohnsitz gewöhnen. Ach, wie wahr sagt das persische Märchen, daß jeder Wohnsitz hienieden nur eine Karawanserei sei! Und wohl uns, daß er nur das ist. Die Zeit nimmt uns auf, der Wirth ist zugleich Postmeister. Still, wie wahre Thätigkeit zu sein pflegt, sorgt sie, indem wir an ihrem Tische sitzen, schon für Beförderung der Reise. Wohl uns, wenn wir, nicht etwa, daß uns die Station mißfiele, sondern weil wir heimwärts streben, schnelle Beförderung wünschen!

Unserem lieben, seligen Lavater († 1801 Jan. 2) wird die seinige willkommen gewesen sein. Sein Lebenstag war zum Theil — und am Abend mehr als am Mittag — schwül gewesen. Er war schon hienieden kein Fremdling in der unsichtbaren Welt. Und wenn er in manchem Betracht manchmal in Träume eines leichten Schlummers gerieth, so schien er doch den Meisten nur eben darum ein Schwärmer zu sein, weil er das Sichtbare, Unwesentliche, Nichtige für unwesentlich und nichtig, das Wesentliche und Wichtige für wesentlich und wichtig hielt. Wer das thut, der wird leicht zum Gespött der Weisen unserer Zeit, sowohl derer, die sich kantisch mit Titanenstolz zum mehr oder weniger übertünch-

[1] Dem Gute Windebye bei Eckernförde.

ten Grabe des Atheismus hinaufspitzfindeln, als derer, die Rast und Fülle des Bauches zum letzten Ziel alles Strebens und Sinnens machen.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 3. Febr. 1801.

Ich danke Dir herzlich für Deinen lieben Brief vom 23. Januar, welcher mir desto interessanter und lieber ist, da Du mir von Dir selbst, von Deinen Gedanken und Empfindungen, dem wahren Leben, erzählst. Auch besonders in Deiner Seele habe ich den Tod des lieben Lavater empfunden, den ich ihm übrigens herzlich gönne und mich mit ihm freue, daß er nach mühseliger Bahn, mühselig vorzüglich auch durch rastlose Anfeindung hämischer Menschen, nun außer ihrer Sphäre in der bessern Welt, den wandelbaren Erscheinungen dieser Schattenwelt entrückt ist, hinüber in's Lichtreich der Wahrheit und der Liebe. Die Verse, welche Du in einem seiner Büchlein gefunden hast [1], sind schön und müssen uns izt, als ein Zuruf von ihm aus einer besseren Welt, doppelt lieb sein.

Auch in Absicht auf die Lage seines unglücklichen Vaterlandes ist er wahrscheinlich nahen Kränkungen und Aergernissen entgangen; ja in Absicht auf die Lage des ganzen Europa, deren Krisis schärfer und drohender ist, als sie es selbst während dieser letzten schrecklichen zehn oder elf Jahre war.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 3. März 1801.

Mit banger Ungeduld sahen wir Nachrichten aus Trolle-

[1] Kommt her, an meines Lebens Ende,
Geliebte! reicht mir noch die Hände ꝛc.

burg[1] entgegen. Möge es Gott gefallen, ihn, der so geliebt wird und so geliebt zu werden verdient, der guten Sibylle[2], seinen Kindern, Luisen, Dir, uns Allen und seinem so schönen Wirkungskreise zu erhalten; daß diese Krankheit nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung dessen, der in ihm einen so treuen Arbeiter hat, gereichen und er nicht izt schon, sondern später und desto nachdrücklicher den Ruf: Gehe ein in Deines Herrn Freude! hören möge. Sollte aber Gott es anders beschlossen haben und mit Händen der Liebe ihn von uns zu sich hin erheben wollen, so möge Er uns auch Kraft geben, unseren zeitlichen Verlust gegen seinen Gewinn richtig zu schätzen und desto leichter gegürtet ihm nachzuwandeln, wohin wir, früher oder später, gewiß bald ihm zu folgen hoffen.

Wir sind Alle recht wohl. Ich übersetze izt eine kleine Schrift des hl. Augustinus, de vera religione. Es ist eine der schönsten unter den vielen Schriften dieses großen und himmlisch gesinnten Mannes. Sie ist nicht wie die meisten andern, welche er für's Volk schrieb, in denen er sich zu Allen herabließ, in der Sprache des vierten Jahrhunderts geschrieben, sondern in kraftvollem und sehr edelm Ausdruck, welcher der Fülle und dem Schwung seines Adlergeistes angemessen ist.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 9. März 1801.

Unser theurer Bruder[3] hat Dir durch sein Leben, durch

[1] Ein auf Seeland gelegenes Gut des Grafen Ludwig von Reventlow, Bruder von Christian's Gemahlin Luise.

[2] Der Gemahlin des Grafen Ludwig.

[3] Graf Ludwig von Reventlow. Vgl. die Inschrift auf ihn in den Gesammelten Werken der Brüder Stolberg 2, 182.

seine Krankheit, durch seinen schönen Tod so viel zur wehmüthigsten, aber auch zu trostreicher, ja zu wonnevoller Beherzigung zurückgelassen, daß ich nur Etwas von dem Wenigen würde stammeln können. Aber es ist mir doch unmöglich, nicht gleich am Tage, da ich noch hoffte, als er schon so lange hingeschieden war, und da ich die traurige Nachricht erhielt, Dir in Gedanken um den Hals zu fallen und mit Dir zu weinen um unseren Verlust. Ich freue mich über Das, was mir mein Bruder von Deiner Fassung sagt; aber ich weiß aus Erfahrung, daß uns diese Fassung leichter in der ersten Zeit nach dem Hinscheiden der Unseren als nachher wird. Und diese Erfahrung gibt mir Sorge um Dich, beste Luise! Auch um meinen Bruder, dem ich von ganzer Seele danke für jedes Wort, das er mir von ihm, für jeden Umstand von seiner Krankheit, den er mir von ihm erzählt hat.

Gott hat ihn als einen Arbeiter von seltener Treue während seines thatenreichen, durch wahre Liebe und Demuth mehr, unaussprechlich viel mehr noch schönen Lebens hinieden zum Segen vieler Tausende gebraucht. Gott stärkte seine ohnehin große, rastlose Thätigkeit und heiligte sie desto mehr, je mehr er im Hinblick auf das, was er noch thun wollte, den Blick von dem wegwandte, was er schon gethan hatte. Daher behielt er auch diese Taubeneinfalt und diese himmlische Demuth, diese Reinheit der Liebe.

Und in seiner Krankheit, in seinem Tode hat ihn Gott hochgeehrt, und als einen Zeugen gebraucht, als einen Zeugen der Wahrheit in dieser Zeit der Lügen, in dieser Zeit, wo, weil die Ungerechtigkeit überhand nimmt, die Liebe erkaltet. Wo die Ungerechtigkeit überhand nimmt, weil der Unglaube sein Haupt erhebt, der dem Leben das Ziel, dem Tode den Trost entrückt.

Ihm stand das Ziel im Leben hell vor dem Blick, und darum umfing ihn auch das milde Licht des göttlichen Trostes und Licht leuchtete seinem Geiste, als sein Auge brach.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 21. April 1801.

Ich kann mir lebhaft vorstellen, was es für Dich war, das liebe Tremsbüttel eben in erwachender Frühlingsschönheit wieder zu sehen mit dem Gedanken des Abschieds auf immer von diesem Orte, wo Euch Beiden ein ansehnlicher Theil des Lebens unter selbstgepflanztem Schatten verflossen ist. Möchte Euer iziger Wohnort sich im Frühlinge Euch recht freundlich zeigen! Ich traue Euch Beiden den Muth zu, mit dem Blick auf die verlassenen Schatten doch wieder für neue zu sorgen. Das linquenda tellus fällt einem immer auf's Herz, wenn man einen Baum pflanzt; wenn uns aber die Cypressus invisa scheint in ihren dunkeln Zweigen, so müsse die Palme uns desto melodischer von Jenseits her säuseln!

Im Mai 1801 zog Stolberg mit seiner Familie auf's Land nach Lütjenbeck in der Nähe von Münster, einem Gute seines Freundes Adolf von Droste-Vischering. Von dort sind nun für lange Jahre ‚alle Frühlings- und Sommerbriefe' geschrieben.

Lütjenbeck bei Münster, 8. Mai 1801.

Seit vorgestern sind wir hier und freuen uns Alle herzlich, auf dem Lande in sehr freundlicher Gegend zu sein und in einer Wohnung, welche wir wahrscheinlich alle Sommer werden beziehen können.

Wir haben rund umher zahllose Nachtigallen und hören ihren Gesang wirklich fast unaufhörlich. Einen Garten

haben wir nicht, legen aber ein Plätzchen am Thurm am Wasser zu einem Blumengärtchen an. Spaziergänge im Walde sind rund umher und einige sollen sehr weit immer in angenehmer Gegend führen, aber es scheint an Wegen zum Reiten und Fahren zu fehlen. Die wenigen, welche ich kenne, sind nicht angenehm. Gegen scharfe Winde sind wir geschützt durch den Wald. Des Pastors Haus mit allem Zubehör liegt an einer entgegenstehenden Seite eines großen grünen Platzes, so daß wir nicht die Beschwerden der zu nahen Nachbarschaft und den ländlichen Anblick der Wirthschaft, auch bereite Hülfsleistung haben. Alle unsere Fenster gehen auf Wald und Trift. Von herrschaftlichen Gebäuden stehen nur noch drei Thürme und der Stall. An diese sind einige Zimmer gebaut, welche wir auch inne haben. Das große abgebrannte Schloß, von dem diese Trümmer übrig, muß sehr schön gewesen sein, aber unvernünftig groß. Ofen sind nirgends, die Küche allein ist der Vesta geweiht. Als ich das erste Mal diesen Ort sah, hielt ich's für unmöglich, daß wir Alle Platz darin finden könnten, und nun spüren wir kaum, daß wir uns behelfen; ja für einen Besucher, der des Nachts bleiben will, ist noch immer — in meinem Zimmer — Platz. Außer diesem freundlichen Plätzchen hätten wir aber auch rund umher keines finden können. Der gute Erbdroste freut sich wohl fast so sehr, es uns leihen zu können, als wir froh sind es zu haben.

Lütjenbeck, 19. Mai 1801.

Die Gallitzin ist sehr elend am Leibe, aber allezeit ‚fröhlich in Hoffnung und brünstig im Geist', und schickt sich nicht nur in die Zeit, weil es böse Zeit ist, sondern macht auch gute Zeit Jedem, der sie zu genießen weiß. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß ich sie wenige Tage unbesucht

lasse; mehrentheils reite ich hinaus gegen zwölf und bin um halb zwei wieder hier; zuweilen reite ich auch um elf, wann Ernst zu seinem Major reitet. Sie hat uns erst einmal besuchen können. Die anderen Freunde besuchen uns oft. Münster ist nahe, gleichwohl ist dieser Ort so ländlich, daß, wenn man nicht von einer Seite, der ich gerne den Rücken zukehre und die man aus keinem unserer Fenster sieht, die Stadtthürme sähe, man sich auf hundert Meilen weit von jeder Stadt entfernt glauben würde. Doch hat jede Lebensart ihre Sorge. So bin ich z. B. mit mir selbst diesen Augenblick uneins, ob ich die Fenster zumachen soll, wo ich durch meine Levkojen und Güldenlack vor mir den nahen Wald sehe und rechts durch meine Rosen- und Nelkenbäume eine schöne grüne Flur von Wald umkränzt, in deren Mitte ein schöner Kirschbaum wie eine Eiche schattet, — um meinem Canarienvogel Freiheit im Zimmer zu lassen, sobald der Brief, den er mir sonst verwischen würde, wird fertig sein, oder ob ich ihn noch gefangen halte. Nein, ich will anima generosa sein!

An seine Schwägerin Luise.

Lütjenbeck, 22. Mai 1801.

Ich pflanze und säe nun, so viel die schon vorgerückte Jahreszeit zuläßt, in meinem ländlichen Gärtchen und werde mich durch harmlose Eroberung künftiges Jahr, so Gott will, ziemlich ausbreiten. Nichts ist ländlicher als unser freundlicher Wohnort. Man sollte eine solche Gegend so nahe bei der Stadt, deren Lage nichts weniger als anmuthig ist, nicht für möglich halten. Unsere Buchen sind indessen mit den holsteinischen nicht zu vergleichen, doch haben wir Buchen. Hainbuchen und Eichen sind die herrschenden Bäume, diese letzten aber von außerordentlicher Schönheit und das Grün,

sowohl der Bäume als der Saaten und des Grases, so frisch, wie ich es selten sah. Der Strom, welcher etwa zwanzig Minuten von hier fließt, und zu dem man von unserem Hause durch Wald gelangt, windet sich klar zwischen hüglichen Waldufern und grünen Auen. Der Platz, den ich zur Anlage nehmen werde, ist eine Fläche am Hause und von Wald umkränzt, auf welcher einzelne schöne Bäume stehen. Du würdest sehr große Plane machen und ausführen.

Lütjenbeck, 2. Juni 1801.

Ich, ja wir Alle sind viel in der Luft und hauchen mit Freuden ihren Balsam ein. Ich lese mit meinen Söhnen wieder den Homer. Welcher immer neue Genuß! Diesen liest nun selbst Andreas schon ziemlich cursorisch. Die Mädchen haben große Freude an Lämmern und ein junger Geisbock cui frons turgida cornibus primis et Venerem et proelia destinat ist der Lustig der ganzen Familie.

‚Mit den Kindern Kind zu sein, war stets,‘ schreibt über ihn sein Bruder Christian, ‚seine herzlichste Freude, seine Erholung von der Arbeit; selbst Kinderspiele waren ihm oft noch im Alter in seiner Harmlosigkeit und Einfalt ein wirkliches Bedürfniß.‘ Insbesondere konnte er sich an dem Spiele der Seifenblasen vergnügen und machte sich darüber Aufzeichnungen, die zu seiner Charakteristik vollständig mitgetheilt zu werden verdienen.

‚Glücklich ist der Mann,‘ sagt er, ‚welcher die Freude kennt, jene wahre Freude, welche aus einfältigen Gegenständen in ein einfältiges Herz quillt. Mancher flüchtige Genuß meldet sich unter dem Namen der Freude, er verspricht viel, das durstige Herz öffnet sich ihm entgegen und sieht sich bald in seinen Erwartungen betrogen und schließt sich wieder zu. Und wer es erfahren hat, wie schmerzlich es

ist, wenn das Herz sich plötzlich nach getäuschter Erwartung schließen muß, der versteht mich ganz, und seufzet vielleicht einen stillen Seufzer wehmüthiger Nacherinnerung. Zu glücklich noch, wenn bloß die getäuschte Erwartung uns seufzen lehrt, oft setzen wir den Becher der Freude an die heißen Lippen, wir trinken lange Züge und trinken unserer Unschuld und also auch unserer Ruhe den Tod. Wehmüthig sieht der schützende Engel das Unglück seines bethörten Pfleglings; mich deucht, ich sähe ihn, wie er gen Himmel blickt, wie er sich gern die Erlaubniß herunterblickte, dem Elenden zu erscheinen, aber so weit geht sein Auftrag nicht. Der Mensch soll Gutes und Böses sehen und frei wählen und seine Wahl genießen oder büßen. Auch ward die Wahl der Freuden dem Menschen nicht schwer gemacht; reinen Herzen hält die Natur ihren Wonnebecher immer dar und die kindliche Einfalt lehrt die besten Menschen, keinem Blümchen der Freude unbemerkt vorüberzugehen.

„Ich übergehe mit Stillschweigen die große Anzahl der hohen und edeln Freuden des Geistes und des Herzens, welche der Mensch aus dem Umgang mit Menschen, aus der Herrlichkeit Gottes in der Natur und aus der Herrlichkeit Gottes in der Religion schöpfen kann. Ich schränke mich auf eine einzige Freude ein, auf eine Freude, welche das Spiel unserer Kinder ist, aber auch, ich erröthe nicht, es zu sagen, dann und wann mein Spiel, das Spiel der Seifenblasen.

„Nicht immer ist mein Geist still und mein Herz ruhig genug, sich dieser einfältigen Freude zu überlassen; manchesmal würde ich die Farben der Blasen mit Gleichgültigkeit ansehen, wie der Weltling auf Blumen herabsieht. Wenn ich aber in der gehörigen Fassung bin, wenn ich mich noch so empfänglich fühle für stillen Genuß, welcher keine Rück-

sowohl der Bäume als der Saaten und des Grases, so frisch, wie ich es selten sah. Der Strom, welcher etwa zwanzig Minuten von hier fließt, und zu dem man von unserem Hause durch Wald gelangt, windet sich klar zwischen hüglichen Waldufern und grünen Auen. Der Platz, den ich zur Anlage nehmen werde, ist eine Fläche am Hause und von Wald umkränzt, auf welcher einzelne schöne Bäume stehen. Du würdest sehr große Plane machen und ausführen.

Lütjenbeck, 2. Juni 1801.

Ich, ja wir Alle sind viel in der Luft und hauchen mit Freuden ihren Balsam ein. Ich lese mit meinen Söhnen wieder den Homer. Welcher immer neue Genuß! Diesen liest nun selbst Andreas schon ziemlich cursorisch. Die Mädchen haben große Freude an Lämmern und ein junger Geisbock cui frons turgida cornibus primis et Venerem et proelia destinat ist der Lustig der ganzen Familie.

‚Mit den Kindern Kind zu sein, war stets,‘ schreibt über ihn sein Bruder Christian, ‚seine herzlichste Freude, seine Erholung von der Arbeit; selbst Kinderspiele waren ihm oft noch im Alter in seiner Harmlosigkeit und Einfalt ein wirkliches Bedürfniß.‘ Insbesondere konnte er sich an dem Spiele der Seifenblasen vergnügen und machte sich darüber Aufzeichnungen, die zu seiner Charakteristik vollständig mitgetheilt zu werden verdienen.

‚Glücklich ist der Mann,‘ sagt er, ‚welcher die Freude kennt, jene wahre Freude, welche aus einfältigen Gegenständen in ein einfältiges Herz quillt. Mancher flüchtige Genuß meldet sich unter dem Namen der Freude, er verspricht viel, das durstige Herz öffnet sich ihm entgegen und sieht sich bald in seinen Erwartungen betrogen und schließt sich wieder zu. Und wer es erfahren hat, wie schmerzlich es

ist, wenn das Herz sich plötzlich nach getäuschter Erwartung schließen muß, der versteht mich ganz, und seufzet vielleicht einen stillen Seufzer wehmüthiger Nacherinnerung. Zu glücklich noch, wenn bloß die getäuschte Erwartung uns seufzen lehrt, oft setzen wir den Becher der Freude an die heißen Lippen, wir trinken lange Züge und trinken unserer Unschuld und also auch unserer Ruhe den Tod. Wehmüthig sieht der schützende Engel das Unglück seines bethörten Pfleglings; mich deucht, ich sähe ihn, wie er gen Himmel blickt, wie er sich gern die Erlaubniß herunterblickte, dem Elenden zu erscheinen, aber so weit geht sein Auftrag nicht. Der Mensch soll Gutes und Böses sehen und frei wählen und seine Wahl genießen oder büßen. Auch ward die Wahl der Freuden dem Menschen nicht schwer gemacht; reinen Herzen hält die Natur ihren Wonnebecher immer dar und die kindliche Einfalt lehrt die besten Menschen, keinem Blümchen der Freude unbemerkt vorüberzugehen.

‚Ich übergehe mit Stillschweigen die große Anzahl der hohen und edeln Freuden des Geistes und des Herzens, welche der Mensch aus dem Umgang mit Menschen, aus der Herrlichkeit Gottes in der Natur und aus der Herrlichkeit Gottes in der Religion schöpfen kann. Ich schränke mich auf eine einzige Freude ein, auf eine Freude, welche das Spiel unserer Kinder ist, aber auch, ich erröthe nicht, es zu sagen, dann und wann mein Spiel, das Spiel der Seifenblasen.

‚Nicht immer ist mein Geist still und mein Herz ruhig genug, sich dieser einfältigen Freude zu überlassen; manchesmal würde ich die Farben der Blasen mit Gleichgültigkeit ansehen, wie der Weltling auf Blumen herabsieht. Wenn ich aber in der gehörigen Fassung bin, wenn ich mich noch so empfänglich fühle für stillen Genuß, welcher keine Rück-

sicht auf mich selbst und auf in der Asche glimmende Leidenschaften hat, dann kann ich mich diesem Spiel so ganz überlassen wie ehemals, da ich, selbst ein Kind, es mit Kindern trieb.

‚Es ist doch ein herrlicher Anblick, wenn schön mit allen Farben des Regenbogens das harmonisch gerundete, leicht hinschwebende durchsichtige Geschöpf meines Odems und eines Strohhalms in der Luft nach meinem Hauche tanzt. Ist Salomo mit aller seiner Herrlichkeit bekleidet gewesen, wie dieser eine? Sie entgleitet leise meinem Halme, bald gießt sich eine Farbe in Schattirungen über die andere, bald verändert sie die Farben plötzlich, sie war smaragdgrün und himmelblau, nun umwallen sie Schimmer der Morgenröthe, nun ist sie gelb, wie der Abendhimmel, wenn die Sonne schon gesunken ist, schon wird sie wasserfarb, schon platzt sie. Ich habe Interesse genug daran, um mich zu beschäftigen: ich freue mich, wenn sie lange fliegt und schön steigt, ihr Tod betrübt mich nicht, denn von der Geburt an versprach sie mir nicht lange zu leben. Keine Hoffnung stirbt mit ihr, nur ein kleiner Genuß, welchen der Seifenwassernapf und mein Halm wieder erneuen. Eine völlige Ruhe des Geistes wiegt sich in meiner Seele, ein seliger Zustand, in welchem der Anblick der Schönheit mächtig, obgleich in der Stille auf mich wirkt. Anblick der Schönheit! Empfindung des Guten! O Gott, laß mein Herz nie so tief sinken, daß ich diese Begriffe trennen könnte!

‚Vielleicht wäre es ein hinlängliches Kennzeichen einer kränkelnden oder kranken Seele, wenn sie diesem einfältigen Genusse sich nicht öffnen könnte. Manche Leute sagen, sie lieben die Natur und sehen in der Natur nichts als eine bunte Theaterdecoration, ihr Busen wird ihnen nicht eng,

das Auge nicht roth beim Aufgang der Sonne, sie sehen dennoch mit Vergnügen hinein wie in einen Guckkasten. So sah ich als Kind die Seifenblasen vielleicht, aber nun macht mich jeder Anblick einer Schönheit ernsthaft und gerührt, bei jedem Anblick der Schönheit kann's mir eng in der Brust werden, kann ich mich süßen Ahnungen öffnen, welche nie fern von mir sind, süßen Ahnungen, in welchen mir wohl wird, besser wird, als mir in irgend einem wahren Genusse ohne sie werden könnte. Vom Gefühl der Schönheit ist auch das Gefühl der Wahrheit nicht fern. Wenn so eine Blase nach der andern schimmert und stirbt, ich nun den Halm weglege und von all' der schwebenden Herrlichkeit nichts übrig ist, als ein Napf trüben Wassers und ein dürrer Halm, dann erinnere ich mich, daß die besten Schriftsteller dieses Bild irdischer Nichtigkeit gebraucht haben, und es wirkt immer mehr auf mich, wenn ich aus eigenem Antriebe von einem Bilde zu einer Wahrheit emporklimme, als wenn ein Anderer mitten unter Betrachtung ernster Wahrheiten mich einem von ihm gewählten Bilde nachflattern heißt.

‚Auch achte ich es nicht gering, daß ich durch dieses Spiel an die frohen, harmlosen Jahre meiner Kindheit erinnert werde. Ich erinnere mich noch so manchen Nachmittags, den ich mit meinen Geschwistern bei diesem Spiele bald im Saale, welcher mir damals so groß schien, und bald im Garten zubrachte. Dann führt mich eine Erinnerung zur andern, ich genieße den ganzen Tag mit der Freude des Morgens wieder. Ich lebe im süßen Familiencirkel, im theuren Elternleben wieder auf und meine lieben Geschwister sind ungetrennt. O Erinnerung der Kindheit, bleibe immer neu in meiner Seele, daß ich nie aufhören möge, mit wahrer, herzlicher Einfalt zu empfinden,

Vetter Christian, herzlich nachgeweint.' ‚Ich lange izt mit Armen der Seele nach Dir aus, mein süßes Lottchen, ich entbehre mit Schmerzen die Freude, Dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber auch so lange ich nicht umsonst nach Dir aus! Welche sich nie fremde werden, die sind eigentlich nie von einander abwesend. Die Gegenwart der Liebe ist doch nur die wahre Gegenwart und diese bleibt uns, mein liebes Kind, auch wenn wir getrennt sind. Als ich Deine Brüder wiedersah, da war ihnen und uns gleich, als hätten wir uns immer gesehen, wir fühlten die Richtigkeit der Kluft, welche Zeit und Raum, diese Phantome, welche gleich denen, die zwischen Grüften umherzuwanken gesagt werden, mit eiteler Hand gegraben hatten. Wir waren uns ganz gegenwärtig, weil wir uns immer gegenwärtig geblieben waren. Dennoch aber sehnt man sich herzlich nach dem Wiedersehen und freut sich von ganzer Seele, wenn einem diese Freude wird, und diese Freude, mein bestes Lottchen, wird, wenn ich lebe, gewiß auch uns noch zu Theil werden, wiewohl ich über das wann noch nichts sagen kann.'

Für das nächste Jahr eröffnete sich ihm ‚die frohe Aussicht, die Schwester Catharina und den Bruder Christian wiederzusehen'.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 5. Dec. 1801.

Gleich als ob wir das Sprüchwort: Einmal ist kein Mal hätten agiren wollen, haben wir Deinen Geburtstag zweimal gefeiert. Gestern Abend in unserer Abendgesellschaft, welche einmal die Woche zu uns kommt, mit Deinem Namen auf einem Transparente bei Punsch und mit klingenden Gläsern; diesen Mittag im kleinen häuslichen Kreise

mit klingenden Gläsern alten Rheinweins. Im Grunde fand sich gleichwohl, daß auch zwei Mal eigentlich kein Mal war, weil die Hauptperson fehlte und die Transparente zwar nicht wie jener Altar in Athen einen unbekannten Namen, aber doch den Namen einer Abwesenden zeigte. Abwesend doch aber nur im crassen sinnlichen Sinne, nicht abwesend dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe, diesen nicht fabelhaften Grazien des Himmels, welche sich selten bei Fêten einfinden und ohne die jede Fête ein Larventanz zwischen getünchten Gräbern ist. Der herrliche Greis Fürstenberg hat gestern Abend freudig und herzlich mit angeklungen. Die Gallitzin konnte ihrer Gesundheit wegen nicht erscheinen; aber in ihrer Stille hat sie gewiß am Besten von uns Allen gefeiert.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 22. Dec. 1801.

Dein sehr lieber Brief vom 13. hat mich in mehr als einer Absicht gerührt und in gleichem Maße erfreut, wegen der Hoffnung, die Du mir bestätigest [1]. Ich sage bestätigest, weil ich mir in Deiner Seele mit vollem Vertrauen diese Hoffnung schon gegeben hatte. Ich bedarf ihrer auch desto mehr, da ich von meiner Seite vor der Hand keine Möglichkeit zu einer Reise in Eure Gegenden sehe, welche die im Frühling mir bevorstehende nach Wernigerode mir unmöglich macht.

Ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Dir gelingen möge, Dein Gut zu verkleinern. Mich ängstet manchmal der Gedanke, daß Du aus Fürsorge für meine Kinder, für unsere Kinder Dich müheſt und plagst und ihrem Interesse das, was viel wichtiger ist, Zeit, Ruhe, Heiterkeit und damit verbunden Freiheit des Geistes opferst. Darum laß ja

[1] Nach Münster auf Besuch zu kommen.

den Maierhof fahren, sollte Dir auch nicht soviel, als Du etwa erwarten könntest, dafür geboten werden, und mache Dir den Abend des Lebens ruhig!

An seine Schwägerin Luise.

Mit großem Interesse lese ich Hippel's zum Theil von ihm selbst geschriebenes Leben[1], wiewohl mit traurigem Interesse. Welch' ein geistvoller, in jeder Hinsicht merkwürdiger Mann! Aber welche Falten im Herzen, welche aufsteigende, ihm das Licht, dem er so oft zu huldigen scheint, verbergende Dämpfe der Unlauterkeit! Da ich den Mann gesehen, die ‚Lebensläufe' so oft gelesen, die Freunde, welche erwähnt werden, und das Local kenne, so hat dieses Buch noch besonderes Interesse für mich. Es sind Züge tiefster Menschenkenntniß darin, und die ganze Laune des genialischen Sonderlings.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 26. Jan. 1802.

Wir befinden uns Alle recht wohl, indem der Winter mit eilenden Flügeln über unser stilles, gleichförmiges Leben dahinfliegt. Dieses Leben gibt der Langenweile auch wirklich keinen Augenblick, daran sie nagen könnte, preis, sowie auch unsere Lebensart, bei welcher wir täglich Freunde sehen, aber nur solche — dem Zwange nichts einräumt. Und Herr Zwang mit Dame Langeweile sind ja die Tyrannen der Welt in kleineren Verhältnissen, sowie in größeren Verhältnissen Zeit und Raum es sind. In meinem Zimmer habe ich izt einen wahren Garten.

Die Gallitzin fährt fort, viel zu leiden an Rheumatism und Ischiatik. Doch gehet sie oft und zwar früh morgens eine halbe Stunde in ihrem Garten spazieren, was sie selbst

[1] Erschien in Gotha 1800.

während der strengen Kälte that, wiewohl sie eben damals sehr heftig litt.

Münster, 22. Febr. 1802.

Wohl habe ich, wie Du vermuthest, den 3. unserer seligen Lenchen [1], dann den 6. unserer seligen Emilia [2] mit innniger Rührung gedacht. Die Feier solcher Tage ist mir lieb und heilig. Man steht still auf dem Lebenspfade, sieht zurück auf die Vergangenheit, oft bis hin in die blauen Fernen ernster Erinnerungen, und läßt eine Thräne fallen, als fiele sie auf die bemoosten Gräber der Geliebten. Dann gürtet man sich zur Pilgerschaft, die einem noch bevorsteht, suchet die geliebten Abgeschiedenen, jetzt wirklich Lebenden, nicht mehr unter den Todten und freut sich in Demuth der süßen Hoffnung, ihnen nachzufolgen. Wohl ihnen, daß wir sie hienieden nicht mehr anrühren können, weil sie aufgefahren sind zu ihrem Vater und zu unserm Vater, zu ihrem Gott und zu unserm Gott. Nie ist mir die Vorstellung der Zukunft lieber, als wenn ich mit dem Gegenwärtigen zufrieden bin und kein Lebensekel die helle Thräne reiner Sehnsucht nach dem bessern Leben trübt.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 26. Oct. 1802.

Das Unglück des armen Heinrich Voß, welcher viel versprach, hat mich sehr ergriffen, hauptsächlich zwar seiner selbst wegen, doch auch sehr wegen der armen Eltern [3]. Wie muß ihnen dieses Unglück das Leben verbittern! Ver-

---

[1] Der am 3. Febr. 1773 verstorbenen Schwester.

[2] Der am 6. Febr. 1780 verstorbenen Gräfin Emilia von Schimmelmann, geb. Gräfin Ranzau, einer intimen Freundin der Stolberg'schen Geschwister.

[3] Auf welches Unglück sich die Stelle bezieht, ist mir unbekannt.

maledeite Afterphilosophie, welche diesen aufbläht, jenen verwirrt, keinen erleuchtet, weil sie nur blendend scheint, keinen erwärmt, da sie faules Holz ist und ohne Wärme mit dem Glanze, der sich nur im Finstern äußert, täuscht. Sie, welche, Alles zu geben prahlend, Alles raubt! sie, die dem Genius auf Oeser's Gemälde im Concertsaale von Leipzig gleich, welcher — Symbol des Genius der Aufklärung — ein kleiner Bube mit der Lichtputze dem Lichte naht und ohne Zweifel es auslöschen würde, wenn er es erreichte! Armer Voß, den die Bitterkeit schon, arme Ernestine, welche die Niedergeschlagenheit schon so traurig machten!

Die neue[1] Theorie über die Weltkörper, von welcher Du mir ein so interessantes Resumé sendest, liegt zu weit aus meiner Sphäre, als daß ich sie beurtheilen könnte. Sehr sinnreich scheint sie mir allerdings, aber das wird ja jede Hypothese, wenn ein guter Kopf sie zum Grunde legt. Jedes neue Datum ist sehr schätzenswerth, aber in Absicht auf die Inductionen kann man nicht zweifelsüchtig genug bleiben, bis die Zusammenstimmung vieler Angaben die behauptete Sache so wahrscheinlich macht, daß wir einstweilen und hienieden sie für wissenschaftliche Wahrheit müssen gelten lassen.

Uebrigens gestehe ich Dir, daß mir diese Art, sich die Schöpfung vorzustellen, lange nicht so grandios scheint, als jene, nach welcher wir auf Ein Werde die ganze Sonnensaat hingestreut, alle Sphären ihren Rhythmus des Kreislaufs auf einmal beginnen sehen.

Einmal muß man ja doch das Licht, so subtil und herrlich es ist, als Materie betrachten. Geschaffen mußte es auch werden. Nun aber hat jenes leicht zusammenballende System doch etwas Befremdendes, mich dünkt Kleinliches. Etwas

---

[1] Herschel'sche.

dem neuesten Geiste, welcher Alles gerne durch ungefähres Zusammentreffen erklärt, Günstiges.

Verzeihe dieses aus Mangel der Zeit so rasch hingeworfene Gerede. Du wirst mir durch Fortsetzung wahre Freude machen, der sehr interessanten Sache selbst wegen, dann, weil es mir sehr interessant und lieb ist — insofern ich kann — auch dieses Interesse mit Dir zu theilen.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 15. Nov. 1802.

Wiewohl erst nach drei Tagen dieser Brief abgehen wird, so nütze ich doch einen stillen Augenblick desto lieber, weil ich heute Deinen lieben Brief vom 7. erhielt, welcher mich mit so vielen Empfindungen erfüllt, deren zwar keine neu ist, die aber alle, wie Saiten der äolischen in jedem Lüftchen flüsternden Harfe, von Deinem Hauche, vom Hauche Deiner Liebe bewegt, noch lauter und harmonischer als sonst ertönen. Das erneute Versprechen Deines Besuches, so gewiß ich auch ohnehin darauf rechne, begleitet wie ein herrlicher Gesang den harmonischen Saitenton. Wie gegenwärtig fühlte ich Dich an dem Tage und wie wohlthuend war mir, wiewohl mit Wehmuth zugleich erfüllend, diese gefühlte Gegenwart!

Ich fühle immer mehr, daß wahre Gegenwart nur in Vergegenwärtigung der Liebe stattfindet. Was wir Gegenwart nennen, ist nur unwesentliche Zufälligkeit. Da wir aber im Morgentraume dieser irdischen Existenz auch von Zufälligkeiten abhängen, so ist diese wohl mehr als irgend eine wichtig für uns und hat großen Einfluß auf unsere Leiden und Freuden. Und da sie durch Liebe Wesen und Bestand erhält, so läßt uns Gott aus ihrem an sich so flüchtigen Faden dauernden Stoff zum nie veraltenden Feierkleide unserer künftigen Wonne spinnen.

Ich erhielt gestern einen sehr rührenden Brief vom guten alten Gleim; er nimmt mit der herzlichsten Liebe Abschied von mir im vollen Gefühle seines Zustandes am Rande des Grabes.

Ich lese izt ein Buch, welches ich Dir empfehle: Le Génie du Christianisme par Chateaubriand, dem Verfasser der Atala. Eben dieser Umstand wird vielleicht Dich, wie mich, abschrecken. Der Darsteller entflammter Leidenschaft in einem Romane von großem politischen, aber zweideutig moralischen Werthe scheint allerdings nicht geeignet, für die ernsteste und erhabenste Wahrheit zu schreiben. Für Wahrheit, deren Wurzel die ganze Region der Philosophie durchdringt, deren Gipfel sich weit über den Schmetterlingsflug menschlicher Poesie erhebt. Mit gegründetem Vorurtheil wider die Schrift begann ich sie zu lesen. Aber wie groß war meine Verwunderung und Freude, als ich las! Freilich stieß ich auf Gallicismen der Vorstellung und der Empfindung, aber sie haften doch nur wie Staub auf reinem Golde in der Wage des Urtheils. Das Werk hat vier oder fünf Bändchen. Ich habe so eben den ersten geendigt. Tief und erhaben ist das Buch, nie dunkel, aber so gedankenvoll, daß man von Zeit zu Zeit ausruhen, selten mehr als zwanzig Seiten hinter einander lesen muß. Schaffe es Dir an, auf mein Wort, Du wirst es mit sehr großem Interesse und hohem Genusse lesen. Es ist unbegreiflich, wie der Mann, welcher so lang unter Wilden gelebt hat, diese philosophische Bildung und den Umfang von Kenntnissen hat erhalten können. Uebrigens hat er, sowohl zur Kenntniß des menschlichen Herzens als zur Beobachtung der Natur, seine weiten und langen Reisen trefflich genutzt. Ein langer Abschnitt aus der Naturgeschichte ist das Interessanteste von dieser Art, so ich je gelesen. Doch ich mag dem Vergnügen und

der Erbauung nicht vorgreifen, welche dieses sonderbare treffliche Buch Dir gewiß gewähren wird.

Morgen reisen wir auf acht Tage zum Erbdrosten (nach Darfeld). Heute, am Tage, da mein Engel in weiblicher Bildung mich vor vierzehn Jahren verließ [1], haben unsere Gedanken sich wohl bei ihr und bei Dem, zu Dem sie ging, begegnet.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 15. Nov. 1802.

Ich danke Dir mit gerührtem Herzen, beste Luise, für jedes Wort, so Du mir mit so vieler Liebe zu meinem Geburtstage sagst. Das Bewußtsein, daß an dem Tage Alle, die ich liebe, mit besonderer Liebe und öfter noch als sonst mich sich vergegenwärtigen und mir Heil und Segen wünschen, ist mir immer sehr theuer und erquickend. Es ist in jeder Absicht gut für den Menschen und weise Einrichtung Gottes, daß die flüchtige Zeit abgetheilt ward, daß sie ihre Stationen hat, wo man vorwärts und rückwärts zu sehen veranlaßt wird. Eben die Himmel, welche die Ehre Gottes erzählen, eben die Veste, welche verkündiget Seiner Hände Werk, reden auch durch ihren Umschwung zu uns, erzählen uns unsere Nichtigkeit, verkündigen uns aber zugleich etwas von der Herrlichkeit, zu welcher wir bestimmt wurden.

Darfeld, 21. Nov. 1802.

Ich theile ganz Deine Leiden und die der guten Sibylle [2] über den jammervollen Zustand des lieben Kindes, welches Gott ohne Zweifel izt von den Banden der Schmerzen

---

[1] Agnes, seine erste Frau, † am 15. Nov 1788.

[2] Der Wittwe des Grafen Ludwig von Reventlow.

und dieses Lebens wird gelöset haben, um es in das wahre Leben einzuführen.

Alle Stufen aller Freuden
Sind Sein Ziel!
Und wie viel
Fehlten ohne Leiden!

Es geht uns hier recht wohl bei dem guten Erbdrosten, welcher mich durch seine rastlose und menschenfreundliche, freudige Thätigkeit, seinen kindlichen Sinn, seine Herzlichkeit und Eifer im Dienste Gottes oft an Deinen lieben ältesten Bruder erinnert, dem er auch an immer heiterer Laune und wahrer Demuth bei angenehmer scherzender jactance ähnlich ist. Auch an Liebe zu vielen Wissenschaften, deren Uebung er, gleich ihm, der Geschäfte wegen ohne Murren entsagt und, wie er, im glücklichen Familienkreise Erquickung findet. Er ist an Verstand weit mehr als er scheint, hat auch Originalität, doch minder als Dein Bruder und weniger Schwung. Seine schöne Frau hat alle wesentlichen guten Eigenschaften und schönen Edelmuth, Einfalt im Wesen mit Kenntniß der Welt und einen richtigen Verstand.

Ich danke Dir sehr, liebe Luise, daß Du fortfährst, mir von den interessanten astronomischen Lectüren, welche Dir so viele Freuden machen, mitzutheilen. So nothwendig es mir scheint, die uns bekannten Urgesetze der Schwere, der Anziehung, der vis inertiae, der fugae vacui u. s. w. über der ganzen Körperwelt walten zu lassen; so wenig bin ich geneigt, Gleichförmigkeit der Natur in den Bestandtheilen und in den Bewohnern der Himmelskörper — der Sonne so wenig wie der Planeten — anzunehmen. Vielmehr vermuthe ich die größte Mannigfaltigkeit, und wenn unsere Philosophen aus den Erhöhungen des Mondes und

aus dem, was ihnen wie Feuer erscheint, auf Aetnas und Vesuve des Mondes schließen, so scheinen sie mir den Kindern ähnlich, die in den Flecken des Mondes ein menschliches Gesicht oder den Mann im Monde sehen.

Du zweifelst so wenig, wie ich, beste Luise, daß unter den intellectuellen Geschöpfen einigen große Reisen durch die Schöpfungen des Allweisen, Allmächtigen, Alliebenden vergönnt werden. Vielleicht auch uns dereinst. Wie groß würde unsere Betroffenheit sein, wenn wir nach zurückgelegter erster ätherischer Reise in die silbernen Mondgefilde Alles fänden tout comme chez nous, uns ein Paß abgefordert würde, ein Gesundheitsschein und neben der Zollfahne eine Kneipschenke an der Landstraße mit dem Schilde zum rothen Löwen stände!

Einheit in den Urgesetzen, Analogie in den Anordnungen, und mannigfaltigste Verschiedenheit der Bestandtheile und der Arten von Geschöpfen scheint mir der Charakter von den Werken Gottes zu sein.

Ich sprach eben von Reisen in die Schöpfung. Eigentlich glaube ich daran doch nicht. Diese physischen, materiellen Dinge entsprechen doch nur sehr unvollkommen den reinen Ideen, welche sie ausdrücken. Sie sind nur der Schatten Gottes, in dessen Anschauen wir uns des Lichtes erfreuen werden. Dann werden wir, so zu sagen, die Seele der Schöpfungen, sowohl der bestehenden, als noch im Nichts schlummernden, mit allen ihren Veränderungen sehen können, wofern uns dieser Schau gelüstet, welche uns doch nicht so hinreißen wird, daß wir nicht immer wieder in das lautere Sein der Liebe Desjenigen uns versenken wollen, der da allein gut ist, so wie im höchsten Sinne des Wortes er nur ist.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 24. Dec. 1802.

Du wollest Luisen herzlich danken für die interessante Fortsetzung ihrer Nachrichten von den vermeinten Steinen aus dem Monde, an die, als solche, ich unmöglich glauben kann. Ich beziehe mich hierüber auf das, was ich aus Darfeld schrieb.

Nach goldenen Zeitaltern pflegt in der Poesie ein bleiernes zu folgen, das heißt, wenn in der lichthellen Region des Wahren, die doch unerschöpflich und unbegrenzt ist, den Abenteurern nichts mehr zu finden möglich scheint, dann fallen sie auf die phantastischen Geburten des Aftergeschmacks, des Schwulstes u. s. w. In den Wissenschaften geht es vielleicht ebenso, und da die Näherung der Barbarei, welche in der Metaphysik so augenscheinlich ist, in der Politik aber schon herrschet, auch die Wissenschaft bedroht, so scheint mir der wilde Hypothesengeist schon ein unverkennbarer Vorläufer derselben. Von jener erhabenen Weisheit des Sokrates, welche im Bewußtsein der Unwissenheit bestand, können und wollen unsere geistlosen und gottlosen (insofern man ohne Gott gottlos ist) Philosophaster nichts wissen. ‚Sie sind,‘ wie Paulus so schön sagt, ‚eitel geworden in ihrem Dichten‘, evanescunt in cogitationibus suis, und werden diesen Lufthimmel nicht lange behaupten. Ich sage dieses nicht in direkter Beziehung auf jene Steinsaat aus dem Monde, eine an sich harmlose Hypothese, sondern auf den ganzen in den Gelehrten izt waltenden Geist.

An seine Schwägerin Luise.

Ich habe mit sehr großem Interesse das kleine Büchlein von Herschel gelesen. Welche Ansicht in die Schöpfung! Zahllose Himmel entdeckt aus dem Stäubchen dieser

Erde! Wie schwindet physisch der Mensch dahin — wie groß erscheint er als geistiger Umfasser des Unendlichen um ihn her! So todt aber ist Herschel, daß ich ihn nicht einmal Auge, sondern nur Teleskop nennen möchte. Ein Teleskop für ein Auge, in dem sich doch eine Thräne der gerührten Bewunderung bilden könnte. Noch mehr Kälte starrt aus den kleinen Abhandlungen von Kant, welche unglaublichen Scharfsinn zeigen; in fürchterlich dunkler Schreibart entgeht mir aber Manches von ihm, sowie ihm der Schöpfer in lichtheller Ordnung der Sternenschrift überall zu entgehen scheint, und nicht nur Gott ganz übergangen, sondern sichtbar auf Spiele des Ungefährs, auf Entstehung aus Vergang, auf nothwendige Umbildung aus Zerrüttung u. s. w. gedeutet wird. Armer Greis, der bald nicht mehr essen noch schreiben wird und der noch nie empfunden zu haben scheint!

Der erste Besuch des Bruders und der Schwägerin, der schon für das Jahr 1802 in Aussicht genommen war, fand erst im März des folgenden Jahres statt. ‚Wenn deine Augen diese Zeilen lesen,‘ schrieb Christian am 16. März aus Hamburg an Friedrich Leopold, ‚so haben wir schon, meine Frau und ich, einen großen Theil des Weges zu Dir — ja zu Dir vollbracht. Wir haben den Entschluß gefaßt, kurz und gut alle Hindernisse zu überwinden, um zu Dir zu eilen.

Wie sehnend fleht' ich manche Nächte,
Als ich nicht mehr Dein Antlitz sah,
Daß dieser Tag erscheinen möchte:
Wie selig bin ich, er ist nah'!

Hier empfing uns die Todesnachricht unseres Klopstock.

Wohl ihm! wer wollte diesem Adler es nicht gönnen, nun der schöneren Sonne entgegen zu fliegen?'

‚Die in Münster verbrachten unnennbar glücklichen Wochen des Wiedersehens' hatten Christian und Luise auch mit dem ganzen befreundeten Kreise der Familie, mit der Fürstin von Gallitzin, Fürstenberg, Overberg, den Brüdern von Droste-Vischering und Anderen näher bekannt gemacht und sie verließen die Hauptstadt des katholischen Westfalens ‚mit innigster Dankbarkeit und dem Gefühl, daß wohl kaum anderswo auf deutscher Erde eine gleich große Zahl von so glaubensfreudigen, selbstlos wirkenden, ebenso vaterländisch wie christlich gesinnten Persönlichkeiten anzutreffen sei.' ‚Dein Wunsch in den Worten der heiligen Theresia,' schrieb später Christian an die Schwägerin, ‚ist mir tief in's Herz gedrungen, inniggeliebte Sophie, und ich habe ihn Dir nachgebetet mit dem sehnlichsten Verlangen, daß diese Ruhe, diese Geduld und dieser Friede, den nur Er zu geben vermag, auch auf mich herabkommen möge. In bessern Stunden erfüllt dieses Bedürfniß mein ganzes Herz, alles Irdische ist mir dann Staub unter den Füßen des Wanderers, den ich abschütteln möchte, doch immer kommen aus allen vier Winden die Wolken, die den heitern Himmel trüben, immer sproßt das Unkraut empor, das die bessern Pflanzen unterdrückt und verdrängt. Das menschliche Herz ist ein trotzig und verzagt Ding. Wohl empfinde ich das täglich, und schwer ist es, in der Stunde des Trotzes die Verzagtheit und den Trotz in der Stunde der Verzagtheit zu bekämpfen. Es wurde mir sehr wohl bei Dir, beste Sophie, ich empfand Deinen frommen Einfluß sehr lebendig, und wenn ich mich nach öfterm Umgang mit Euch sehne, so ist's nicht allein der Zauber der Annehmlichkeit, der in mir wirkt, sondern vielmehr das Gefühl des Segens, der von Euch

auf mich kommt. Es soll ja wohl so sein, wie es ist, meine Hände haben ja nicht aus so mannigfaltigen, sich so wunderbar kreuzenden und sich verwirrenden Fäden das Seil gedreht, das mich fesseln und mehr oder weniger Kräfte und Freiheit hemmen sollte. Ach, liegen wir nicht Alle hier auf Erden an der Kette?'

‚Viele wohlthuende Erinnerungen,' versicherte ihrerseits Gräfin Sophie dem Schwager, ‚ließ Euer Hiersein meinem Herzen zurück. Gott lohne sie Dir und Deine Liebe, die Dir Früchte für Zeit und Ewigkeit tragen muß. Ach, es ist eine böse Sache um das Schreiben; selbst auf dem Wege von der Seele bis zum Ausdruck des lebendigen Wortes verhallt so Vieles! Wieviel mehr auf dem Papier, wo sich oft nicht einmal ein Skelett von dem, was wir ausdrücken möchten, darstellt und das höchstens nur den isolirten Augenblick uns zeigt. Bei diesem Gedanken wird meine Freude über Deinen Besuch um so viel lebhafter, da nun jedes Wort von uns nicht mehr ein einzelner Laut aus einer unbekannten Gegend sein, sondern im Einklang Deiner Erinnerung zur Harmonie werden wird. Die Fürstin und Fürstenberg grüßen Dich, wie Du begrüßt sein mußt. Grüße die Geliebten um Dich her. Alle Kinder hängen an Dir mit mehr Liebe, als Du es Dir wohl denken kannst. Gott sei mit Dir, Du lieber innigstgeliebter Bruder. Möge er uns bald die Freude bescheiden, Dich und Luise wieder zu sehen. Laß uns indessen oft uns im Geiste vereinigen und so auch getrennt beisammen bleiben.'

Einem Dankbrief Stolberg's an die Schwägerin fügte Sophie hinzu: ‚Ich kann nur wiederholen, was mein Mann Dir sagt, meine beste Luise, unsere Freude, meine Liebe, meinen innigen Wunsch, daß die schönen Tage, die Eure Gegenwart uns gab, auf irgend eine Art bald wieder

anfangen mögen. In ihrer Erinnerung ist ein Schatz, den der Rost und die Motten nicht fressen können. Alle Kinder bis auf Cai[1] inclusive haben Euch lange mit Thränen gefolgt. Cai weinte so bitterlich, daß er endlich sagte: ich wünschte, daß Onkel und Tante gar nicht hier gewesen wären, so wäre ich jetzt nicht so betrübt. Nicht so sage ich, meine liebe, beste Luise; Gottlob, daß wir Euch sahen und daß wir Euch haben, nahe und fern.'

Wenige Monate nach dem Besuche des Bruders und der Schwägerin traf Stolberg's älteste Tochter Mariagnes mit ihrem Gemahle, dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode, bei den Eltern ein. Alle Kinder, elf an der Zahl, waren nun für kurze Zeit beisammen.

‚Diesen Morgen nach dem Frühstücke,' schrieb Friedrich Leopold an Christian am 5. August 1803, ‚versammelten sich alle Kinder um uns. Du kannst Dir vorstellen, wie rührend mir der Anblick war, den ich noch vor Kurzem nicht gehofft hatte, je zu erleben, denn wieviel gehört dazu, sie alle wieder auf einem Fleck zu vereinigen! Möge dieses Wiedersehen Pfand des bessern Wiedersehens sein.'

Mariagnes, schon vor der Conversion des Vaters mit dem Grafen Ferdinand verlobt, war Stolberg's einziges Kind, welches nicht der katholischen Kirche angehörte. Stolberg empfand darüber zeitlebens tiefen Kummer, aber niemals versuchte er, was man ihm fälschlich nachgesagt, irgend einen ungebührlichen Druck auf das Gemüth der Tochter oder ihres Gemahles auszuüben, und die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses that seiner Liebe zu Tochter und Schwiegersohn nicht den geringsten Eintrag. ‚Der Besuch meiner lieben Mariagnes,' schrieb er seiner Schwester

[1] Cajus, geb. am 27. Juli 1797.

Catharina, ‚hat mir unaussprechlich wohl gethan. Ferdinand ist uns viel näher gekommen; er ist in der That ein sehr edler junger Mann und liebt sein Weib wie Wenige.‘

‚Ueberhaupt mache ich mir eine große Freude daraus,‘ heißt es in einem Briefe an Christian, ‚Dir zu sagen, daß ich nie so sehr Ursache hatte, von allen meinen Kindern viel Gutes zu hoffen, als izt. Und da deren nicht eines ist, welches nicht von seiner gottergebenen Mutter vom Mutterleibe an auf Gott geworfen worden, so gibt mir auch das große Zuversicht und Trost, da mir sonst freilich die immer näher kommende Zeit, welche Ernst von mir trennen wird, das Herz sehr schwer macht.‘

‚Sic vos non vobis — dennoch aber nos nobis, wenn unsere Hoffnungen erfüllt und sie alle — wenn auch das flüchtige Leben sie umherstreuen sollte — dereinst in den ewigen Hütten mit uns versammelt werden und wir sie sehen: Omnes coelicolas, omnes supera alta tenentes!‘

Ernst, der älteste zwanzigjährige Sohn, von dem im obigen Briefe die Rede ist, verließ Anfangs August 1803 das elterliche Haus, um in die kaiserliche Armee einzutreten und ‚als feuriger Patriot der Sache des Vaterlandes gegen die welschen Unterdrücker zu dienen‘.

‚Es ist ein großer, wichtiger und wehmüthiger Augenblick,‘ schrieb Stolberg am 9. August, am Tage nach der Abreise des Sohnes, an Christian, ‚wenn ein Kind das väterliche Haus, Eltern und Geschwistern verläßt und in die weite Welt geht. Uns wird Ernst immer fehlen, seine Stätte ist öde und des Kindes Stelle nimmt nichts wieder ein. Er war sehr gerührt. Es war uns Allen auch rührend zu sehen, wie das ganze Haus ihn liebte, eine Gesinnung, welche sich auch an seinem Geburtstage sehr gezeigt hatte, da Jeder und Jede ihm zu zeigen bemüht waren, welchen

Antheil sie an ihm nähmen. Gottlob, daß ich mit freudiger Hoffnung ihn seine Bahn antreten sehe, zu welcher er wirklich gut ausgerüstet ist.'

‚Je tiefer und schmerzlicher ich unsere nahe Trennung empfinde, mein geliebter Ernst,' sagt er in einem vom 30. Juli, dem Geburtstage des Sohnes, datirten herrlichen Geleitsbrief, ‚desto mehr wünsche ich Dir aus meinem Innersten noch etwas zur Erinnerung, Erwägung und Beherzigung an's Herz zu legen. Ich werde Dir nichts sagen, was Du nicht schon weißt, aber es ist uns Allen heilsam, ja nöthig, uns an große Wahrheiten, die auf unsere ewige Bestimmung sich beziehen, oft und lebhaft zu erinnern. Nützlich ist es auch, die Regeln, nach welchen man seiner Lage und seinem Stande gemäß am sichersten, sorgenlosesten, mit möglichster Freiheit durch die Welt kömmt, sich geläufig zu machen, und um desto mehr, da der wahre Christ weder wahre Sorgenlosigkeit, noch auch wahre Freiheit wo anders finden kann, als in einem guten Gewissen. Wo der Sinn des Gewissens erweckt und zart ist, da wacht er über alle Handlungen, und je schonender wir sein achten, desto mehr wird uns dieser Sinn, wiewohl er uns anfangs Zwang aufzulegen scheint, ein Princip des Lebens, welches uns mit uns selbst in Harmonie, also in wahre Freiheit setzt.

‚Was Gott dem Abraham sagte, das sagte er auch Dir: „Wandle vor mir, und sei vollkommen!" Gott ist immer bei uns, wir mögen es wissen, oder nicht, wir mögen uns dessen freuen, oder nicht. Suchen wir ihm wohlgefällig zu sein, suchen wir es mit ganzem Ernst, so dürfen wir uns seiner Gegenwart freuen; und straucheln wir, oder fallen wir auch einmal, so wenden wir uns zu ihm, wie der verlorne Sohn: „Vater, ich habe gesündiget wider den Himmel und vor Dir!" Sagen wir es mit seiner Empfindung,

mit seinem Vorsatze, so finden wir Verzeihung und Gnade, wie er.

‚Mit dem Morgengebete beginne Deinen Tag, und schließe ihn mit dem Abendgebete. Aber beide werden Dir nicht genügen, wenn Du sie recht betest. Du wirst immer mehr inne werden, mein lieber Ernst, daß wir uns im hohen Grade verabsäumen, wenn wir dem Gott, in dem wir leben, weben und sind, nur einige Minuten des Tages weihen, und in der Zwischenzeit uns nicht um ihn bekümmern.

‚Suche Gottes bei Tage stets zu gedenken, mit Rücksicht auf ihn zu reden und zu handeln. Widme der Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge ein Viertelstündchen des Tages, suche Dir da seine Größe und Liebe und Dein Nichts vor die Augen des Geistes zu bringen. Da werde Dir die Erbarmung und Liebe Gottes, die uns seinen eingebornen Sohn gab, da werde Dir Jesus Christus in Gethsemane und auf Golgatha in fruchtbarer Beherzigung gegenwärtig; da die Liebe des heiligen Geistes, der seine Liebe in Dein Herz ergießen will, wenn Du es von ihm nur willst reinigen und leeren lassen von allem, was nicht gut ist. Ich bitte Dich, lieber Ernst, ich beschwöre Dich bei den Wunden Jesu Christi, fasse den Vorsatz, Dir ein solches Viertelstündchen täglich zu nehmen, so früh als möglich, im Rückblick auf Deine Handlungen, wenn du nicht ohne Deine Schuld daran verhindert wirst. Auch will ich nicht sagen, daß Du es Dir zur Sünde anrechnen solltest, wenn Du ein- oder andermal aus Schwäche es unterließest; aber es zu unterlassen, ist nicht gut. Eine große und heilige Seele, die ein Licht in der Kirche Gottes war, die heil. Theresia, sagt: „sie halte es für unmöglich, daß einer verloren gehen könnte, der in dieser Uebung treu bliebe“.

Von der Art, diese Betrachtungen anzustellen, würde ich nur stammeln können. Aber Herr Overberg hat Dich ohne Zweifel darüber unterrichtet.

‚Vor dem Abendgebete prüfe dich vor Gott, wie Du den Tag zugebracht in Gedanken, Reden und Handlungen. Empfiehl Dich täglich dem Schutze der Mutter Gottes und Deines Schutzengels, daß sie für Dich bitten.

‚Mögest Du immer mit zerknirschtem Herze zur Beichte gehen und mit leichtem Herze zurückkehren!

‚Es erwarten Dich große Gefahren der Seele. Viel Böses wirst Du sehen und hören. Die verderbte Natur wird Dich zur Sünde reißen, und Andere werden geflissentlich suchen Dich zu verführen. Jeden Tag wirst Du in den Fall kommen, zu wählen, ob Du der bösen Natur und den Versuchungen nachgeben oder ob Du mit Joseph in Deinem Herzen sagen willst: „Wie sollte ich ein so groß Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen?"

‚Laß das Wort Gottes Deine Leuchte, Dein Licht auf Deinem Wege sein!

‚Ich bezeuge Dir vor Gott, mein lieber Ernst, daß wir nie Mißtrauen genug gegen uns selbst, und nie Vertrauen genug in die Barmherzigkeit und Hülfe Gottes haben können. „Ohne mich könnt ihr nichts thun," sagt Jesus Christus, und Paulus sagt: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus."

‚Christus will, daß wir uns zutraulich an ihn anschließen, und mit ihm über Alles uns berathen sollen. Er will, daß wir ringen sollen, um in das ewige Leben durch die schmale Pforte einzugehen.

‚Nichts ist so gefährlich für Jünglinge, als die falsche Scham. Die Furcht, lächerlich zu scheinen, stürzt die meisten Jünglinge in's Verderben. Waffne Dich dawider

mit dem Gedanken an Gott, mit der Vorstellung der Leiden und des Todes Jesu Christi, mit dem Schilde des Wortes: „Wer sich mein und meiner Worte schämet, deß wird sich der Menschensohn auch schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und heiligen Engel.“ Uebrigens liegt eine falsche Vorstellung mehrentheils zu Grunde, wenn man aus falscher Scham sich zu den ersten Schritten verleiten läßt. Denn es ist viel leichter, der ersten Versuchung zu gering scheinender Vergehen zu widerstehen, als ein Ziel zu setzen, wenn man sich zur Abweichung hinreißen ließ. Aber es steht auch in keines Menschen Kraft, sich ein solches Ziel zu setzen; denn mit jedem Schritte, den wir auf dem Pfade des Verderbens thun, nimmt unsere Kraft ab, und die Bahn wird immer abschüssiger. Auf Gottes Beistand aber dürfen wir nicht rechnen, ehe wir durch wahre Reue und ernste Buße der Gnade Gottes wieder fähig werden, und diese Reue und Buße sind schon Gnaden, auf welche im Voraus zu rechnen, indem wir Gott beleidigen, Thorheit und Frevel wäre.

‚Fliehe den Müßiggang, fliehe den leeren Umgang, er ist der gefährlichste Müßiggang. Wache vor allen Dingen über Deine Zunge. „Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann und kann seinen ganzen Leib im Zaum halten,“ so sagt ein großer Apostel, den Jesus Christus würdigte, mit Petrus und Johannes Zeuge seiner Verklärung und seines Todeskampfes sein zu lassen.

‚Sei ernst und freundlich in Gesellschaft, „langsam zum Reden und langsam zum Zorn,“ wie auch Jakobus sagt. Vor Allem spotte nie über Andere, sie seien gegenwärtig oder abwesend. Ziehe keinen auf. Laß manches Wort aus dem Munde Anderer fallen, ohne darauf zu achten, und

freue Dich mit Demuth und Dankbarkeit gegen Gott jedesmal, daß Du Dir diesen Zwang angethan, ein Wort zu unterdrücken, welches Dir schon auf der Zunge war; es ist ein Opfer, welches Du Gott für das Heil Deiner Seele bringst. Auch die kleinsten Opfer, die wir Gott bringen, sieht er immer gnädig an, und gibt uns neue Kraft dafür. Wenden wir dann auch diese wohl an, so nehmen wir Gnade um Gnade. Oft gibt Gott auch fühlbare Freudigkeit zur ersten Belohnung.

‚Deine Zunge bleibe keusch. Erlaubst Du Dir Theil zu nehmen an unzüchtigen Reden, so verfällst Du in die Unzucht selbst. Laß Dich nie zu vielem Wein, und den Wein Dich nie zu Thorheiten verleiten. Trinke des Abends gewöhnlich keinen Wein. Iß des Abends wenig. Gehe früh zur Ruhe und stehe früh auf. Treibe täglich Leibesübungen. Vergiß das Schwimmen nicht, und auch nicht das Voltigiren. Suche an um Erlaubniß, die jungen Pferde der Schwadron zu tummeln.

‚Fechte, wofern Du es vermeiden kannst, mit Keinem, der nicht Dein Freund ist. Wirst Du inne, daß der, welcher mit Dir ficht, hitzig oder unmuthig wird, so wache Du desto mehr über Deine Fassung, und suche dem Dinge bald ein Ende zu machen.

‚Laß Uebungen des Geistes mit Uebungen des Leibes abwechseln.

‚Fahre fort, alle Theile der Kriegskunst zu studiren. Nimm Gegenden auf. Befleißige Dich in militärischen Zeichnungen und strebe zuvörderst nach vollkommener Richtigkeit, dann nach Schnelligkeit, dann erst nach Eleganz.

‚Lies täglich, so wirst Du gewiß immer mehr Geschmack am Lesen finden. Theile Deine Zeit nach einer gewissen Regel ein, von welcher Du nicht gerne abweichen, doch nicht

so Dich ihr unterwerfen wollest, daß eine Störung Dir üble Laune machen sollte.

‚Versäume die alten Sprachen nicht, da Du so weit gekommen bist. Laß das Latein Dir geläufig bleiben. Mache Dich immer bekannter mit dem griechischen neuen Testament, und laß Homer Deinen treuen Begleiter sein. Hüte Dich vor dem leidigen Romanenschwall, welcher die Zeit offenbar raubt und die Unschuld leise stiehlt, schaal ist, und gute Bücher schaal scheinen macht, auch mehrentheils die Religion anfeindet. Geschichte aller Zeiten, Lebensbeschreibungen, gute Reisen, bewährte Werke der Naturgeschichte, die besten Dichter, auch die englischen Wochenschriften, Spectator u. s. w. empfehle ich Dir vorzüglich.

‚Findest Du Gelegenheit zur Jagd, so nütze sie, doch hüte Dich vor leidenschaftlicher Jagdlust. Habe immer gute Pferde, ein gutes Schwert, eine gute Uhr. Liebe Deine Pferde, und wenn sie die Last und Hitze des Tages mit Dir getragen und getheilt haben, so sorge für ihre Pflege, ehe Du an Dich denkst.

Meide das Spiel, es ist Jedem gefährlich, am meisten dem jungen Officier. Du hast nichts übrig zu verlieren, es würde Dich unmuthig machen, wenn Du verlörest. Und wie möchtest Du Dich freuen wollen, einem Andern abzugewinnen? Es ist eine schändliche Freude, deren Du Dich schämen würdest. Welche Lust könnte Dir das Spiel gewähren, das Dir solche Freude auf der einen Seite, auf der andern Verlust, Unmuth, Entbehrung und Gelegenheit zu bösen Händeln darbietet, zugleich Dich auch in schlechte Gesellschaft verwickelt, Uebeln, denen ein spielender Officier nicht leicht ausweicht. Verlaß Dich nicht darauf, daß Du keine besondere Spiellust bei Dir spürst, sie kömmt, ehe man sich's versieht, und wird zur Leidenschaft. Eine schnöde

Leidenschaft! Solltest Du Dich einmal hinreißen lassen und verlieren, so bezahle gleich, und überlasse Dich nicht der täuschenden Vorstellung, daß Du das Verlorene wieder gewinnen werdest. Diese führt von Ruin zu Ruin.

‚Du bist wahrhaft von Natur, und, um Gottes Willen, immer müsse Dir die Wahrheit heilig sein! Denn Wahrhaftigkeit wird Dir allgemeines Vertrauen erwerben. Es müsse statt alles Zeugnisses — wie es der Fall bei Deinem seligen Großvater war — gelten, wenn man sagt: Stolberg hat es gesagt.

‚Sei aufmerksam, wacker, pünktlich und freudig im Dienste, ehrerbietig gegen die Obern, gefällig gegen die andern Officiere, ohne Aufopferung Deiner Selbständigkeit. Mache Dich nicht gemein im Umgange mit den gemeinen Soldaten, aber laß sie inne werden, daß ihr Wohl Dir am Herzen liegt, und mildere die nöthige Strenge des Dienstes durch ernste Freundlichkeit. Nimmer verleite Dich Strenge zum Zorn, und wenn Du strafen mußt, so rufe eine Empfindung des Wohlwollens für den zu Strafenden in Dir hervor. Bete heimlich für den, dem Du aus Pflicht unerbittlich bist, so wirst Du einst den Richter nicht unerbittlich finden.

‚Suche es Dir überhaupt zur unabweichlichen Gewohnheit zu machen, für jeden Menschen, wider den Du Zorn oder Abneigung empfindest, gleich zu beten, bei jeder Versuchung der Wollust, des Zorns, in unlauterer Gesellschaft, beim Wein, einen Augenblick das Herz zu Gott zu erheben. Thust Du das mit Treue, mein lieber Ernst, so wird Dir Gott, so wahr er Gott ist, kräftig zur Seite stehen im Leben und im Tode. Auch die blinde Wuth des Feindes müsse Dich nie zum Zorne verleiten. Menschen, welche wir aus Pflicht tödten, haben ein doppeltes Recht auf unser Gebet.

Ueberrascht Dich der Zorn, so laß die Sonne nicht untergehen über Deinem Zorn, und bedenke täglich, was Du bittest, wenn Du sagst: ‚Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.‘ Dieses ist so sehr die Hauptlehre des Christenthums, daß Jesus Christus, ohne die erhabenen ersten Bitten des Vaterunsers zu erläutern, nur auf diese zurückkömmt, und unmittelbar nach dem Vaterunser hinzufügt: ‚Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben; wo ihr aber den Menschen nicht ihre Fehler vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.‘

‚Laß Dich nicht beflecken von dem Geiste dieser Welt. Die Welt ist die Feindin Gottes. Wie sollten wir uns der Welt gleich stellen? wie ihrem Geiste huldigen wollen? da Jesus Christus, als sein Herz sich in Liebe für die Seinigen ergoß, unmittelbar ehe er dem Todeskampf entgegenging, seinem Vater sagte: ‚ich bitte nicht für die Welt.‘ Falsches Maß und Gewicht ist dem Herrn ein Greuel. Die Welt aber hat für Alles, was heilig oder frevelhaft ist, falsches Maß und Gewicht. Mit dem Stempel ihrer Ehre bezeichnet sie den Mörder und oft mit Schmach den, dem das Gesetz Gottes heilig ist. ‚Wem nicht die Ehre vor den Menschen lieber ist, als die Ehre vor Gott;‘ wer wie Paulus sagt: ‚Gedenke ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht;‘ wer die Worte Jesu Christi beherziget: ‚Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele?‘ Und ‚wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater,‘ der wird bei jeder Ver-

suchung der Welt, es sei, daß sie ihn zur Wollust reizen, oder mit ihrer Schmach schrecken, mit ihrer Ehre locken will, sagen: ‚Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, und wider Gott sündigen!‘

‚Ich weiß, daß Du gute Vorsätze hast, mein geliebter Ernst; aber ich wiederhole es Dir: vertraue nicht Dir, sondern allein der Gnade Gottes, und in diese habe das kindlichste, freudigste Vertrauen. Dieses Vertrauen verlasse Dich nicht, auch wo Du fehltest. Und solltest Du, wofür Dich Gott bewahren wolle, solltest Du in große Sünde fallen, so vertraue fest auf Gott und wende Dich mit zerknirschtem Herzen zu dem, ‚der nicht der Gesunden, sondern der Kranken Arzt ist; der nicht kam, die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder; der uns, die wir arg sind, lehrte, daß wir siebenzigmal unsern Nächsten verzeihen sollen; der das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, den glimmenden Docht nicht auslöschen wird;‘ darum werde, auch wenn Du noch so oft und noch so tief fallen solltest, nicht scheu, und laß nicht den Unmuth Dein Herz verschließen, sondern öffne es der demüthigen vertrauensvollen Reue. Denke an die Geschichte des verlornen Sohns; an David, an Petrus, an den Schächer am Kreuze. Laß Dir gesagt sein, was der Lieblingsjünger Jesu sagte: ‚Meine Kindlein, solches schreibe ich euch: auf daß ihr nicht sündiget, und ob Jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater Jesus Christus, der gerecht ist.‘

‚Lieber Ernst, Du wurdest von Deiner lieben seligen Mutter auf Gott geworfen von Mutterleibe an. Ich weiß, wie oft sie, als sie Dich noch unter ihrem reinen Herzen trug, und als sie an ihren Brüsten Dich säugte, zu Gott mit Thränen gefleht hat, daß er Dich ihm heiligen, und wofern er voraussähe, daß Du nicht ihm leben werdest, Dich früh

von ihrem Herzen reißen und zu sich nehmen möchte. Deine zweite Mutter, welche Dich so mütterlich liebt, ermahnte Dich oft mit Liebe, und betet mit herzlicher Liebe für Dich. Du liegst mir mehr am Herzen, als ich es Dir sagen kann, mehr, als Du es wissen kannst, und ich rede öfter mit Gott von Dir, als mit Dir von Gott. Er hat Dich mit uns in seine heilige Kirche geführt, in die Gemeinschaft der noch streitenden Heiligen, der Heiligen, die nicht mehr gefährdet, gleichwohl noch geläutert werden, und der vollendeten Heiligen, welche sein Antlitz schauen. Er gab Dir zum Seelenführer einen lieben heiligen Mann, dessen Bild Dir täglich vorschweben, dessen Lehren in Dir ewige Früchte des Heils tragen müssen.

‚Gott hat sein Werk in Dir angefangen, und will es so gern in Dir vollenden, darum sei getreu, wache, bete. Laß Dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Sei allezeit fröhlich, bete ohne Unterlaß; sei dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an uns. Prüfe Alles, und das Gute behalte. Meide allen bösen Schein.

‚Er aber, der Gott des Friedens, heilige Dich durch und durch, daß Dein Geist ganz sammt Seele und Leib behalten werde, unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi.

‚Getreu ist er, der Dich rufet, welcher wird's auch thun.‘ Rufe alle Tage die Mutter Gottes an. Bete für mich, für die Mama, für die Geschwister, für alle Unsrige, unsere Freunde, Deine Obrigkeit, für die heilige Kirche, die Irrgläubigen, alle Menschen! Bete für die Seelen im Fegfeuer, und wer von uns vor Dir stirbt, für den bete; wer von den Unsrigen schon starb, für den bete!

‚Gott, der Vater im Himmel und auf Erden, segne Dich!

Jesus Christus, unser Bruder, unser Herr und Gott, segne Dich! und vertrete Dich als ewiger hoher Priester! Der heilige Geist segne Dich, und erfülle Dich mit seiner Liebe! Amen [1].

‚Eine gleich väterliche Sorgfalt und rührende Liebe,‘ heißt es in einer Aufzeichnung Overberg's vom Jahre 1803, ‚welche der edle Graf von Stolberg seinen Kindern zuwandte, offenbarte er auch durch Rath und That gegen Jünglinge, die seiner Familie befreundet waren und auf seinen väterlichen Zuspruch hörten.‘

Zu diesen Jünglingen gehörte der vielseitig begabte und im spätern Leben vielseitig thätige Werner Moritz Maria von Harthausen, der im Jahre 1780 geborene älteste Sohn des Drosten Werner Adolf von Harthausen. Als Student an der Akademie zu Münster wurde er im Jahre 1801 mit der Stolberg'schen Familie näher bekannt und blieb, nachdem er im Jahre 1802 die Universität Prag bezogen, mit dem Grafen in häufigem Briefwechsel, aus dem noch manche Ueberbleibsel vorhanden sind.

Als Scheidegruß rief ihm Stolberg am Weihnachtstage 1802 die Worte zu: ‚Bester Werner, unterlasse nie das Gebet, nicht nur das Morgen- und Abendgebet — wer könnte es unterlassen — aber vorzüglich nicht das öftere, die Uebung der Betrachtung von Gottes Allgegenwart, seiner Liebe, Deiner Schwäche, seiner Kraft.‘

‚Ungern sehe ich in Deinem Briefe, liebster Werner,‘

---

[1] Obiger Brief wurde in späteren Jahren ‚als Handschrift für Freunde‘ gedruckt. Er findet sich auch in Menge's Biographie Stolberg's 2, 166—174.

schreibt er ihm am 10. Juli 1803, ‚eine traurige, muthlose Stimmung oder vielmehr Verstimmung. Ich weiß es sehr wohl und habe seit mehr als dreißig Jahren, und vorzüglich in den letzten zwölf bis vierzehn Jahren, sehr lebhaft empfunden, daß diese Welt im hohen Grade im Argen liegt. Das kann freilich manche trübe Stunde machen; solchen Eindrücken muß man aber widerstehen und sich bereit halten, als Kämpfer für das Gute seine Schuldigkeit zu thun, wo und wann sich der Anlaß finden wird. Muthlosigkeit vermehrt die Macht des Feindes, und Unzufriedenheit auf dem Posten, den uns Gott anweist, geziemt keinem braven, am wenigsten einem angehenden Streiter. Nicht der Wunsch, daß Alles anders wäre, sondern der Entschluß, immer brav und gut zu handeln, oder, wie die hl. Schrift so erhaben sagt: vor Gott zu wandeln und vollkommen zu sein, kann Etwas aus uns machen. Jener Wunsch entnervt nur; dieser Entschluß gibt Härtung, welche dem Stahl des Kämpfers auch noch jenseits der Urne bleibt. Wer viel gelitten und viel gethan hat, der wird seinen Kranz nicht mit Thränen beflecken, und wer noch nicht zu leiden und zu thun Anlaß fand, dem geziemt die Thräne noch weniger. Jene Traurigkeit ausgenommen, welche Paulus die göttliche nennt, sie, die eine Reue wirket, welche Keinen gereut, ist Traurigkeit nicht viel nutz, schadet vielmehr im Beginn und im Fortschritte des Guten. Daß ich übrigens nicht von Leiden der Freundschaft, noch des schönen Mitgefühls mit fremdem Wehe rede, das versteht sich von selbst.

To each his sufferings, all are men,
Condemn'd alike to groan,
The feeling for another's pain,
Th' unfeeling for his own,

sagt — ich weiß nicht mehr, ob Gay oder Gray.‘

Sehr eindringlichst ermahnte Stolberg wiederholt den jungen Freund, in seinen Studien eine richtige Methode einzuhalten und nicht zu viele Gebiete des Wissens zu umfassen. Dieß gerade erzeuge geistige Unlust und führe zur Oberflächlichkeit, der Feindin aller ernsten gediegenen Wissenschaft. So heißt es in einem Briefe vom 16. Oct. 1803: ‚Ich muß Dir doch noch ein treu gemeintes Wörtchen sagen, bester Werner, ich sehe, Du bist noch immer so vielarmig im Umfassen von aller Art von Studien. So desultorisch! Studirst die Rechte, ich glaube auch Kameralwissenschaft. Dabei willst Du alle Kirchenväter lesen, treibst Griechisch, Spanisch, liesest Petrarca, welcher einer der schwersten Italiener ist, übersetzest, dichtest, reisest, bist in vielen Häusern. Wie willst Du alle diese Zipfel der Zeit zusammenhalten, daß nicht einer nach dem andern verschüttet werde? Ich bitte Dich, bester Werner, laß die multa und suche multum zu erschwingen! Dieses multum, welches die Berufsstudien hauptsächlich in sich schließen muß, schließt feste Gründung in Kenntniß der Alten, welche in jeder Hinsicht so interessant ist, keineswegs aus. Verzeihe mir meine Aufrichtigkeit.‘

Als ihm Haxthausen einmal seine Uebersetzung einer Ode des Horaz geschickt, schrieb Stolberg: ‚Du hast Dich an eine schwere Aufgabe gewagt, bester Werner! Otium Divos ist eben darum, weil sie nicht reißenden Schwung hat, dem Deutschen zu übersetzen schwerer, als vielleicht selbst die Qualem ministrum würde gewesen sein. Jene Ode Otium tanzet züchtig mit weisem Lächeln, wie eine Jungfrau im Carmine saeculari, frei von allem Zwang, aber auch ohne mänadischen Dithyrambenflug. Bei der Totalverschiedenheit beider Sprachen ist es die schwerste Aufgabe, welche man wählen kann, den Horaz, der in seiner Sprache jede ihr eigenthümliche Grazie zu haschen weiß, in die uns-

rige zu übertragen. Um desto mehr, da Naivetät, Anstand und tactvollste Wahl des Ausdrucks ihn charakterisiren. Ramler hat mit vieler Kunst einen Horaz gegeben, den der Deutsche nicht ohne Ekel lesen kann, und auch Voß hat sich, den Horaz und unsere Sprache in seiner, gleichwohl mit Meisterhand gemachten Verdeutschung gefoltert. Klopstock sind einige Uebersetzungen aus Horaz vortrefflich gelungen. Aber wenn er ihn ganz übersetzt hätte — Du weißt, daß er nur einige Oden übersetzt hat — so würde selbst er auf unüberwindbare Schwierigkeiten gestoßen sein, so wie auch Horaz gewiß nicht im Stande gewesen sein würde, die Oden Klopstock's, welcher jede unserer Sprache eigenthümliche Grazie und Kraft der Wendung und des Ausdrucks hatte, gut in Latein zu übersetzen.

‚Eine Arbeit, welche ihrer Natur nach Grazien tödtet oder einschränkt, gereicht eher zur Verbildung als zur Bildung des Geistes.'

Und wiederum, wie oben, auf die melancholische Gemüthsstimmung des Jünglings zurückkommend, sagt er: ‚Es hat sich mir wirklich etwas von der Schwermuth Deines Briefes mitgetheilt, bester Werner! Entreiße Dich ihr! Wahrlich, sie taugt nichts und würde, wofern Du ihr nachhingest, Dir Sinn und Herz verengen. Es hat tausend und aber tausend Jünglinge diese Schwermuth, an welcher sie heimliches Gefallen (Behagen an der Unbehaglichkeit) hatten, schon entmannt. Jedem, der es von Herzen gut meint, steht izt mehr als je mancher Anlaß bevor, Kraft und Muth in Demuth und Vertrauen zu üben. Das volitare per ora ist ein eingebildetes Bedürfniß, und wer wirklich so spricht, schreibt oder handelt, daß Enkel seiner gedenken, der spricht, schreibt oder handelt aus reiner Liebe zur Sache, nicht des Nachhalls wegen.'

‚Der ächte Dichter,‘ schrieb er ein andermal an den jungen Freund, ‚muß freien und frommen Geistes sein; Selbstsucht und Weltschmerz tödten auf die Dauer alles Genie.‘ ‚Unklarheit und Schwulst sind die sicheren Zeichen eines ungeläuterten Geschmacks.‘ ‚Der Strom der Poesie muß, auch wo er tief ist, klar sein, und wo der Dichter sich auf Flügeln erhebt, da müssen seine höchsten Schwünge noch in freier Bewegung kreisen.‘

Es verdroß ihn nicht, Haxthausen's dichterische Versuche manchmal auch im Einzelnen nach Versbau und Wortformen zu kritisiren und zu verbessern, ‚denn ich weiß,‘ sagt er ihm, ‚daß Du gern von mir Belehrungen annehmen willst, und einen jungen treu strebenden Mann belehren und aufmuntern zu können, welch' eine Freude für einen schon mehr als Fünfzigjährigen, der selbst täglich gern noch sich belehren läßt und bei wachsendem Alter der Aufmunterung eines jugendlich edlen Geschlechtes bedarf.‘ ‚Wie glühte ich in der Jugend, wenn Klopstock's Auge auf meinen poetischen Erstlingsversuchen ruhte, wenn er Worte des Lobes oder Tadels an mich richtete und unablässig mein Gemüth auf hohe Ziele hinwies und es zu dem Göttlichen und Ewigen erhob!‘

‚Der Geist des herrlichen Namens,‘ schrieb er nach dem Tode Klopstock's im December 1803, ‚ist nun selbst in den Himmel erhoben, blicke auch Du, theuerster Werner, ihm mit Ehrfurcht nach; meine Dankbarkeit und Liebe für ihn, den väterlichen Führer meiner Jugend, ist unvergänglich.‘ ‚Klopstock's Wittwe hat mich gebeten, die Inschrift auf Klopstock's Grabstein zu machen. Ich sende sie Dir. Er ist mit sehr schöner christlicher Gesinnung, so wie er sie im Leben auch hatte, hinüber gegangen. In seinen letzten Phantasien hat er auf eine Weise, die mich tief rühren muß, sich auch mit mir beschäftigt.‘

Stolberg's erwähnte Grabschrift auf Klopstock lautet:

‚Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe
Der Hülle eures größten Dichters!
Nahet, ihr Christen, mit Wehmuth und mit Wonne
Der Ruhestätte des heiligen Sängers,
Dessen Gesang, Leben und Tod Jesum Christum pries!
Er sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Sein großer Lohn ihm, eine gold'ne
Heilige Schale voll Christenthränen.'

Ein anderer jüngerer Freund, den Stolberg mit väterlicher Liebe hegte, war Georg Kellermann, der wenige Wochen vor seiner Priesterweihe im Jahr 1801 als Erzieher der Kinder das gräfliche Haus bezog.

‚Ein reineres, kindlicheres Gemüth, wie Kellermann,' versicherte Stolberg der Schwester Catharina, ‚ein selbstloseres Streben, eine so wahrhaft priesterliche Demuth und Milde bei hervorragender Geistesschärfe wird man in unseren Zeiten selten antreffen: wir Alle sehen ihn wie einen Familienengel an. Es ist mir eine rührende Freude, so ganz im Stillen ihn mit dem apostolischen Overberg zu vergleichen und zu sehen, wie der höhere Geist christlicher Liebe, der in Beiden waltet, dieselben Früchte treibt und wie vielfach verschieden doch Beide, auch abgesehen vom Alter, in ihrem Wesen und in der Art der Aussaat dieser Früchte sind.'

‚Am 17. Juni 1801,' sagt die Gräfin Sophie in späteren Jahren in ihren Aufzeichnungen für eine ihrer Töchter, ‚kam Kellermann zu uns und wohl nie kann ich die Fügung Gottes dankbar genug anerkennen. Unter Tausend hätte nicht Einer in diesen Verhältnissen auf das ganze Haus so

wohlthätig eingewirkt. Gott allein weiß, was ich ihm zu verdanken habe. Sehr bald ward er der jüngere Freund Deines Vaters, dem er immer die kindlichste Ehrerbietung bewies; die älteren Brüder, die Schwestern, Alle sahen in ihm einen leitenden Freund. Eine lange Erfahrung und Bekanntschaft mit vielen Männern seines Standes hat meine Verehrung und Liebe für ihn vermehrt und mich überzeugt, daß er zu den seltensten und besten Menschen gehört.'

‚Sein Verhältniß zum Grafen,' schreibt aus langjähriger eigener Anschauung Theodor Menge, ‚faßte Kellermann beinahe wie das eines Sohnes zum Vater. An Stolberg's glühender Liebe zum katholischen Glauben erwärmte sich sein Gemüth; an dessen reicher Lebenserfahrung gewann er selbst die hohe Reife des Geistes, mit der er durch ein vielbewegtes, thatenreiches Leben ging, und Stolberg's hoher Sinn für Literatur und Kunst, für alles Gute und Edle, verlieh auch Kellermann's Geiste das Gepräge einer echten Bildung. Kellermann, der Lehrer und Erzieher der Söhne des Grafen Stolberg, wurde zugleich ein Mitschüler derselben und Lehrling ihres Vaters.' [1]

Fast täglich wurden mehrere Stunden auf die Lectüre der alten Classiker, insbesondere der griechischen, verwendet; Dichter und Prosaiker kamen abwechselnd an die Reihe. Stolberg erklärte seinen ältesten Söhnen und Kellermann platonische Gespräche, Pindar, Sophokles und Aeschylus. Mit letzterem Tragiker hatte er sich schon in früheren Jahren eingehend beschäftigt und gab im Jahre 1802 vier Tragödien desselben, nämlich Prometheus in Banden, die Sieben gegen Theben, die Perser und die Eumeniden in einer Ueber-

[1] Menge 2, 145.

setzung heraus, die von Schiller dankbar benutzt wurde und die noch heute in mehrfacher Beziehung ihren Werth behauptet.

‚Auch in den Geist der Kirchenväter,‘ erzählt Kellermann in dankbarem Andenken an den Grafen, ‚führte uns Stolberg ein; vor allen war ihm Augustinus lieb und er sprach oft halbe Stunden lang auf Spaziergängen über das, was wir in einzelnen Werken dieses Kirchenvaters am Morgen gelesen.‘ Zwei Schriften des Heiligen: ‚Von der wahren Religion, und den Sitten der katholischen Kirche‘ veröffentlichte Stolberg im Jahre 1803 in einer mit erläuternden Anmerkungen und Beilagen versehenen Uebersetzung.

‚Die Arbeitskraft und die Leichtigkeit der Arbeit des Grafen,‘ äußerte sich Kellermann an einer anderen Stelle, ‚waren mir immer staunenswerth. Die alten Griechen und Römer, die neueren englischen, italienischen, französischen Dichter und Schriftsteller, Philosophie und Geschichte beschäftigten seinen Geist anscheinend in gleich heiterem Spiel, wie die Erzeugnisse seiner eigenen Muse. Dazu kam ein fast täglicher Briefwechsel mit Verwandten und Freunden — und welch' ein Briefwechsel! Welch' eine Gemüthsfülle in diesen Briefen! Und doch war alles, was er schrieb, an Kraft und stillnährendem Feuer nicht zu vergleichen mit dem, was er aus voller Seele mündlich in die Seele derer sprach, die sich seines Umgangs erfreuen konnten.‘

Wir Späteren sind froh, daß uns zu seiner Kenntniß und Würdigung außer seinen gedruckten Schriften wenigstens noch ein guter Theil seiner Briefe und Aufzeichnungen erhalten worden.

Mai 1803.

‚Welch' ein sonderbares Ding ist es um ein Buch! Es möchte einem angst und bange werden, wenn man eins

liegen sieht und nicht weiß, weß Geistes Kind es sei, ob die Düfte, die aus ihm wehen, Düfte des Lebens zum Leben oder Düfte des Todes zum Tode seien? Bezauberte Geister schlafen darin, starr wie todt; aber sobald ein Mensch die Blätter aufrollt, wird der Zauber gelöst und es wimmelt von Leben.

‚Nicht so dreist zugefahren, junger Ritter, wider Zauber schützt Dich nicht Roland's Schwert, schützte doch den Herkules seine Keule nicht wider schwarze Kunst! Und was nahest Du der Gefahr, zarte Jungfrau, der noch holde Scham auf der Wange glüht? Laßt einen Mann den Zauber preisen, dessen Stirne zwischen Runzeln der Erfahrung wieder heiter ward, dem Ehrenhaar des Alters die Narben der Jugend mit der Silberlocke deckt, dem Pallas Athene, daß er Wahres vom Falschen unterscheiden könne, den Nebel vor dem Haupte zertheilte, dessen innerer Blick desto tiefer eindringt, je weniger ihn blendet äußerer Dinge Farbentand. Er wird sagen, ob ein holder, weiser Genius befreundende Geister hier aufbewahre, oder ob irgend ein schadenfrohes Zwerglein mit Nixen seines Gelichters seinen Unfug treibt. Laßt ihn prüfen! Wo es nicht geheuer im Walde ist, da hilft dem Jüngling nicht Roland's Schwert! Und dem Herkules hülfe seine Keule nicht! Und die Jungfrau möchte wähnen, nach bunten Singvögeln, welche freundlich und zahm sich ihr naheten, zu haschen, wenn auf einmal Fledermäuse ihr um die Locken schwirrten und den Schleier der Zucht zerrissen und die Rosen der holden Schamröthe auf der Wange bleichten. Darum seid behutsam, Jüngling und Jungfrau, und — traut den Kobolden nicht!‘

August 1803.

‚Ich gerieth zufällig in den Band des Mercure historique, welcher die sechs letzten Monate 1762 enthält. Die

Begebenheiten des siebenjährigen Krieges hatten sich meiner Kindheit eingeprägt und ebenso die Gefahr, in welcher Dänemark war, als Peter III. es bedrohte. Ich fand viele Namen, welche mir zu jener Zeit schon merkwürdig waren, auch von Personen, die ich theils damals schon kannte, theils nachher kennen lernte. Sie Alle sind nun dahin. Ihre Kinder traten auf die Bühne und traten ab, manche ihrer Enkel spielen izt die flüchtige Rolle der wirkenden Menschheit. Bald nachher ging ich mit meinen Kindern auf die kleine Wiese vor Lütjenbeck, hinterm Garten. Sie machten mir ein Lager von frischem Heu. Wir freuten uns der glänzenden weißen Wolken am blauen Mittagshimmel. Die unteren zogen von Mittag nach Mitternacht. Leichtere flockige zogen über jene dahin von Mitternacht nach Mittag. Und die Sonne bestrahlte sie, die unteren volleren und die dünngesponnen oberen. Hehr und unwandelbar strahlte sie, hoch über den Spielen der dahinziehenden Gewölke. Ich sah im Geiste die vorüberziehenden Schemen der Menschheit.

. . . . . haeres
Haeredem alterius, velut unda supervenit undam.

Ich saß auf Heu, meine Kinder spielten mit Blumen im Grase. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindes Kind.'

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 15. Oct. 1803.

Du weißt und empfindest in meiner Seele viel lebendiger, mit welchen Gedanken und Empfindungen ich diesen

Tag[1] begann, wie sie mich im Laufe des Tages begleiteten, als ich es Dir mit Worten sagen kann. Ich weiß auch, daß ich Dir an diesem Tage noch gegenwärtiger war, als sonst. Es war uns Beiden ein Tag der Erinnerung, sehr gefühlter Gegenwart, der Sehnsucht und Hoffnung und der Liebe. Die Jahre schwinden, jedes schneller als das vorige und wie vieles von unserer äußern Existenz schwindet mit ihnen! Wohl uns, daß die Zeit nicht das Leben ist! Dieses wächst, indem jene schwindet. Der Zeit nach sind wir schon alt, dem Leben nach noch in der Knospe des Daseins. Wohl wird uns werden, wenn diese sich entfalten wird!

Als ich gestern aus der Stadt heimritt und nun schon im Wäldchen vor dem Hause war, da begegneten mir und umfingen mich dieses Jahr die ersten Düfte des Herbstes aus gefallenem Laube. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich der Duft ergriff. Der Herbst kam dieses Jahr ungewöhnlich früh und der October hat mir diesesmal meine Liebe zu ihm nicht vergolten. Zwar ist das Innere des Waldes noch grün, aber die äußeren und einzelnen Bäume haben zu früh ihren zwar schönen, doch wehmutherregenden Schmuck angelegt. Und die Kälte wird uns zwingen, den 20. in die Stadt zu ziehen. Ach die Stadt war mir von jeher mehr als der halbe Weg zum Gefängniß! Der Herbst und die Empfindungen, die ihn begleiten, haben mich zu unserem Ossian greifen machen und ich habe Darthula übersetzt, eine Arbeit, die mir sehr viel Freude gemacht hat.

An seine Nichte Gräfin Charlotte von Bernstorff.

Darfeld, 30. Oct. 1803.

Es wird mir eine große Freude sein, Großvater zu

[1] Den Geburtstag Christian's.

werden[1], mein liebes Lottchen! Die zarte blühende Enkelpflanze kleidet einen alten Stamm, den sie freudig umrankt, so schön. In der That altere ich, wie Du aus zwei Umständen schließen kannst. Ich habe den englischen Sattel gegen den deutschen vertauschen müssen, und sehe mich nach Brillen um, weil meine Augen bei Licht leiden. Gleichwohl bin ich gesunder, als ich es seit vielen Jahren war. Das Landleben habe ich diesen Sommer recht von Herzen genossen, ich darf sagen, jeden Tag mit neuer Freude. Und nun freue ich mich sehr auf den Frühling. Unter den Meinigen in völliger Freiheit und mit gewählten Freunden wird mir, so feind ich dem Stadtleben auch bin, doch selbst in der Stadt der Winter kurz.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 15. Nov. 1803.

Deinen lieben, herzlichen Brief, den Du an meinem Geburtstag aus der Liebesfülle Deines Herzens hinströmtest, beantworte ich heute, am Geburtstage meiner Agnes für das bessere Leben, in welches sie heute vor 15 Jahren einging. Fünfzehn Jahre! Welcher große Theil des ungewissen irdischen Lebens, welch' ein flüchtiger Augenblick im Leben der Ewigkeit! Und wie reichhaltig muß gleichwohl ein solcher Augenblick in der Sphäre des wahren Lebens sein! Ach, heute vor fünfzehn Jahren um diese Zeit, vier Stunden vor dem Heimgang dieser engelreinen, himmelvollen Seele ahnte ich nicht, was mir bevorstand! Wohl ihr! In Vergleichung mit der Wonne, die Ihr zu Theil

[1] Seine Tochter Mariagnes gebar am 17. Januar 1804 ihren ersten Sohn Friedrich. Vergl. Stolberg's Gedicht an den Säugling in den Gesammelten Werken 2, 206.

ward, verdienen die Leiden dieses Lebens keiner Erwähnung; gleichwohl habe ich manchmal mit Rührung darüber nachgedacht, wie Gott diese zartempfindende Seele gerade vor der Zeit von hinnen nahm, in welcher durch die französische Revolution, d. h. durch den ersten Erguß der pandorischen Illuminatenbüchse, das Uebel sich über die Welt ergoß, welches so schamlos sich bisher nicht gezeigt hatte.

An seine Schwägerin Luise.

Am 15. Nov. 1803.

Auch Dir, beste Luise, sage ich den innigsten Dank für das Liebe und Herzliche, so Du mir am 6. schriebst. Möge Alles, was Du meinem Andreas so schön anwünschest, in Erfüllung gehen. Wir leben in Zeiten, welche doch das Gute haben, daß sie uns wenigstens durch Ekel und Unwillen die Flüchtigkeiten dieser Zeit verleiden und dadurch unsern Blick aufs wahre Vaterland heften! Wir werden uns wohl durch die Strudel des Wahnsinns unserer Zeit, in welcher jede Tollheit in Theorie gebracht und praktisch geübt wird, hindurcharbeiten. Für das aufgehende Geschlecht würde ich zagen, wenn ich nicht wüßte, daß jenen wilden Fluthen Maaß und Ziel von Oben her gesetzt wird und daß sie doch nur Etwas über's Schiff, nichts über den unsterblichen Passagier vermögen, wenn er nicht will.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 15. Nov. 1803.

Mein Tag ist izt sehr besetzt. Außer der täglichen griechischen Stunde gebe ich dreimal die Woche englische Stunde im Milton an Andreas und Kellermann und dreimal die Woche lese ich den Messias mit meinen Töchtern. Dazu reißt der Ossian mich täglich verschiedene Stunden

hin und irgend eine Lectüre daneben ist mir Bedürfniß. Auf der Fürstin und Fürstenberg's Bitte habe ich Temora angefangen. Mein träger Dämon strebte dagegen an und nicht mit Unrecht, weil er meinen lebhaften Dämon kannte, der, habe ich einmal eine Arbeit angefangen, mir nicht Rast noch Ruhe läßt. Nun übersetze ich den ganzen Ossian.

Daß Du meinen Geburtstag mit herzlicher Liebe in seinem guten Herzen feiern würdest, das wußte ich, bestes Kätchen, empfinde ganz, was Du mir sagst und danke Dir mit inniger Rührung dafür. So weiß ich auch, daß Du den heutigen Tag [1] mit Wehmuth feierst. Fünfzehn Jahre haben mich seitdem dem Wiedersehen näher gebracht! Ihre schöne, zarte, gottgeweihte Seele reifte früh, sie, deren letzter Kummer war, daß ich sie mehr liebte, als ihren und meinen Gott.

Münster, 5. Dec. 1803.

Von früh an [2], bestes Kätchen, bin ich mehr noch als sonst im Geiste bei Dir und mit Dir beschäftigt gewesen. Du weißt besser, mit welchem Herzen und mit welchen Wünschen, als ich Dir in Worten sagen kann. Diesen Mittag wurden bei uns die Gläser hell angestoßen, welches doch nur ein schwacher Nachklang innerer Empfindung war. Aber welche sinnliche Aeußerung, selbst die zaubernde der Sprache und der Miene, ist nicht Nachklang oder Nachbild des geheimen Urwesens in uns, welches unser wahres Ich ist und doch unserem, d. h. seinem Blick hienieden sich nie ganz enthüllen kann! ‚Ein Fremdling in seinem Hause,' wie Young sagt, ‚welcher sich über das Seinige verwundert.'

---

[1] Den Sterbetag seiner ersten Frau.

[2] Am Geburtstage der Schwester.

Münster, 23. Dec. 1803.

Es ist wahr, daß ich izt oft mehr Briefe, als ich, ohne meine Tagesordnung zu sehr zu unterbrechen, gemächlich schreiben kann, zu schreiben habe. Je älter man wird, je mehr nehmen die Verbindungen, oft auch Zudringlichkeiten zu, welche man doch nicht immer ganz abweisen darf. Daher es denn kommt, daß ich manchmal, um nur diese los zu sein, nicht mehr Zeit für solche habe, die ich gerne schreiben wollte. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe, daß seit 4 bis 5 Wochen die Aebtissin von Wreede zum Besuch bei uns im Hause ist. Es ist eine zarte schöne Seele voll lebendiger Frömmigkeit. Bei dieser Zartheit und von Natur etwas schüchternem (wiewohl außerordentlich offenem) Wesen besitzt sie doch, wenn es darauf ankommt, Löwenmuth, wie sie bei verschiedenen Gelegenheiten und neulich bei Vertheidigung des Stifts wider Zwack, den Erzilluminaten, welcher Salm'scher Commissarius ist, gezeigt hat. Sie ist eine geborene Gräfin Truchseß, 33 Jahr alt. Sie ist uns sehr lieb geworden.

Münster, 29. April 1804.

Unsere Gallitzin hat endlich Briefe von Mitri[1] vom November. Nun endlich wußte er den Tod seines Vaters. Er hatte vorher schon Erlaubniß von seinen Obern, nach Europa zu reisen, aber die Missionsgeschäfte erlaubten es wenigstens izt — und Gott weiß wann — seinem Gewissen nicht, Gebrauch davon zu machen. Ich gestehe, daß mich in der Mutter Seele diese verlorene Hoffnung erschütterte. Aber bei ihr, die in diesem Wiedersehen die größte Freude dieses Lebens erwartete, siegte die höhere mütterliche

[1] Ihrem Sohne, dem Missionär in Amerika.

Freude, daß ihr Sohn, von Gott gewürdiget so viel Gutes zu wirken, diesem Rufe so treu ist.

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 12. August 1804.

Sigismund[1] hat uns diesen Vormittag verlassen. Er ist länger geblieben, als seine Absicht war, und das Herz ging ihm sichtbar mehr auf. Mich dünkt, daß er in vieler Absicht gewonnen habe und daß sein vieles Gutes und Edles sich izt freier zeige. Der Aufenthalt in Frankreich, welcher ihn mit Ekel und Abscheu erfüllte, hat ihm nicht geschadet. Möchte der Geist des Unglaubens, den er hauptsächlich in Schriften unserer Sophisten früher schöpfte, von ihm gewichen sein, wie das entlarvte Phantom der Revolution!

Es ist mir unbegreiflich, daß ihm, wie es scheint, entgangen sei, wie diese Sophisten gerade auf Atheismus führen und daß ihre Moral, diese stolze Marktschreierin, Heuchelei ist. Er ist wirklich moralisch, glaubt auch an den Allmächtigen, Allweisen und Alleserhaltenden, auch an unsere Fortdauer nach dem Tode, aber an keine Liebe zu Gott, an keine Liebe Gottes für uns, an keinen Zugang zu Ihm, wenigstens nicht, so lange wir hienieden sind. Kindisch scheinen ihm die Verhältnisse des Vaters zum Kinde, wenn wir sie auf Gott anwenden, auf den Erhabenen, Unbegreiflichen. Ich habe mich in keine Unterredung über göttliche Dinge mit ihm eingelassen und Sophie nur einmal. Er scheint so fest in seiner Ueberzeugung zu sein, daß er kein Bedürfniß des Bessern fühlt. Ich kann Dir nicht sagen, wie tief er mich dauert. Er ist zu consequent, um einen Alliebenden, den wir über Alles lieben können, ohne

[1] Graf von Redern, Bruder der Gräfin Sophie.

Offenbarung aus der Luft greifen zu wollen, aber wie ist es möglich, daß Einer, dem es um Wahrheit zu thun ist, sich auf seine trostlose Ansicht so verläßt, daß er es für Thorheit hält, um Erleuchtung zu bitten und im Staube vor dem, der das Herz geschaffen hat, um Liebesvereinigung mit Ihm zu bitten, wofern (ich rede im Sinn des Zweiflers) solche möglich sei. Mein Gott, welches Leben des Lebens gibt man auf, wenn man Den nicht erkennt, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist!

Beiblatt ohne Datum.

Daß Du für unsern lieben Cl. nicht die gewünschte kleine Gabe erhalten konntest, ist traurig und schändlich. Welcher elende kleine Gesichtspunkt, aus dem die gutmeinende, aber engherzige und blödsichtige Sparsamkeit in Kopenhagen haushält! Daß die mildherzige, wahrhaft gute Kronprinzessin so wenig hat, da sie viel so gut anwenden würde, ist eine ekelhafte Erbärmlichkeit. Auch ist es höchst unanständig. Die ersten Elemente der Politik müßten billig dort, beim A B C anzufangen, noch gelehrt werden. Sie würden dann begreifen lernen, daß das Wohl des Staats ohne gewisse Würde der ersten Personen nicht bestehen kann und daß filzige Einschränkung der königlichen Personen, durch welche man dem Kleingeist der Zeit schmeicheln will, auch wirklich schmeichelt, sie um alle Achtung bringt und — so wie die Menschen in der That sind, nicht wie Kantianer es in ihren nüchternen Träumen wähnen, natürlich bringen muß.

Wie mit diesem Geiste der wahrhaft große Fürstenberg contrastirt, welcher so tief schaut, mit so hellem Blick im Jahrhunderte frühgreisender Pygmäen, mit nestorischem Alter Jugendkraft und Feuer verbindet, so kindlich und so heroisch das Kleinste erwägt, insofern es zum Großen mitwirken oder

ihm entgegenwirken kann, aber nie dabei verweilt, immer mit feuriger Liebe, mit sanftem Einflusse wie Sonnenlicht und Sonnenwärme wirkt, selbst immer beschienen und durchglüht von der Liebe Gottes, vor dem er immer wandelt. Es ist ein in erhabener Einfalt erstaunenswerther Mann.

An seine Schwester Catharina.

Lütjenbeck, 24. August 1804.

Es freut mich, daß Du und unsere geliebten Freunde die Bekanntschaft vom guten alten De Luc gemacht habt. Es ist ein sehr braver und sehr verdienstvoller Mann und ein liebenswürdiger Greis. Er hat den neologischen Theologen des protestantischen Deutschlands treffliche Briefe geschrieben und in allen seinen Schriften ihnen Nüsse dargereicht, welche sie nicht aufbeißen werden. Ich ehre und liebe ihn von Herzen.

Seit gestern haben wir hier den Besuch von Lotte Alberti, izt Lotte Möller, mit ihrem Manne[1], einem sehr interessanten, braven und feinen Norweger, der mir sehr gefällt. Beide sind, wie Du ohne Zweifel weißt, katholisch geworden. Sie werden sich in Münster niederlassen, welches uns, wie Du denken kannst, viel Freude macht. Sie sind sehr glücklich durch einander und in sich durch etwas Besseres.

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 11. Sept. 1804.

Allerdings haben unsere Erinnerungen und Empfindungen sich am 5.[2] vorzüglich begegnet und eine Reihe von

[1] Dem bekannten Convertiten, Vater des verstorbenen Löwener Geschichtsprofessors Möller.

[2] Dem Geburtstage der Mutter.

Jugendjahren stieg mit der frühen Sonne des Tages vor mir auf. Solche Tage vergegenwärtigen die Geliebten, welche Erdenräume von uns trennen, ja sie führen die theuern Abgeschiedenen herunter, die, wie jene Engel Klopstock's, mit goldenen Stäben uns den Himmel über uns zeigen, wohin wir ihnen, wer weiß wie bald, gewiß bald zu folgen berufen sind. Wie oft sehnte unsere liebe selige Mutter sich dorthin! Wie lange schon ging sie uns voran! Wie nah' scheinen uns die Erinnerungen unserer ersten Jugend! Z. B. der Weinsuppe in Slangerup, die wir heute Abend vor 48 Jahren aßen, und des finnigten Cornelius, den unser seliger Vater dort annahm. Wie lange werden wir schon schlafen, wenn meine Buben sich in einsinkendem Alter ihrer Slangerups und Corneliusse erinnern! Wie lebendig sehe ich, auch noch als Kind mit ihren krausen Locken im Nacken unsere geliebte selige Schwester! Und nun sind ihre Kinder in voller herrlicher Blüthe und manche ihrer Enkel größer, wie sie damals war! Und die Kinder des Weibes meiner Jugend sind erwachsen und im Himmel ward sie Großmutter, die mir als holdes Mädchen ein verwildertes Herz nahm und ihr himmlisches mir gab!

Wie wäre doch Alles nichtige Erscheinung einer Zauberlaterne, wenn nicht Liebe sie, die dem Urquell der Liebe entfließt und sich wieder in ihn ergießt, in ihn, in dem allein Alles Wesen und Bestand hat, wenn diese auf ihn sich beziehende Liebe nicht vereinigte, was Raum und Zeit, diese Consuln eines Jahres unter dem Monde, mit ihren Ruthenbündeln und Beilen gewaltsam trennen.

Darum laß uns freudig uns über die Fasces weg die Hände zum ewigen Bunde reichen und uns freuen jeder Erinnerung unseres Dioskurenvereins, vom Ei der Leda an, in Hoffnung noch im Himmel vereint zu sein, wenn sie an

der Sternenbahn erloschen sein und andern Blumen auf der Himmelsau ihren Platz werden gelassen haben.

1. Oct. 1804.

Mit Wehmuth bin ich über die Schwelle des Octobers getreten. Ach die Natur ist noch izt so schön! Und der herbstliche Schmuck wird sich noch während einiger Wochen täglich verschönen! Und dann kommt der Winter! Kommt für mich auf einmal! Nicht nach langsamen stufenweise folgenden Abschattungen auf Weise der Natur, sondern auf Weise menschlicher Einrichtungen auf einmal, wenn ich nämlich vom Lande in die Stadt ziehe. Ich denke indessen noch wenigstens drei Wochen mich hier der Natur und der ländlichen Freiheit zu erfreuen.

Ich habe die drei Tragödien von Collin gelesen. Es ging mir accurat wie Dir. So viel Schönes auch Regulus und Coriolan enthalten, besonders an guten Sentenzen, so edel und schön auch fast durchgehends die Sprache ist, ließen sie mich doch kalt. Festinabam ad eventum, nicht des gespannten Interesses wegen, sondern quia poeta non festinabat. Eine Grille des Genius dieser Zeit ist es, daß Regulus zum Plebejer gedichtet wird. Eine Fiction so unpoetisch als unhistorisch. In beiden Stücken ist auch, doch vorzüglich im oft redseligen Wesen des — Regulus — der römische Charakter ganz verfehlt.

Aber welch' ein Stück, diese Polyxena! Durch diese herrliche Dichtung ersang sich Collin einen Kranz, mit dem er kühn in den Reigen unserer großen Dichter und der Alten treten kann. Ist gleich hie und da der Dialog nicht rasch genug, fehlt es gleich den Chören an einem solcher Gedanken, solcher Empfindungen würdigen Rhythmusschwung, so sind doch diese Chöre, so ist doch das Ganze so schön

und läßt von einem Jüngling, der vom Coriolan sich zur Höhe der Polyxena schwang, Größeres noch und Herrlicheres erwarten!

Am 2. Oct.

Mit der Uebersetzung des Ossian ward ich vorigen Monat fertig, sehe sie izt wieder nach und übersetze die Anmerkungen von Macpherson, die ich sehr verkürze. Ich denke gegen Weihnachten das ganze Manuscript an Perthes zu senden.

Um Gotteswillen, wie ist es möglich, daß man Weber aus Rostock nach Kiel beruft! Und daß man Baiern überbietet, wenn es Gelehrte von Illuminatengelichter beruft, die doch schon durch solchen Beruf enthüllt wurden!

An den Domcapitular Clemens August von Droste-Vischering.

Lütjenbeck, 2. Oct. 1804.

Der Wunsch, den Sie schon lange in petto haben, bester Clemens, daß ein solches Buch, wie Sie es sich denken, über die heilige Schrift[1] geschrieben würde, ist ein schöner und frommer Wunsch. Den Gesichtspunkt, von dem Sie ausgehen, hat meines Wissens noch Keiner, mit der Absicht, diesen Stoff zum Gegenstand eines eigenen Werkes zu machen, so gefaßt.

Vor etwa fünfunddreißig Jahren las ich mit meiner seligen Mutter Jerusalem's Mosaische Briefe, d. h. Briefe über das erste Buch Moses, vom seligen Jerusalem. Insofern ich meinem Gedächtniß und meiner damaligen, sehr jugendlichen Ansicht trauen kann, enthalten diese Briefe sehr viel Interessantes, Wahres und Schönes. Jerusalem war ein Mann

[1] Vergl. Katerkamp's Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallitzin 252—257, wo auch obiger Brief.

von Geist, von edelm Charakter und dem — so neologisch er auch war — doch, was ihm Wahrheit blieb, sehr heilig war. Indessen konnte er bei seiner Ansicht doch wohl nur einzelne Theile richtig umfassen, nicht das Ganze, weil, wie Sie so wahr sagen, die Sehnsucht nach dem Messias der Hauptzug im ganzen alten Testament ist.

Er, der da ist und der da war und der da kommt, ist das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende in der ganzen heiligen Schrift, vom Werde an, das der Schöpfer durch Ihn, den Schöpfer, aussprach, bis zum Seufzer der Liebe, mit welchem Sein Jünger, den Er lieb hatte, die Offenbarung beschließt: Ja, komm', Herr Jesu! Amen!

Die ganze heilige Schrift faßt einen unendlichen Inbegriff von Wahrheiten und Schönheiten in sich, aber alle diese Wahrheiten und Schönheiten erscheinen wie die zerstreuten Theile eines Ganzen, das man sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht von dem einen Gesichtspunkt ausgeht.

Sie muß daher Gelehrten, Theologen, Philosophen, schönen Geistern, wenn sie auch, wie Rousseau, Herder und Andere mehr, ihren einzelnen Zügen huldigen, doch ein Chaos scheinen und mit dem Getöse ihrer Wasser, über denen sie den schwebenden Geist Gottes nicht inne wurden, sie betäuben, wenn sie nichts von der Beziehung auf das Alpha und das Omega ahnen, welche dem Ganzen Bestand, Wahrheit, Leben gibt, welche allein es zu einem Ganzen macht.

Dieß ist meine Ansicht der Sache, wie die Ihrige, liebster Clemens! Und darum würde auch mir ein solches Buch, wie Sie es wünschen, sehr willkommen sein.

Wenn aber Ihre Liebe und Güte Sie für mich so parteiisch macht, daß Sie mich für fähig halten, an ein solches Werk schreiten zu können und zu dürfen, so darf doch ich diese Meinung nicht von mir hegen. Es auch nur auf einen

gewissen Grad zu können, dazu würde es vieler Gelehrsamkeit, die ich nicht mehr erwerben kann, eines philosophischen Geistes, den ich nicht habe, endlich einer beiwohnenden und waltenden Gnade bedürfen, welche Gott mir zu meiner eigenen Belehrung und Bekehrung geben wolle. In Hoffnung auf diese Gnade, quae mecum sit mecumque laboret, in meinem täglichen Thun und Treiben ein solches meine Kräfte weit übersteigendes Werk zu beginnen, das wäre sehr vermessen von mir, bester Clemens! und ich würde weder vor Menschen noch vor Gott Ehre davon haben. Ich läugne übrigens nicht, daß ich oft den Wunsch habe, auf eine, meinen Kräften und meiner Individualität entsprechende Art Etwas zur Ehre Gottes zu den Füßen des Altares niederzulegen, ehe man mich in die schweigende Gruft versenkt, und es gehen mir auch manche Gedanken von einem Vermächtniß an meine Kinder durch den Kopf, aber es sind auch nur flüchtige Gedanken, welche sich noch nicht um irgend eine Fahne fixirter Vorstellung gesammelt haben. Vielleicht sind es nur Fliegen, dann wird mein nahender Winter sie erstarren machen; sind es aber Bienen, so muß Gott einen Korb hinsetzen, in den sie sich sammeln und Honig eintragen können. Er wird doch den Kindern angenehm sein!

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 9. Oct. 1804.

Dein gestern erhaltener Brief wird seine Bestimmung ungefähr zu gleicher Zeit mit dem meinigen an Dich erreicht haben, in welchem ich Dir Jacobi's letzten Brief an mich und meine Antwort[1] mittheilte, welche Du verlangst. Ich bin herzlich geneigt, jedes Wort des seinigen im besten

[1] Vergl. Menge 2, 176—177.

Sinne zu deuten und bedarf nicht Dir zu sagen, daß ich mehr für ihn empfinde und wünsche, als mein Brief, so befreundend er auch ist, ausdrückt. Wer möchte, wenn es auf franke und herzliche Erklärung ankommt, mit glatter Feder sein eigen Herz beschämen! Sollte je ein Münster'scher Friede zwischen uns geschlossen werden, so würde er sehen, wie wahr ich es meine. Was seine Philosophie betrifft, so ist sie freilich nicht die hohe, noch auch die bescheidene des Sokrates. Und außerdem ist zwischen beiden der himmelweite Abstand, daß Sokrates sich dem ihm nicht geoffenbarten Licht so weit entgegenschwang, daß er weit mehr sah, als Jacobi von dem Standpunkt sieht, auf den er sich von diesem Licht (dem er gleichwohl so Vieles entlehnte) herunter gewirbelt hat. Aber gegen die Philosophaster neuester Zeit ist Jacobi doch sehr hoch und sehr bescheiden, wenngleich seinem Bekenntniß, daß ihn seine Philosophie bettelarm lasse, die stolze Idee zum Grunde liegt, daß er des Richtigen aller Philosophien allein inne werde. Freilich sehr stolz! Aber dieser Stolz, welcher gleichwohl auf gefühlte Leerheit und Bedürfniß deutet, scheint mir ehrwürdig gegen den Schulstolz der Andern, wiewohl er doch ein Bettelstolz ist. Ihn, der gewiß viele Jahre lang, ehe der Autorstolz ihn ablenkte, auf dem Wege redlicher und ernstlicher, wiewohl nicht ganz demüthiger Untersuchung war, ihn wieder zurückkehren zu sehen auf verlassenen Weg, würde mich unaussprechlich freuen.

Am 15. Oct. 1804.

Was bedarf ich Dir zu sagen oder wie vermöcht' ich's, wie mein ganzes Herz von früh morgens an diesen Tag[1] gefeiert hat! In den ernstesten besten Augenblicken und auch

[1] Den Geburtstag des Bruders.

unter den wechselnden Beschäftigungen und Erholungen des Tages warst Du mir immer, mehr oder minder gefühlt, gegenwärtig, so sehr, daß ich auch im Herzen Dir einen neuen sehr schönen Spaziergang widmete, den uns Andreas führte, und dem durch Verbindung der Ideen der heutige Tag einen erhöhten Werth für mich gibt, nicht ohne die süße Hoffnung, Dich ihn künftigen Sommer selbst zu führen! Voriges, Gegenwärtiges und Zukünftiges schwebten und schweben um mich und immer mit Dir und vereinigen sich dann in einem Punkte, über den die Zeit nichts vermag, weil die Liebe, der Kern unseres Seins, mit der Zeit so wenig wie mit dem Raum etwas zu thun hat. Ich genieße der mir immer so lieben, wiewohl mit Wehmuth nahen Abschiedes vermischten Herbstfreude. Das Wetter füget sich ganz in meine Empfindungen, bei Tage gewährt es trockene Luft zum Spazieren und Abends weint der Himmel. Ich denke, wir bleiben wohl noch zehn Tage hier. Dann werde ich Meerveldt auf dem Lande besuchen und ein ander Mal den Erbdrosten. Alle Ausflüge dieser Art thue ich gern von Münster aus und gewinne so viel über die Existenz in der Stadt, die mir immer ein Kerker ist.

An seine Schwester Catharina.

Lütjenbeck, 23. Oct. 1804.

Du wirst Dich herzlich mit uns über die guten Nachrichten von Ernst gefreut haben. Bisher hat er außerordentliches Glück gehabt. Was mich aber am meisten freut, ist, daß ich aus seinen Briefen auf seine gute Aufführung und — was die Seele der guten Aufführung ist — auf seine gute Denkart schließen darf. Soviel ist offenbar, daß seine Obern ihn für einen guten Officier halten, sonst hätten sie während des Lagers ihn nicht nebst noch einem Andern

aus der ganzen Reiterei dem Erzherzog zur Ordonnanz gegeben; aber wie viel erfreulicher ist es nicht, daß er, indem er so schön auf seiner Laufbahn fortreitet, als guter Mensch und als guter Christ seines Weges wallend Schritt hält!

An seinen Bruder Christian.

Lembeck, 31. Oct. 1804.

Wir sind bei unserem guten Wirthe, dem Grafen Meerveldt, auf einem sehr angenehmen Fuß, genießen des Landes mit ihm und den Seinigen und auch der Freiheit, welche uns sowohl Vormittags wie Nachmittags viele Muße in unsern Zimmern läßt.

Dieses alte, sehr große, siebenthürmige, inwendig sehr wohl eingerichtete Schloß liegt 12 Stunden von Münster und 6 oder 7 Stunden von Wesel. Der Theil des Gutes, auf dem es steht, ist eine schöne Waldinsel in dem Ocean der umgebenden Heide. Aber der Wald ist sehr groß und verschiedene Bäche, Mühlenteiche, Wiesen und Felder, welche mit dem schönen Walde abwechseln, geben eine angenehme Mannigfaltigkeit. Die Buchen sind außerordentlich schön und hoch. Die Kastanienbäume versehen Münster mit ihrer Frucht, auch sind große Eichen hier und Meerveldt hat der Heide durch große Anpflanzungen von Lärchen, Fichten und Kiefern ansehnliche Strecken abgewonnen. Neulich fuhren wir zu einer großen Eiche, die eine Meile von hier an der Wohnung eines Pfarrers im Bezirke des Gutes steht. Sie ist viel größer als die berühmte bei Bomte, aber schon lange ganz hohl. Wir machten in ihr einen Kreis von 19 Personen aus. Der Pfarrer hat schon selbzwölfen drinnen gegessen, und man hat einmal 53 Personen drinnen versammelt. Andreas genießt mit seinen jungen Freunden des Vergnügens der Jagd im vollen Maße und

ist gestern mit ihnen in Wesel gewesen, wo er zum erstenmale den Rhein sah.

Münster, 8. Nov. 1804.

Es hat mich in Deinem Briefe beunruhigt, daß Du den Tag, da Du ihn schriebst, noch einen Ritt vorhattest, bei welchem Du auf den Mondschein rechnetest. Im Herbste des Lebens müssen wir Respect für den Herbst des Jahres haben. Ich weiß wohl noch, welchen Spaß es mir machte, manchmal in dunkler Nacht von Seelust nach Bernstorff[1] heimzureiten. Izt thäte ich es nicht mehr. Der Mondschein kann umwölkt werden, und doch rechnetest Du auf ihn! Ich bitte und beschwöre Dich, solche nächtliche Ritte, besonders in Herbstwegen, zu unterlassen! und dafür täglich bei Tag zu reiten, welches mir die beste aller Kuren scheint.

Daß Stein Minister geworden, wirst Du in der Zeitung gesehen haben. Diese Wahl des Königs wird gewiß und mit Recht allgemein, wenigstens von allen Vernünftigen, gebilligt werden.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 5. Dec. 1804.

Deinen Geburtstag feierten mit uns die Gallitzin mit ihrem Hause, Overberg, Fürstenberg und die Möllers. Daß mir heute die verflossenen Jahre wie Wellen im Bache vorbeieilen, kannst Du Dir leicht vorstellen. Sie eilten alle dem großen Meere zu, und das heute begonnene rollt auch schon in der schnellen Fluth dahin. Möge jeder Tag dieses Jahres Dich mit Segen begrüßen und in Segen von Dir scheiden! Es ergreift mich der Gedanke, wie wenig ich bisher,

[1] Bei Kopenhagen.

wenn ich die Sache ernsthaft betrachte, den flüchtigen Tagen Gold aus dem Munde genommen und Goldstaub ihnen, indem sie dahin glitten, mitgegeben habe für das Meer der Ewigkeit!

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 18. Dec. 1804.

Lange habe ich keine neue Reisebeschreibung gelesen, von den Anstalten der Jesuiten in Paraguay aber sehr viel noch diesen Herbst in den lettres édifiantes et curieuses. Allerdings haben sie sich als große Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes dort gezeigt und mit so vieler Weisheit und Liebe als ernstem Eifer. Auch in Ostindien haben sie erstaunlich viel gethan, in Japan und in China.

Am 1. Jan. 1805.

Mit dem heutigen Tage wird nun auch das Joch der Leibeigenschaft in Euerem Herzogthume ganz zerbrochen! Gottlob! Ich kann Dir nicht sagen, wie mich die Verordnung, die ich in den Zeitungen las, erfreut hat. Wie schön unter anderm, daß von nun an auch kein aus der Fremde geflüchteter Leibeigener dürfe reclamirt werden!

An seine Schwester Catharina.

Münster, 1./8. Jan. 1805.

Gott allein weiß, was uns und Allen, die wir lieben, und was Europa bevorstehe in diesem Jahre, das so hell und so kalt anfängt! Er sei gelobt, daß er uns die Lebenswärme in die Hand geben will, mit welcher wir Alles, was uns widerfährt, wie Wachs kneten können, daß es uns zum Guten gereichen muß!

Ich danke Dir für die so viel Schönes und Wahres ent-

haltende Rhapsodie über Vincenz von Paula. Er war allerdings ein Mann von Kraft und Leben, Eifer und Liebe, wie man sie selten sieht, die Gott aber immer von Zeit zu Zeit als lebende und belebende Lampen Seines Tempels gesandt hat und senden wird, bis an's Ende der Tage.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 18./29. Jan. 1805.

Die allemannischen Lieder machen uns sehr viel Freude. Welche Unschuld, Naivetät und originelle Laune! Sie sind allerliebst und eine unerwartete Erscheinung in dieser, unter dem bösen Einfluß der Zeitconstellationen schrumpfenden Zeit.

In Plutarch's moralischen Werken, die ich doch sehr wenig kenne, schien immer auch mir nebst Trefflichem viel commérage. Ueber Herodot denke ich ganz wie Du. Er ist der wahrhafteste aller griechischen oder römischen Schriftsteller, denn obschon er viel Fabelhaftes, ehrlich wie er's glaubte, erzählte, hat er doch auch des Wahren und des Tieferforschten und höchst Wissenswürdigen mehr als einer der anderen, welche oft scheinbarer, fast nie so wahr sind wie er. Nur einen Alten setze ich in dem Fache der Völker- und Menschenkunde noch über ihn, das ist Homer. Er belehrt mich als Sitten- und Völkermaler, wie er als Dichter mich entzückt. Im Diodor, wofern eine Uebersetzung von ihm existirt, würdest Du sehr viel Interessantes finden. Ich habe ihn oft bei meiner Reise gebraucht, aber noch nicht ganz gelesen. Meine itzige Arbeit[1] verbietet mir das eigentliche Lesen fast ganz. Ich habe mir kommen lassen History of Indostan, sieben Bände von Thomas Maurice und Asiatic

[1] Die Religionsgeschichte, worüber im dritten Buche ausführlicher die Rede sein wird.

researches von der Akademie in Calcutta, sechs Bände. Im Morgenland war ich immer am liebsten zu Haus. Heeren liegt ganz in meinem itzigen Gesichtskreis und ich werde ihn lesen, sobald ich kann, da Du mir solchen Appetit dazu gibst.

Münster, 8. Febr. 1805.

Deine Besorgniß, bestes Kätchen, daß die gerügte Stelle meiner Einleitung[1] Claudius verletzen könnte, war gewiß ganz ungegründet. Es ist unmöglich, die Geschichte der unwandelbaren Religion Jesu Christi zu schreiben, ohne der später entstandenen, wandelbaren Religionspartheien zu erwähnen. Ich nenne nur die Samaritaner und die Arianer. Beide richteten Altar wider Altar auf. Wofern andere Religionspartheien dieser Vorwurf nicht treffen kann, warum sollten sie sich getroffen fühlen? Der Ausdruck ihres Schmerzes würde sie anklagen. Ich werde nicht weiter gehen in meiner Geschichte als bis zur allgemeinen Verbreitung der Religion Jesu Christi zur Zeit Constantins. Zwölf Jahrhunderte werden also zwischen mir und den protestantischen Kirchen bleiben.

Uebrigens wird kein Protestant leugnen wollen, daß seine Altäre, die er für die ächten halten muß, auf denen nicht geopfert wird, wider die katholischen Altäre, die ich für die ächten halte, aufgerichtet wurden. Luther hielt diesen Unterschied für höchst wesentlich. Und er ist höchst wesentlich. Ebenso halten wir alle Sakramente, von denen die Kirche immer sagte, daß Jesus Christus sie gestiftet habe, für höchst wesentlich.

[1] In die Religionsgeschichte, die er der Schwester handschriftlich überschickt hatte.

Daß in den andern Religionspartheien wahre Kinder Gottes gewesen und noch sind, und daß wir solche für unsere Brüder und Schwestern halten, ward und wird von uns tausendmal gesagt, und der immer wiederholte Vorwurf von verdammender Lieblosigkeit ist nicht liebreich. Overberg, von dessen trefflichem Religionsbuch schon 30,000 Exemplare vergriffen sind, drückt sich bestimmt darüber aus. Und sein Buch ist für den Unterricht der Schullehrer und Kinder geschrieben. Kein unterrichteter Katholik wird dawider etwas einwenden. Aber auch kein halbunterrichteter Katholik wird die Altäre des Opfers, von dem der Prophet Maleachi (1, 2) weissagte, mit andern Altären verwechseln, diese für das halten, was jene sind.

Die Liebe, welche gleichgültig für die Religionen macht, ist nicht die Liebe, welche die Verwandten aller Religionen umfaßt. Jene hielt ich nie für Liebe.

Es thut mir leid, daß Du in Deiner Abschrift so geändert hast. Von ‚Irrthümern, welche sich in wahre Religion mischten,' wissen wir nichts und würden die Religion, in welche sich Irrthümer mischen können, nicht für wahr, sondern für eine falsche halten. Denn wir glauben, daß Jesus Christus bei uns ist, daß sein Geist die Kirche in alle Wahrheit leitet ewiglich. Eine solche Aeußerung aus dem Munde eines Katholiken wird Claudius Aergerniß geben, und er wird sagen: denkt er so, warum ward er katholisch, das kann man so wohl haben. Ich werde ihm also wohl schreiben, und die Stelle, wie sie wirklich lautet, mittheilen.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 15. Febr. 1805.

Ich finde in einem Bande des Werkes von Bonnet einen von ihm geschriebenen Zettel, welcher also lautet: ‚Astron.

Jahrb. 1798. S. 225. — Das Licht ergießt sich aus der Sonne nicht in stetigen Strömen zu uns herab, sondern besteht aus Theilchen, die sich einander in einer so beträchtlichen Entfernung folgen, daß solche über fünf Erdmesser betragen mag. „Es wird hier eine, wie mich dünkt, sehr starke Forderung gethan, daß alle Strahlen der leuchtenden Fläche vollkommen gleichzeitig ausfahrende Theile dem Auge zuführen.“‘

Dem sei, wie ihm wolle, welche Mittheilung des Lichts! aus welcher Ferne! Und das Licht — fein wie es ist — ist ja doch nur Materie! Und die Sonne, diese Lebensspenderin, doch nur Materie sie selbst! Ohne ihren Willen entfließt ihr das uns erhellende und erwärmende belebende Licht. Und zweifeln wollten wir am gegenseitigen Umgang zwischen uns hienieden und den vollendeten Geistern? Sie sollten nicht — sie, die am Quell der Urwahrheit und der Urliebe sonnen, sie, die gewiß mit einer uns noch nicht nachzuempfindenden Liebe uns lieben, sie sollten nicht Einfluß auf uns haben? Ist doch das geringste Leben, wie der hl. Augustin sagt, mehr als der schönste Körper, wie viel mehr denn ein reiner Geist (Engel der Seele), an dem wir schon von hier unten aus, ‚die wir doch arg sind‘, mit Liebe hangen.

An Gräfin Julia von Reventlow zu Emkendorf.

Münster, 16. Febr. 1805.

Hat gleich seit vielen Jahren Dein vielfältiges Leiden einen Schleier über die Freude Deines Geburtstages gezogen, und zieht für mich die Trennung von Dir noch einen Schleier darüber, so strahlte doch immer, strahlt auch heute die Freude dieses Tages mit Strahlen einer himmlischen unwandelbaren Sonne durch diese aus zeitlichen, also nichtigen Fäden gewebte Schleier! Freude die Fülle, Segen, Heil

und Wonne senke sich immer kräftiger auf Dein theures Haupt. Von früh an bin ich im Geiste bei Dir gewesen, die verschiedenen Beschäftigungen und Abwechslungen des Tages wandten mir nicht den Blick von Dir ab. Ich freue mich Dein mit Wehmuth und mit Wonne, Du Geliebte! Aber die Wonne siegt überschwänglich und soll überschwänglich siegen! Daß Sophie, unsere geliebteste Freundin[1], Overberg, meine Kinder, die Droste heute vorzüglich an Dich denken, bedarf ich nicht Dir zu sagen.

Jzt wirst Du den schönen Rundgesang meines Bruders an Dich gehört haben. Dieser und sein Gedicht an Reventlow haben mir, sowohl des Inhaltes als der Ausführung wegen, sehr viel Freude gemacht[2]. O daß ich von Angesicht zu Angesicht Dich wieder einmal sehen könnte! Laß uns im Geiste — ich sage nicht vereinet bleiben, denn das hoffe ich, weil ich auf die Barmherzigkeit des Allerbarmers zu mir hoffe — laß uns im Geiste immer inniger mit einander vereinet werden und uns vereinet fühlen!

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 19. März 1805.

Deine Herschel'schen Nachrichten sind allerdings höchst interessant. Nach dem Wenigen, was ich von ihm gesehen habe, scheint er mir ein verdienstvoller, ja der luchsäugigste aller Späher, aber in den Folgen, die er aus den gefundenen Angaben macht, nicht so glücklich. Wie kann er aller Theorie zuwider Bewegung um einen leeren Mittelpunkt annehmen? Warum leer? Doch nur weil er ihn nicht sieht. Kann es denn nicht einen dunkeln Körper geben, um den helle kreisen?

---

[1] Die Fürstin von Gallitzin.

[2] Vergl. Gesammelte Werke 2, 222.

Nach welchen Angaben kann er bestimmen, daß das Licht von den Nebelflecken zwei Millionen Jahre gereist habe, ehe es bis zu unserer Erde gelangte? Man kennt sie erst seit gestern. Und hätten die Chaldäer auch schon sie beobachtet, so könnte ihr Stand gegen andere (falls sie besondere Firmamente sind) sich nicht um so viel geändert haben, daß diese Veränderung uns bemerkbar geworden; es ließe sich kein noch so scharfer Winkel zwischen den Linien ihres damaligen Standes und des itzigen ziehen. Das läßt sich ja nicht einmal mit dem Sirius, unserm Nachbar.

Dem sei indessen, wie ihm wolle, wir sind dem trefflichen Späher großen Dank schuldig, daß er die templa coeli, einen nach dem andern, in so unermeßlichen Fernen uns öffnet! Solche Ansichten öffnen uns im eigentlichen Sinne zum Lustwandeln des Geistes neue Gärten, denn daß der Bruder Esel, wie ein großer und heiliger Mann seinen Leib nannte, nicht mitspaziert, was thut das zur Sache?

Der Gedanke an die Bewohner dieser Welten, dieser zahllosen Firmamente, deren jedes aus zahllosen Sonnen mit ihren Planeten besteht, — doch man kann darüber nicht stammeln und fühlt mit Wehmuth die Beschränktheit seiner Wonne, die uns hinreißen sollte!

An seinen Bruder Christian.

Münster, 2. April 1805.

Dein Epigramm über La Cépède[1] ist excellent.

Die Schrift von Claudius ‚An den Nachbar' hat herrliche Stellen, deren einige erhaben. Ich hoffe, daß dieser Krieg, der für die gute Sache mit überschwänglicher Kraft geführt worden, dem Gekläffe ein Ende machen und das Urtheil des

[1] Gesammelte Werke 2, 217.

Publikums fixiren werde. Aber um Gottes Willen laß Dich nicht mit Voß ein! Das Beste in uns leidet immer Gefahr bei solchem Krieg, und er würde immer bitterer werden, non missura cutem, wenn Du fortführest.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 9. April 1805.

Ich danke Dir herzlich für Deinen lieben letzten Brief, bestes Kätchen, und für die herrlichen Oden von unserm Schönborn, welche mir wohlthätig wie Oel in die Gebeine gedrungen sind oder wie Feuer des Himmels mein Innerstes getroffen haben. An dem Himmel seines Geistes glänzen die Abendsterne, dünket mich, noch herrlicher, als die Morgensterne glänzten. Ich kann mich nicht darüber trösten, daß er nicht über Münster seinen Weg nahm. Er ist dem Herzen nach ein Freund, wie er dem Geiste nach ein Dichter ist. Seine Glut ist lichthell und sein Schein ist Lebenswärme [1].

An seine Schwägerin Luise.

Lütjenbeck, 20. Mai 1805.

Auf Humboldt's Reise würde ich allerdings sehr begierig sein, beste Luise, wenn nicht izt das Studium ältester Ueberlieferungen des Morgenlandes, welche weit reichhaltiger und zuverlässiger sind, als ich dachte, mich fesselte. Indien und China halten mich in Liebesbanden umschlungen, wiewohl einer Liebe, die für sie nur mittelbar von mir empfunden wird. Hätte man diese Quellen früher genutzt, wie viele Einwürfe der Zweifler hätte man gehoben! Welche uralte

[1] Vergl. über den genannten Dichter die Schrift von J. R[ist]: Schönborn und seine Zeitgenossen. Hamburg, 1836.

unverdächtige Zeugnisse für die heilige Schrift hätte man gefunden! Die heiligen Zeugnisse aus der uralten Zeit, welche auf die früheste Ueberlieferung vor und nach der Sündfluth deuten. Wollte Gott, ich hätte vor vier Jahren dieses Studium angefangen!

Schiller ist also todt! Gott habe ihn selig. Für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen ist sein Tod Gewinn. Er hatte Talent zum glänzenden Falschen, nicht genug für's Wahre.

Am 23. Juli.

In dem, was Du von unserm Schönborn sagst, stimme ich ein mit ganzer Seele. Er ist einer der reichhaltigsten, liebenswürdigsten Menschen, so ich je gesehen. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, ihm auch in diesem Leben wieder zu begegnen. Für Euch und für ihn ist es mir indeß ein sehr angenehmer Gedanke, daß er in Eurem schönen Zirkel lebt.

Es zeigt sich mir eine Fülle von im höchsten Grade interessanten Materialien in den englischen Schriften über indische Alterthümer. Sie sind vorzüglich mit Beziehung auf die Religion, für welche sie aus der ersten Nacht des Alterthums vielfältig zeugen, von unaussprechlicher Wichtigkeit. Aber aus dieser Fülle zu sondern ist sehr mühsam, um desto mehr, da ich solche Dinge doch nur als Parerga in Beilagen und Anmerkungen (der Religionsgeschichte) brauchen kann.

Das folgende Jahr 1806 machte ‚einen tiefen Einschnitt in das innere Leben' Stolberg's durch den am 27. April erfolgten Tod seiner geliebtesten Freundin Amalia von Gallitzin. ‚Ich muß,' schrieb er während der Krankheit und

nach dem Ableben der Fürstin, ‚den fernwohnenden Lieben schriftlich ausdrücken, was ich empfinde, aber jedes Wort, das ich zu Papier bringe, scheint mir so kalt und öde — und doch, welch' ein Trost liegt in diesem brieflichen Wort.'

An seine Schwester Catharina.

Münster, 28. März 1806.

Wiewohl der Zustand unserer lieben Kranken und der wahrscheinlich sehr nahe Abschied von dieser himmlischen Freundin mir das Herz sehr schwer macht, fühle ich mich doch selig, wenn ich sie sehe. Denn ihr ganzes Wesen ist Geduld, Liebe, Heiterkeit, Freundlichkeit, himmlischer Sinn. Unser Bruder und Luise werden Dir mündlich umständlicher erzählen. Ersterer hat sie gestern gesprochen. Sie denken uns am 31. zu verlassen. Es ist traurig, daß dieser liebe Besuch durch die Krankheit unserer Geliebten so getrübt ward!

Meine Seele ist betrübt, sehr betrübt! Aber mein Geist freuet sich überschwänglich der Gnaden, welche Gott durch diese große, schöne, liebevolle, heilige Seele so Vielen erzeigt, und welche Er ihr selbst in so reichem Maße gibt. Das sind Schätze für die Ewigkeit und Kräfte jener Welt! Was ist der Tand dieser Zeit!

Am 28. April.

Die Freundin meines Herzens ging zu Gott. Schöner, größer, weil liebevoller, liebevoller, weil mehr noch als je versenkt in den Urquell der Liebe, daher selig unter folternder äußerer Pein, Seligkeit durch ihren Blick mittheilend, litt sie lange und gab ihre schöne Seele dem Einziggeliebten, in dem allein sie alle Andern mit der reinsten, zartesten,

wahrsten, feurigsten und heiligsten Liebe liebte, in die Hände. Er sei gelobt und führe uns ihr nach!

An den Missionär Prinzen Demetrius von Gallitzin.

Münster, 28. April 1806.

Gelobt sei Jesus Christus! Sie lobt Ihn jetzt besser als wir, liebster Mitri, — ich kann den geliebten Sohn meiner geliebtesten Freundin nicht anders nennen, als sie ihn nannte, und Sie erlauben es mir gewiß — sie lobt Ihn jetzt besser als wir; doch wollen auch wir Ihn loben, so gut wir können und nicht nur überhaupt, denn das versteht sich ja von selbst und das sollen wir ja mit jedem Athemzuge — aber insbesondere jetzt dafür, daß Er Ihre himmlische Mutter so unaussprechlich begnadigt hat. Er hat sie heimgesucht mit langen, unaussprechlich schmerzhaften Leiden, aber im Leiden war Er ihr unaussprechlich nahe. Sie ward Ihm ähnlich an Leiden, um Ihm desto ähnlicher zu werden an Herrlichkeit. Sie bedürfen nicht, bester Mitri, daß ich Ihnen sage, welch' ein Engel ihre Mutter war, aber ich bedarf es in meinem tiefen Schmerze, Ihnen zu sagen, daß ich, seit ich sie kannte, nicht ohne die tiefste Ehrfurcht, herzlichste Liebe und Wonne über das Band, welches Gott aus Erbarmung für mich zwischen ihr und mir knüpfte, an sie denken kann. Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freuet sich gleichwohl, denn sie hat das Ziel erreicht und hilft mir noch durch ihre kräftige Fürbitte. Freuen Sie sich, liebster Mitri, der geliebte Sohn einer Heiligen zu sein; ihr schon hienieden so große Freude gemacht zu haben, zu wissen, daß sie mit unaussprechlicher Mutterliebe Sie segnet und für Sie bittet, das ist ein großes Glück. Ich reiche Ihnen die Hand hinüber über's Meer, liebster Mitri, und vereinige mich im Geiste mit Ihnen und mit

unserer Verklärten im Gruße der Erdenpilger und der Vollendeten: Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! [1]

An seinen Bruder Christian und seine Schwägerin Luise.

Münster, 29. April 1806.

Ihr erwartet, was ich Euch zu sagen habe. Vorgestern früh halb drei Uhr ging sie heim, die Freundin meines Herzens. Ihre zarte, große, liebevolle, heilige Seele ging über in die Hände ihres Geliebten, der in äußeren schrecklichen Leiden ihr innere namenlose Wonne gab. Sie starb in heftigem Angriff der Pein im Unterleibe, sie ging hinüber in Dank und Wonne nach empfangener heiliger Communion. Vierzehn Stunden vorher hatte ich sie gesehen. Aber auch nur gesehen, oder vielmehr Wonne ihres ewigen Lebens aus ihren Blicken geholt. Man ließ mich, weil sie im höchsten Grade schwach und zu befürchten war, daß jedes Wort, so sie sagen würde, ihr peinliches Erbrechen geben würde, nur unter der Bedingung hinein, kein Wort zu sagen. Ich trat hinein, kniete nieder an ihrem Bette, zeichnete mir die Stirn mit ihren Händen in den meinigen mit dem Zeichen des Kreuzes. Sie sah mich an, sah wieder seitwärts. Ich stand auf und sah sie noch einmal an, und da begrüßte mich ihr Blick noch mit Wonne des Himmels, mit Liebe des Himmels. In diesem Leben — aber sie ist unaussprechlich selig und ist auch mir dort mehr als selbst sie hier sein konnte.

Morgen bringen wir sie zur Ruhestätte im lieblichen Angelmodde, ein Stündchen hinter Lütjenbeck. In Angelmodde hat sie einige ganze Jahre, dann verschiedene Som-

[1] Dieser Brief auch bei Lemcke, Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin Gallitzin (Münster, 1861), S. 240—241.

mer zugebracht. Seit verschiedenen Jahren ging sie nur dann und wann auf einige Tage hin und war allein mit Gott. Die guten Landleute dort kannten sie, liebten sie also. In der Kirche dort haben sie, seit sie krank war, öffentlich für sie gebetet; eine Familie, bei der sie zu wohnen pflegte, alle Abend. Die guten Landleute haben reichlicher ausgesäet, als sie wohl auf Erden erfahren werden.

Am 6. Mai schrieb die Gräfin Sophie: ‚Wir ziehen heute nach Lütjenbeck, beste Luise, und ich muß Dir noch ein Lebewohl aus den Zimmern sagen, wo Ihr mit so vieler Liebe einige Wochen bei uns zugebracht habt, unsere Angst, unsere Sorgen, unsern Schmerz getheilt. Jetzt theilt Ihr auch unsere Entbehrung, unsere Sehnsucht, die Ihr doch nicht ganz kennen könnt, denn man mußte tief in diese liebevolle Seele, die Alles vereinigte, was man bei Andern einzeln findet, hineingeschaut haben, um zu wissen, was ihre Freunde an ihr verlieren. In diesem Leben sehen wir sie nicht mehr, aber so lange ich lebe, werde ich mit ihr fortleben, mich jedes ihrer Worte zu erinnern suchen, immer besser zu verstehen, was sie war, ihren heiligen Wandel, was sie mir war als Mutter, als Freundin, als Vertraute jeder meiner Sorgen, meiner Empfindungen, in deren große liebevolle Seele man Alles hineinlegen konnte, in deren Umgang man Alles fand, was die Erde zum Himmel macht.‘

‚Fürstenberg ist jetzt viel bei uns, dieser große, edle und fromme Mann, den man immer mehr liebt und ehrt, je mehr man ihn sieht. Wir haben ihm ein Zimmerchen in Lütjenbeck zurecht gemacht und er freut sich des Gedankens, oft auf einen Tag oder eine Nacht hinaus zu kommen. Er trägt seine Entbehrung tief und immerwährend im Herzen, ohne sich durch seinen Schmerz von seinen wichtigen Geschäften abhalten zu lassen. Overberg, der Freund und

Vertraute ihres ganzen Innern, lebt nur mit Gott und in der Thätigkeit seines Berufes. Ihre Tochter ist bis heute bei uns gewesen, auch ihre Nichte die ersten Tage.'

‚Beste Luise, ich kann nichts Anderes schreiben. Hier ist ein Blatt von Stolberg, der Dich mit einem merkwürdigen Zug ihres Lebens bekannt machen wird. Sie sprach nie davon, nie von sich, denn ihr ganzes Streben war, ihre Größe zu verbergen, oder vielmehr, diese Größe war ihr selbst unbekannt.

‚Folgende Anecdote von ihr, die sie selbst uns aus Bescheidenheit, vielmehr aus Demuth verschwieg, erzählte mir gestern Overberg.

Sie suchte lange nach Wahrheit, ehe sie Christin ward, suchte mit lechzendem Durst, glaubte Alles, was man wissen könne, in der sokratischen Philosophie gefunden zu haben, las Platon und Xenophon mit Enthusiasmus.

Einst erschien ihr Sokrates im Traum: Meine Tochter, so weit konnte ich Dich führen, nicht weiter. Jzt bedarfst Du eines andern Führers!

Sie erwachte mit erschütterter Seele. Sie begann das Evangelium zu lesen, las, staunte, schwankte. Sie kam an die Stelle: Joh. 7, 16. 17: ‚Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. So Jemand will dessen Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede.'

Nein, sagte sie, so konnte Sokrates nicht sprechen! Sie war immer sehr gewissenhaft gewesen. Jzt strebte sie mit weit mehr Eifer, den Willen Gottes zu thun. Das Evangelium ward ihre Richtschnur und sie bekam immer mehr und endlich diese volle feste Ueberzeugung, in der sie lebte und in der sie starb.'

‚Fürstenberg hatte immer gestrebt, sie durch metaphysische

Gründe zu überzeugen. Sie fuhr fort, ihn anzuhören und hatte die Kraft, diesem Herzensfreunde ein Jahr ihre Ueberzeugung zu verschweigen, weil sie, ehe sie vollkommen unerschütterlich war, nicht im Unterricht des größeren Lehrers wollte gestört werden.'

An seine Nichte Gräfin Charlotte von Bernstorff.

Lütjenbeck, 13. Mai 1806.

Man muß die schöne, zarte und große, einfältige, kindliche, erhabene, liebevolle und heilige Freundin, deren Tod ich beweine, ganz gekannt haben, um ganz zu empfinden, was Sophie und ich an ihr verloren. Aber eben sie ließ auch mit ihrem Andenken einen Trost des Himmels zurück, wie ihn Wenige zurücklassen können. Das Alter des Christen hat mit einem nordischen Sommertage die Aehnlichkeit, daß untergegangene Sonnen eine Röthe am Himmel lassen, welche nach wenigen Stunden sich mit dem höheren Glanz der Morgenröthe vereint. Nach ihrem Hinschwinden verschönt sie den Abend meines Lebens, wiewohl ich sie beweine.

An seine Schwester Catharina.

Lütjenbeck, 20. Mai 1806.

Unser lieber Fürstenberg bewohnt das Tantenzimmer, er ist weit mehr hier als in der Stadt, sowohl die Tage als Nächte. Er findet Trost darin, bei uns zu sein, und wir, ihn bei uns zu haben. Die völlige Freiheit, deren er hier genießt, die Landluft, der Umgang mit den beiden einzigen Personen, mit denen er, seit unsere geliebte Freundin zu Gott ging, noch Umgang hat, alles das thut ihm sichtbar wohl, und der Arzt sagte mir noch vor einigen Tagen, daß dieser Aufenthalt bei uns ihm noch auf Jahre das Leben fristen könnte.

An seine Schwägerin Luise.

Lütjenbeck, 3. Juni 1806.

Ich war neulich in Angelmodde, wo das Gedächtniß meiner verklärten Freundin schön blühet. Die guten Leute, bei denen sie zu wohnen pflegte, und andere erzählten mir viel von ihr. Diesem hatte sie Brod und Saatkorn angeschafft, Jenes Kinder in der Schule frei gehalten, hier die junge Hausfrau, die sie vor einigen Jahren in's Haus genommen und erzogen, ausgestattet, dort einer Familie ein Feld von 170 Rthlr. gekauft, überall Bibeln, Catechismen, andere gute Bücher vertheilt, Hausrath gegeben ꝛc. ꝛc. So lange sie lebte, waltete der Geist ihrer Demuth im Schweigen der guten Leute, aber izt wird ihr Dank desto lauter. Die Aussaat war still und das Korn verbarg die Erde; aber das Rufen der Ernte ist desto lauter. Immer findet man ihren Grabhügel mit Blumen und Blüthen bestreut und auch aus der Stadt kommen oft Leute hin, die sich an ihr Grab hinsetzen. Die Gegend von Angelmodde, welche sie so liebte, ist von unbeschreiblicher Anmuth; zwei Flüsse vereinigen sich, haben mehrentheils hohe, belaubte Ufer und die Vegetation ist sehr frisch dort.

An seine Schwester Catharina.

Lütjenbeck, 13. Juni 1806.

Wenn Du es auch nicht gesagt hättest, würde ich wissen, wie lieb auch Dir die Vorstellung ist, daß wir Fürstenberg, den edlen liebenswürdigen Greis, izt bei uns haben und daß ihm dieser Aufenthalt wohl thut. Ich denke mir oft, wie sehr sein Aufenthalt bei uns unserer geliebten Verklärten angenehm sein müsse! Die Rosen sind in voller Blüthe. Wie ergreift mich der Anblick dieser Rosenstöcke, die unsere geliebte Freundin so gerne selbst, wenn sie hier war, von den abgewelkten Rosen zu säubern pflegte!

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 1. Juli 1806.

Neulich erhielt ich einen Brief von Jacobi, dem ich den Tod meiner Freundin gemeldet hatte. ‚Nicht zu vergessen Gesichte des Göttlichen, wo sie mir wurden, ist die unablässige Sorge meines leidvollen Alters . . .‘ schreibt er mir. Armer Jacobi! Nicht leidvoll würde sein Alter sein, wenn er das Göttliche an seiner Wurzel erfaßte, gleich der, bei vielem äußerem Druck immer heiteren Freundin, an welcher auch er Göttliches wahrnahm.

Sehr schön schreibt er über die izige Zeit: ‚Wer mag sagen, daß er eine bleibende Stätte hat, einen Aufenthalt nur bis zum morgenden Tage? — Ich muß hinzusetzen das Schauderhafteste: Es ist auch keine Flucht mehr! — Ehemals wanderten die Völker, izt wandert ihnen der Boden unter den Füßen hinweg und sie taumeln vorwärts und rückwärts übereinander hin und her. O wie köstlich war es noch vor zwölf Jahren, da ich mich retten konnte nach Holstein in die Arme meiner Freunde! Wo ist nun ein Ort der Zuflucht, dem man vertrauen dürfte bis zum nächsten Frühling? Ehe Du zugerüstet hast, langen Dir Flüchtlinge an daher, wo Du hinwolltest. Napoleon soll gesagt haben, er werde nicht eher ruhen, bis seine Dynastie die älteste in Europa geworden sei. Ich zweifle, daß er selbst diese Worte ausgesprochen habe, aber unwiderstehlich dahin getrieben, daß er sie erfülle, sehe ich ihn mit jedem Tage.‘ Ich bin ganz und gar derselben Meinung.

Er schreibt mir, daß er an einem ‚System seiner Ueberzeugungen‘ arbeite. Armer Jacobi! Wie viel weniger arm schien er mir, als er in und mit seiner Philosophie sich bettelarm erklärte. System! Ohne Offenbarung ist dieses Wort die Loosung des Irrthums. Es fixirt oder es trachtet

vielmehr darnach, den seiner Natur nach umherirrenden Irrthum zu fixiren, zu versalzsäulen!

Münster, 5. Dec. 1806.

Unser lieber Fürstenberg nimmt an physischen Kräften sehr ab. Seit Ende vorigen Winters reitet er nicht mehr. Auch das Gehen ermattet ihn sehr bald. So Manches hat die Fortschritte des Alters bei ihm in den letzten Jahren beschleunigt. Sein schöner edler Geist lebt vom und im Willen Gottes mit bewunderungswürdiger Hingebung der Liebe.

Münster, 6. Jan. 1807.

Ich habe die französische Uebersetzung des Herodot von Lascher mir angeschafft wegen der sehr gelehrten Anmerkungen. Aber es ist traurig, daß sie so bitter und voller hämischer, falscher Angaben wider die Religion ist. Er ist von seiner Denkart zurückgekommen, hat schon voriges Jahr durch Gérard öffentliche Gegenerklärung bekannt machen lassen und eine neue von Gift und Irrthum gereinigte Ausgabe versprochen.

Am 6. Febr. 1807.

Heute vor 27 Jahren ging unsere Freundin Emilia[1] in's bessere Leben. Wie vieles haben wir seitdem erlebt, wir in der Kinderstube! Wie vielem entging sie, und wie viel hat sie gewiß schon gelebt!

Alt an Tagen der Ewigkeit! sie ist wirkliches Leben!
Dieses Leben ist Schlaf, aus dem ein letzter uns aufweckt!

sagt unser Klopstock, der nun auch schon seit einigen Jahren wacht.

---

[1] Gräfin von Schimmelmann, geb. Gräfin Ranzau.

Am 28. April 1807.

Es ist unbegreiflich, wie die wichtigsten Dinge so wenig beachtet werden. In einer Beilage zum dritten Theil meines Buchs: ‚Glück und Würde der Israeliten‘ habe ich gesucht, aufmerksam zu machen auf ein auffallendes Wunder der waltenden Vorsehung Gottes über dieses Volk. Dreimal des Jahres kamen alle Männer und Jünglinge nach Jerusalem. Welche Macht versteinte die Völker, daß sie diese Zeiten nicht einmal nutzten, das Land zu überfallen? Daß während dieser Zeit kein Feind ihres Landes begehren würde, ward ihnen durch Moses schon vorhergesagt. 2 Mos. XXXIV, 23, 24. Daß diese Sitte immer beobachtet ward, ist offenbar. Noch zu Christi Zeiten und auch in der Apostelgeschichte finden wir es, ja die Römer bezeugen, daß des Osterfestes wegen sich eine so ungeheure Menge vor der Belagerung in Jerusalem versammelt hatte. Erst da, als Gott sie, weil sie seinen Sohn verworfen, verworfen hatte, gereicht dieser Gebrauch ihnen zur Vergrößerung des Gerichts.

Am 19. Mai.

Humboldt kenne ich persönlich. Er hat viel Verstand, viel Lebhaftigkeit, viel Fleiß. Ob er nicht von deutscher a priori Sucht und von Liebe zur wissenschaftlichen Form sich zu sehr hinreißen zu lassen geneigt sein möge? Ob er stark genug sein möge, sich nicht von alles trennender moderner Kritik hinreißen zu lassen, anstatt den großen Analogieen auf dem Wege einfältiger Beobachtung nachzuspüren? Ob er von feinster Charlatanerie ganz frei sei? Jahre können ihn gereift haben; aber diese Reife kommt selten, wo schnelle Fortschritte der Wissenschaft es der Weisheit erschweren, Schritt mit ihr zu halten.

An Freiherrn Anton von Hardenberg.

Auf dem Lande bei Münster, 28. Aug. 1807.

Ich habe einen Brief von Friedrich Schlegel erhalten und in meiner Antwort habe ich ihm meine aufrichtige Freude bezeugt. Nach seiner Aeußerung über die Verbindung beider Testamente miteinander und daß — denn das schrieb er mir — das alte nur durch das Licht des Evangeliums erhellt und verstanden werden könne, darf ich nicht zweifeln, daß er ein Christ sei. Im ‚Dichtergarten‘ fand ich in verschiedenen seiner Gedichte Liebe zum Christenthum. Doch würden diese Gedichte mich noch nicht von seiner Ueberzeugung überzeugen, da manche, wie z. B. Schiller, gar lieblich mit der Religion als einer schönen Mythologie und Schwärmerei einer edlen Seele zu spielen wußten, ohne sich deren Geist weiter als bis zur Phantasie andringen zu lassen, wobei der Verstand und der Wille ungetauft bleiben können. Oder sollte es bei Schiller weiter gegangen sein? Genug, über Schlegel freue ich mich von Herzen, desto mehr, da er sonst gewiß weit vom Christenthum entfernt war. Aus Labyrinthen des Grübelns heraus auf den einzigen Weg wahrer Weisheit zu gelangen, ist eine herrliche Führung.

Ueber seine Poesie habe ich ihm mit offener Freimüthigkeit geschrieben. — Erlauben Sie, theurer Freund, daß ich auch Ihnen meine Meinung unverhalten sage. Je seltner izt und je schöner der edle, religiöse Geist ist, der durch den ‚Dichtergarten‘ weht, desto mehr wünschte ich, daß dessen Verfasser kräftig wirken möchten. Und sie würden es, wofern nicht — wie mir scheint — eine besondere Theorie ihrer Dichtung zum Grunde läge, eine Theorie, deren Gesetze ich nicht weiß, deren gewählte Eigenthümlichkeit aber in die Augen fällt, den Leser befremdet, über der Muse waltet, und in absichtlicher Vernachlässigung der Sprache bis zur Ver-

letzung derselben geht. Die Muse aber will vor allen Dingen frei sein, sobald sie das ausdrücken soll, was aus dem Innersten unseres Anschauens oder unseres Gefühls hervorgeht. Jeder Rückblick auf Kunst lähmt die Poesie und die Theorie führt oft irre, weil sie menschliche Philosophie ist, das Dichten aber in der That etwas Göttliches. ‚Est Deus in nobis.‘ Daher bei allen Dichtern der Rythmus immer da am besten gelingt, wo die Begeisterung groß ist, sowie auch die herbeieilenden Bilder, Gedanken, Empfindungen nur da sich plötzlich vereinen, wo die allein unfehlbare Begeisterung sie herbeizaubert, ohne daß der Dichter weiß, wie es geschieht. Unter dem Wahren, was Kant gesagt hat, gehört das goldene Sprüchlein: ‚Das Genie ist das, was der Kunst ihre Gesetze gibt.‘ Verzeihen Sie mir auch meine Freimüthigkeit? Ich bin versichert, daß die Sänger des ‚Dichtergartens‘ weit mehr wirken können, sobald sie sich der aus tiefem Anschauen und feurigen Gefühl hervorgehenden Begeisterung überlassen werden. Auch verständlicher werden sie sein. Manche Lieder dieser Sammlung, welche zur Gattung der leichten Poesie gehören, bei welchen krystallene Klarheit ein Hauptgesetz ist, mußte ich mehrmal lesen, ehe ich sie verstand. Dann verduftet aber die Wirkung.

Im Februar 1807 erschien der erste Band von Stolberg's epochemachender ‚Geschichte der Religion Jesu Christi‘. Von der herrlichen Zueignung des Werkes an seine Kinder sagte Freiherr von Stein: es sei das schönste christliche Vermächtniß, welches er je gelesen. ‚O meine lieben Kinder,‘ heißt es dort am Schluß, ‚bekennt ihn, den Gekreuzigten, vor den Ohren der Welt frank und frei mit dem Munde!

Bekennet ihn kühn vor den Augen der Welt durch eueren Wandel und lasset euer Licht leuchten. Bekennet ihn in euerem Innersten durch Gehorsam der Liebe, durch Wachsamkeit, durch rege Scheu. Erhebet euch nie in euerem Herzen über des Nächsten Fall, denn ihr seid gleicher Art mit ihm, hinfällig und gebrechlich von Natur, wie er.'

‚Ich fühle nur zu sehr,' schrieb Stolberg am 24. Febr. 1807 an den Bruder, ‚daß ich eine Arbeit, welche meine Kräfte übersteigt, auf mich genommen habe. Und ich darf Dir wohl sagen, daß ich zugleich inne werde, wie mir Gott, den ich jedesmal, wenn ich mich daran zu arbeiten hinsetze, anrufe, die Kräfte dazu stärket. Ich verdanke es meiner geliebten Gallitzin und Overberg, daß ich die Arbeit anfing. Sie ermunterte mich zu einer Kirchengeschichte. Ich hatte wohl Lust, aber doch schreckte mich auch der Umfang. Indem ich darüber nachsann, faßte ich auf einmal die Idee, von der Wiege der Menschheit anzufangen, und sie faßte mich mit solcher Liebe, daß, obgleich mein Plan dadurch sehr erweitert, doch der Muth dazu viel größer ward, und mir nachher bei der Arbeit neue Ideen zuströmten.'

‚Ich segne die Stunde,' fügte drei Tage später die Gräfin Sophie hinzu, ‚in welcher es entschieden ward, daß Stolberg dieses Werk unternehmen wolle. Es war im Saale unserer geliebten Seligen, ich war zuerst allein da, und wir sprachen davon, wie sehr es zu wünschen sei, daß er den Entschluß fassen möchte, ein solches Werk zu unternehmen; es war bald nachdem er seinen Ossian vollendet. Er trat herein und versprach ihr gleich, es zu thun. Ich habe in jeder Absicht Gott so oft dafür gedankt.

‚Vor einigen Tagen hatte ich die Freude, dem frommen und edlen Greis Fürstenberg die Zueignung vorzulesen. Er war so innig gerührt, so durchdrungen davon, daß mein hoher,

jedesmal neuer und höherer Genuß daran noch erhöht ward. In diesen Tagen soll ich sie ihm noch einmal vorlesen. Später oder früher muß sie, dünkt mich, die Herzen aller Kinder Stolberg's unwiderstehlich und dauernd ergreifen. Diesem Werke, über welches sichtbar der Geist Gottes und (ich habe die feste Ueberzeugung davon) die Fürbitte unserer geliebten seligen Freundin waltet, haben wir auch zum Theil die innige sanfte Ruhe und Heiterkeit seiner Seele zu verdanken. Es leitet ihn immer auf's Neue von den gegenwärtigen Ereignissen zu den Erbarmungen Gottes über uns ab. Jetzt hat er einen Auszug aus den Schriften der Chinesen über die kindliche Liebe und über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern gemacht, den ich noch nicht gelesen. Overberg sagte diesen Mittag, es sei eines der vortrefflichsten Stücke im ganzen Buche. Ihr könnt es Euch wahrlich nicht denken, wie ruhig wir in diesem gegenwärtigen Wirrwarr in unserm Kreise leben.'

‚Die Hand bei der Arbeit, die er ja doch nur zur Ehre Gottes verrichten will, und bei allem Kummer, den die Entchristlichung des Volkes und die äußere Zerrüttung des Vaterlandes seinem Herzen bereitet, den Blick nach Oben gerichtet, vergehen meinem geliebten Manne und uns mit ihm die Wochen und Monate pfeilschnell dahin, und wir fragen uns oft: wie ist es möglich, daß dieses oder jenes Ereigniß schon so lange vorüber? Die Noth um uns her gibt Stolberg reiche Gelegenheit, im Verborgenen Gutes zu thun, und wo er guten Saamen hat ausstreuen können, freut er sich an dem stillen Wachsthum, wie er sich an Pflanzen und Blumen erfreut.'

‚Wie glücklich ist man,' schrieb Stolberg an die Schwägerin, ‚Pflanzen und dergleichen zu lieben, Dinge, die unter höherer Waltung gedeihen! Und sich dann dazwischen eintauchen zu können in das Bad des Alterthums! Je tiefer,

desto weniger wird man, wie in Bergwerken, von der oberen Temperatur gewahr.'

‚Die Freuden und die Leiden des Lebens, die großen und die kleinen, die allgemeinen und die persönlichen, ziehen wie ein Schattenspiel vorüber, und Leiden und Freuden sind für den, der es weiß, von wem beide herkommen, nur verschiedene Formen des Segens, den er nutzen soll zum Heil seiner Seele. Das Herz des Christen bebt weniger bei den eigenen Leiden als bei den Leiden derer, die ihm nahe stehen und denen er Trost einsprechen soll.'

Einen solchen Trost sprach Stolberg am 9. Juni 1807 seiner Nichte Dernath, geb. Gräfin Charlotte von Bernstorff, die durch den Tod ihren einzigen Sohn verloren, mit tiefgefühlten Worten ein. ‚In vollem Vertrauen der Liebe,' schrieb er ihr, ‚darf ich schon izt, mein innigst geliebtes Lottchen, da Dir das Herz so blutet, ein Wörtchen meiner tiefempfundenen Theilnahme sagen. Ich weiß, was Du verlorst, ich kenne Dein Herz, ich sehe Deinen namenlosen Schmerz. Ich wußte und theilte Deine Besorgnisse, dann Deine wieder auflebende Hoffnung und izt — ich darf selbst izt schon es sagen — und izt Deinen Trost! Einen Trost, der in der tiefen Traurigkeit Deiner gebeugten Seele Dir doch leise aber kräftig zuspricht. Trost der Ergebung in den Willen dessen, der mit mehr als Mutterliebe Dich und Deinen Geliebten, der dahin schied, liebt, Trost des Mitgefühls mit dem geliebten Dahingeschiedenen, den Er zu sich nahm! Je tiefer Dein Schmerz, desto tröstender sei es Dir, daß der holde Knabe, den Du beweinst, keine Thräne mehr weinen wird! Welcher süße Trost! Und doch wie schwach diese Vorstellung, wenn wir uns die Wonne der Seligen als Abwesenheit des Grams und des Schmerzes denken, weil wir von reiner, lauterer Wonne uns keinen

Begriff machen können! Keinen Begriff, aber was wir von Liebe empfunden haben, so unvollkommen es auch hienieden ist, gibt uns doch ein selbst in Stunden der tiefsten Traurigkeit manchmal überschwengliches Gefühl der Ahnung von der Seligkeit unserer Todten, von einer Seligkeit, zu welcher auch wir eingeladen worden und die wir von der Barmherzigkeit Gottes hoffen dürfen. Wird diese Hoffnung durch die Vorstellung getrübt, daß wir noch gefährdet sind, so empfinden wir desto mehr das Glück derjenigen, deren Zustand nicht mehr gefährdet ist. Gott hat mit vielen Leiden Dich heimgesucht, mein Herzenslottchen, und seit kurzem mit wiederholten bittern Leiden. Du weißt seine Absicht. „Die mit Thränen säen, sollen," dieser Absicht nach, „mit Freuden ernten." Nach Maßgabe unseres kurzen Lebens auf Erden kostet uns diese Einsaat viel, aber sie ward berechnet auf unendliche Zukunft und soll unendliche Frucht tragen. Die Wege Gottes haben, von welcher Seite man sie auch betrachtet, immer einen hohen Charakter reichhaltigster Segen. Wenn Er auf kurze Zeit den Einen vom Andern trennt, um den, welchen Er zu sich nahm, am Urquell der Liebe, an sich selbst zu laben, und um den, welchen er zurückließ, mit Segen des Leidens heimzusuchen, ihn zu reifen an der Gluth der Trübsal, so weint freilich dieser Zurückgebliebene; weint er aber mit Ergebung des Glaubens und mit Hoffnung der Liebe, so freut sich der Vorangegangene, der dem Zurückgebliebenen in wirksamer Nähe wohl gegenwärtiger ist, als dieser es meint. Gott wolle Dich aufrichten, mein Herzenslottchen! Nicht Ein Schmerz, der Dich trifft, müsse ohne überschwenglichen Segen für Dich sein! Wenn die Hand der ewigen Liebe flammende Pfeile auf ihr Geschoß legt, so will sie uns zu ewiger Liebe entzünden, in welcher allein unsere Bestimmung, unsere Ruhe, unser Heil ist.'

‚Ich freue mich,‘ schrieb er am 16. Juni an den Bruder und die Schwägerin, ‚daß Lottchen zu Euch hinfloh. Gott führt die Leidenden. Er hat sie mit vielen und großen und mancherlei Leiden schon lange heimgesucht, und so innig ich mit ihr traure, erhebt sich doch mein Herz in großen und schönen Hoffnungen für sie. Gott gibt solche Leiden nicht vergebens, Er, der mit mehr als Mutterliebe liebt! Sie wird einst

Jauchzen, daß sie Gottes Rath
Diesen Weg geleitet hat!

‚Er, der allein liebt, weil er allein gut ist, gehet heimsuchend unter uns mit gespanntem Bogen umher, und hier trifft ein Pfeil und dort; möge seine große Absicht der Liebe an uns Allen erreicht werden!‘

‚Wenn das Herz von Leid um die Leiden Anderer durchbebt wird und auch wenn es drohende Wolken um das Haupt der Geliebten sich aufziehen sieht, hat es Verlangen nach einem Wiedersehen mit diesen Geliebten, nach einem Austausch von Mund zu Mund.‘

In der im Jahre 1807 politisch gefährdeten Lage Dänemarks zogen sich solch' drohende Wolken um den Bruder und die Schwägerin auf und Stolberg und die Gräfin entschlossen sich im Herbste zu einer Reise nach Windebye. Sie sahen bei dieser Gelegenheit Claudius und Perthes in Wandsbeck und Hamburg, die Schwester Catharina, den Dichter Schönborn, die Bernstorff'schen Verwandten und die gräflich Reventlow'sche Familie in Emckendorf wieder.

‚Ich hoffe,‘ schrieb Friedrich Leopold an Christian am 18. August, ‚daß Gott, welcher wirklich Dänemark mehrmals aus augenscheinlichen Gefahren errettet hat, auch izt es mit Seinem Schilde decken werde. Es macht uns diese Eure Lage sehr viel Kummer. Dieser Kummer vermehrt

auch das ohnehin sehr dringende Bedürfniß unserer Herzen, Leid und Freude in der Nähe mit Euch zu theilen. Wir werden Euch besuchen. Sophie, Jette, Julia und Maria Therese werden mit mir zu Euch kommen. Es ist seit sieben Jahren in der That der erste Zeitpunkt, in welchem die Umstände uns einen Ausflug möglich machen. Meine Reisegesellschaft sehnt sich von ganzem Herzen mit mir nach der süßen Freude, die uns bevorsteht! Mögen wir Euch und alle unsere Geliebten wohl finden, auch die Gewitter über Euch sich zertheilt haben. Am Abende meines Lebens scheint mir diese Reise ein herrlicher Oktobertag, der mir aus goldenen Trauben herzstärkenden Wein in den Becher drückt.' ‚Dieses ist,' heißt es weiter am 4. September, ‚so Gott will, der letzte Brief, den ich Euch vor unserer Abreise schreibe. Nach der letzten Zeitung hoffe ich, daß es so leicht mit Kopenhagen keine Noth haben werde und es sich werde halten können, bis die böse Jahreszeit die Engländer zum Abzuge zwingen muß. Unmittelbares großes Unglück wird wahrscheinlich nicht erfolgen; aber wie viel mehr fürchte ich die Folgen dieser so unpolitischen als gewaltsamen englischen Unternehmung für Dänemark und für Europa! Wir wollen suchen, uns so viel als möglich des Kummers über einen Zustand der Dinge, den wir nicht ändern können, zu entschlagen und uns in der kleinen Felsenburg der Gesinnung, welche keine äußere Macht erstürmen kann, ruhig zu fühlen.'

Die Wochen des Zusammenseins waren ‚bei Christian und Luise in Windebye glücklich und ungetrübt', und ‚herzstärkend und beruhigend auch deßhalb', sagt Stolberg, ‚weil ich jeden Tag einige Stunden frei für mich arbeiten konnte, was meiner Seele dringendes Bedürfniß.' In Emckendorf war ihm der Mangel an einer solchen ruhigen Arbeitszeit

drückend. ‚Ich genieße zwar,‘[1] schrieb er von dort am 11. Oct. in einem Briefe an Kellermann, dem er die Obhut der Söhne übergeben, ‚wahrer, oft großer Freude im Umgange mit sehr trefflichen und geliebten Personen, die ich hier wieder sehe, aber die Menge der Worte, daher das viele mit unterlaufende Leere, ermatten mich mehr als irgend eine Arbeit, und machen es mir fühlbar, daß die gehemmte fuga vacui eine peinliche Empfindung gebe. Im stillen und lebendigen häuslichen Leben wird mir desto mehr wohl werden, da ich mich hier von einem Strudel ergriffen, nicht hingerissen fühle.‘[1]

‚Sie ist verschwunden,‘ schrieb er am 3. November nach seiner Rückkehr nach Münster an die Schwester Catharina, ‚die Zeit des Wiedersehens so Vieler, die ich seit kürzerer oder längerer Zeit nicht gesehen hatte, aber unsere Herzen sagen uns, daß sie nicht verloren ging. Als ich mich dieser Reise zum Voraus freute, da freute ich mich mehr auf die Frucht der Vereinigungsstunden, als auf die Blüte der Gegenwart dieser Stunden selbst. Denn diese ist, ihrer Natur nach, hinfällig, die Frucht aber zu verewigen, das hängt von uns selbst ab.‘

‚Ja wohl wird die Erde unter den Füßen uns entzogen,‘ schrieb er an demselben Tage an Christian, der ihn auf der Rückreise eine weite Strecke begleitet hatte, ‚und wie die Wasser rollet das Leben unter uns dahin, aber über Erde, Wasser und irdischem Leben schwebet der Glaube.

Hominique succinit: tua est aeternitas,
Aeternitas! o lubricum nimis aspici,
Mixtumque dulci gaudium formidine!

‚Als ich Dich so dahingleiten sah, sich unter dem hohen

[1] Vgl. Menge 2, 239.

Riedgrase der Inseln der Nachen verlor und wieder hervorkam und nun zum letzten Mal Dein weißes Tuch niedersank, ich mich durch Hoffnung des Wiedersehens stärken wollte und die Ungewißheit aller zeitlichen Hoffnung mich ergriff, da fühlte ich das Wehe, welches uns dann erfüllt, wenn wir, vom Eindrucke des Gegenwärtigen überwältiget, mit halb ohnmächtigem Gefühl nach dem Unsichtbaren, Ewigen auslangen, der Geist willig, aber das Fleisch schwach ist. Mit Erinnerung der vielen herzlichen Freuden und mit Wehmuth setzten wir unsere stille, langsame Elbfahrt fort.'

‚Nach einigen Tagen,' fuhr er am 24. November fort, ‚werde ich nicht mehr sagen können, daß ich vor einem Monat Dich noch sah. Wie bald wird aus rollenden Monden ein Jahr, wie bald rollet mit den Jahren unser flüchtiges Leben dahin! Und wohl uns, daß es dahinrollet, daß der kleine Regenbach sich — „es eil' hinunter, oder es säume, Geschwätz" — in den herrlichen Ocean ergießt!'

In Münster begann Stolberg sofort wieder ‚seine Studien für die Religionsgeschichte und seine Lectüre alter und neuer Dichter und Schriftsteller und den fast täglichen Unterricht seiner Kinder'.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 24. Nov. 1807.

Wie wohlthätig mir die Beschäftigung mit der Vorzeit sei, diese Arbeit, die mich aus dem Unsinn und den Freveln dieser Zeit in längst verlassene Jahrhunderte hineinführt, das begreifst Du ganz. Zwar ist die Geschichte, welche ich eben izt unter Händen habe, die Zeit der asmonäischen Hohenpriester und Fürsten, an sich nicht erquickend. Aber mein Weg, der von den Höhen heiligen Alterthums ausging, führt mich

durch diese Zeit durch, und hab' ich sie durchwandert, so gelange ich zu den Zeiten der Zukunft Christi, wo der Himmel sich herabsenkte auf eine frevelvolle Welt. Je mehr mich die stille Arbeit interessirt, desto öfter wünsche ich, daß auch Du eine Arbeit für Zeitgenossen und Nachwelt unter den Händen haben möchtest. Wem Gott so viel gab, der sollte auch mittheilen, und es ist in dieser Mittheilung zugleich ein so schöner Genuß.

Hast Du etwas gesehen von der neuen englischen Ausgabe des Ossian, die für ächter als Macpherson's ausgegeben wird, und welche Ahlwardt, Vossens Freund, in Oldenburg übersetzt?

An den Kaiser Franz.

Münster, 5. Dec. 1807.

Ew. Kaiserl. Königl. Majestät wollen allergnädigst erlauben, daß ich Ihnen den ersten Theil einer Schrift zu Füßen lege, deren Gegenstand Ihnen lieb und heilig ist. Ihre glücklichen Reiche verehren in Ihnen, Allergnädigster Kaiser, den Vater Seiner Völker. Die Kirche Gottes segnet Sie als ihren zeitlichen Beschützer, der es weiß, daß alle irdische Größe hinfällig sei, der aber durch Thaten eine unvergängliche Krone zu erwerben sucht und dem der erhabene Kaiserthron zur untersten Stufe dienen soll, um zu einem bessern Reiche zu gelangen, welches der König der Könige Allen, die nach dem ihnen gegebenen Anlaß, jeder in seinem Wirkungskreise, für Seine Ehre und für das Heil der Menschen wirkten, von Ewigkeit her bestimmt hat. Daß Ew. Kaiserl. Königl. Majestät noch viele Jahre in dem unermeßlichen Kreise, den Gott Ihrer Wirkungskraft für das Wohl vieler Millionen geöffnet hat, fortwirken mögen, dazu vereinige ich meine Wünsche mit den

Wünschen Ihrer zahllosen Unterthanen und mit den Gebeten der Kinder unserer heiligen Kirche. Sie, diese heilige Kirche, in deren mütterlichen Schooß die Erbarmung Gottes mich geführt hat, lehrt mich neue Huldigungen dem erhabenen Kaiser darbringen, der den großen Beruf eines apostolischen Königs zu erfüllen strebt.'

An seinen Bruder Christian.

Münster, 25. Dec. 1807.

Die Proben, so Du mir von Ahlwardt's Ossian sendest, sind freilich nicht einladend. Wenn Verschrobenheit für Stärke gelten soll, so sieht es schlimm aus. Bei Vossens neueren Schriften (ich meine vorzüglich die homerischen Werke der spätern Ausgabe) wird sich, fürchte ich, an vielen der horazische Spruch bewähren: Decepit exemplar vitiis imitabile. Er hat den Bau der Sprache so studirt, daß er mehrentheils sich vor Verrenkungen hütet, obschon er oft die Grazie tödtet. Aber das servum pecus wird blind in die Grammatik einhauen. Erstaunliche Kunst ist in Vossens Rhythmus, aber es ist sein Vers doch mehr ein Werk des Hephästos als des Apollon.

Es freut mich, daß Du auch mit dem zweiten Theil meiner Religionsgeschichte so zufrieden bist. Ich hoffe, die Beilage über den dreifachen Charakter des Götzendienstes werde Dir recht gefallen. Ich glaube, daß der dritte Theil, welcher izt gedruckt wird, Dir wenigstens ebenso gefallen werde und wünsche, daß die Beilage über die Psalmen Dir recht lieb sein möge.

Der liebe, edle Fürstenberg wird mit jedem Tage schwächer und ist so, wie Klopstock den ‚sterbenden Weisen' schildert, dem das Todesgefühl jede Nerve beschleicht, dem die festlichen Augenblicke theurer werden und der das Leben an

dessen Ende mit Thaten der Seele krönt. Ruhig, heiter, den Blick abgewandt von alle Dem, wofür ein ganzes Land ihn segnet, wirft er sich mit Vertrauen in die Arme der göttlichen Barmherzigkeit. Er sprach mir noch heute von Erwartung nahen Todes. Als ich ihn verließ, strahlte mir gerade der schöne Morgenstern bei hellem Sonnenschein.

Ich habe mit meinen Töchtern Young's Nachtgedanken angefangen, an denen sie große Freude haben. Wenige Dichter sind so leicht in Absicht auf Sprache, und ich sehe an meinen Töchtern, wie wahr Klopstock's Urtheil sei, wenn er sagt, daß denen, welche höherer Poesie folgen können, fast kein Poet so deutlich sei, wie Young.

Münster, 22. Jan. 1808.

Des armen Cramer's[1] Tod († 8. Dec. 1807) hat auch mich bewegt. Der arme Mensch war immer der Raub eines selbstgegebenen kalten Enthusiasmus. Daher ging auch sein Hang nach Frankreich. Charakteristisch war sein entzücktes Staunen über — die Luftballons. Sein großer Vater war einer der Menschen, die nach Proportion ihres großen Werthes von undankbarer Zeit am ersten vergessen wurden.

Herder sagte einmal zu dem seligen Bernstorff, indem sie von Zeitpunkten sprachen, in welchen Gott manchmal viel merkwürdige Männer auf einmal erscheinen lasse: ‚Es ist manchmal, als schlüge die Natur einen Accord an.' Gott kann solcher Prediger in der Wüste — es geschieht izt Alles, Europa zur Wüste, wenigstens zur Wildniß zu machen — mehr als einen, viele auf einmal erwecken.

[1] Ein Jugendgenosse der Stolberg'schen Brüder im Hainbund, Sohn des berühmten Kanzelredners Andreas Cramer.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 1./15. Jan. 1808.

Getrennt durch den Raum, traten wir vereint in der Zeit zugleich über die Schwelle dieses Jahres. Ein Jahr war immer viel im Leben des Menschen, sowohl in Absicht auf Ungewißheit des Lebens, als auf Gebrechlichkeit des Leibes, izt kommt die Ungewißheit aller menschlichen Verhältnisse noch hinzu, die gegen den Abend unseres Lebens den Horizont unserer sublunarischen Existenz umzog. Dieser Horizont wird sich vor unsern Blicken nicht erheitern; dazu ist des Dunstes zu viel und der große Barometer steht zu tief.

Diesen Morgen, ehe es tagte, schien der Morgenstern, den ich nie schöner als diesen Winter sah, als wollte er vorbedeuten von besserer Zeit, mir durch's Fenster. Mir fiel Claudius' schönes Neujahrslied ein, in dem es heißt:

Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichthal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

Auch dacht' ich ferner so und so,
Das Jahr ist nun vergangen,
Und Du siehst noch gesund und froh
Den schönen Stern dort prangen;

Der ihm so schön zu sein gebot,
Muß doch gern geben mögen;
Sein Stern, sein Thal, sein Morgenroth,
Rings um mich her sein Segen.

Die Idee des Vaterlandes ist anizt freilich nicht tröstlich, aber desto leichter gegürtet entschwingt man sich der umwölkten Welt!

Münster, 1. März 1808.

Sophie Meerveldt[1] ist Braut. Ihr Bräutigam ist ein Graf Spee, 27 Jahre alt; sie kennen sich von Sophiens Kinderjahren her. Man sagt sehr viel Gutes von seiner Gemüthsart und Denkart. Ich habe ihn, da er erst seit Kurzem hier ist, nur einige Male gesehen. Er lebt theils in Düsseldorf, theils auf einem Gute nicht weit davon; hat auch, oder bekommt vielmehr Güter in Pfalzbaiern. Ich hoffe sehr, daß sie glücklich sein werden; sie verdient es; es ist ein sehr liebes Mädchen. Meine Töchter verlieren den Umgang einer sehr lieben Freundin. Der Vater ward vor etwa einem oder zwei Jahren vom Schlag gerührt und hat seitdem den Gebrauch der Sprache verloren; nicht aber des Verstandes; ein guter, braver Mann.

Am 22. März 1808.

Indem ich das Datum schrieb, versetzte mich auf einmal eine Jugenderinnerung in den Palaisgarten in Kopenhagen, wo ich mich einmal in meiner Kindheit am 22. März des sehr frühen Frühlings bei den ersten Blumen und rothen Käfern, die auf dem Rasen und dem Buxbaum sich sonnten, so herzlich freute. Wie verschieden ist dieser Frühlingsanfang, den nur der kalte Kalender bekundet, indeß der kalte Ostwind Menschen, Pflanzen und Thiere ausdorrt. Ein nur zu wahres Ebenbild des Zeitgeistes, nur mit dem Unterschiede, daß jenen Alle für das anerkennen, was er ist, von diesem aber, heuchelnd mit ihm, sich so gern erheucheln lassen! Jener wird bald lieblichen Lüften weichen, aber dieser?

[1] ‚Sophie Meerveldt,‘ sagt die Gräfin Sophie in ihren Aufzeichnungen, ‚war wie eine geliebte Tochter in unserem Hause.‘

Doch ist ein Umstand für diesen, den man für jenen nicht angeben kann. Es hängt doch nur von uns ab, uns seiner zu erwehren, und die Erwehrung seiner kräftiget uns desto mehr, je mehr er uns schwächen will; aber den Ostwind müssen wir fühlen, wir mögen wollen oder nicht!

Wir leben in einer moralischen Tag- und Nachtgleiche; ob wir die winterliche oder sommerliche Sonnenwende vor uns haben, wer vermag es zu sagen? Sollt' es die winterliche sein, so würde sich in Einzelnen Sonnenglut concentriren, wenn die Andern erstarrten. Gott sei mit uns!

Am 31. März 1808.

Es scheint mir nicht zu verkennen, beste Luise, daß, seitdem die Menschen, wie Du sehr wohl sagst, vom tollen Hunde gebissen zu sein scheinen, auch die leblose Natur aus ihren Angeln gehoben worden. Weit entfernt zu glauben, daß diese auf jene oder jene auf diese solche Wirkung hervorgebracht haben, glaube ich dennoch, daß diese Zusammenstimmung, oder vielmehr zwiefache Verstimmung nicht ohne Grund zusammentraf. Mehr als menschliche Weisheit ließ den erhabensten der Sänger sagen: ‚Bei den Heiligen bist Du heilig, und bei den Frommen bist Du fromm. Und bei den Reinen bist Du rein, und bei den Verkehrten bist Du verkehrt.‘ Ps. 18, 26. 27. Aber so wie die göttliche Thorheit weiser als die Weisheit der Menschen, so ist auch diese scheinbare Verkehrtheit eine väterliche Maßregel, ein aus Liebe verhängtes Uebel, ein Leiden, deren die Menschen überhaupt hienieden nie entbehren können, deren Druck aber izt erschwert werden muß, bis die Gottesvergessenheit aus dem Todesschlummer geschreckt wird. Wenn die schuldlosen Gaben und Kräfte der Natur mißbraucht werden, so wird auch der stummen, lastbaren Natur —

gleich der Eselin Bileam's — der Mund aufgethan. Wenige hören sie, daher bin ich versichert, daß es noch ganz anders kommen müsse, also kommen werde.

‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.‘ Um aber diese Frucht von so bitterer Wurzel zu genießen, ist gewiß eine Hauptpflicht, sich selbst vor Erbitterung zu hüten, wie Du so sehr wohl sagst, beste Luise! Und ich denke über das, was Du von den Mißhelligkeiten zwischen einem Stande und dem andern, zwischen Adel und Bürger sagst, wie Du. Wo noch beim Adel — aber das ist nur bei Einzelnen der Fall — der Geist der Sache ist, da kann er durch Schmälerung der Rechte nicht gekränkt, viel weniger ertödtet werden und wird geehrt bleiben, wo er sich findet. Wo aber der Geist ausgefahren ist, da darf auch die Leiche keine Ansprüche mehr geltend machen, die dem Leben geziemten.

Und ich stimme mit Dir ein, daß von dem morschen Dinge unserer ganzen äußerlichen Einrichtung nichts mehr haltbar ist. Und nicht haltbar sein soll! Denn wozu hätte Gott dem Schwindelgeist, der die Häupter der Völker ergriffen hat, erlaubt, so zu wirken? Diese divinitus immissa caligo ist unverkennbar.

Gleichwohl halte ich dafür, daß diejenigen, welche noch etwas sein können — und mehr oder weniger vermag jeder Mensch auf das Ganze — sehr wohl thun, Streben zu setzen, wo die alten Mauern einstürzen wollen, wär' es auch nur, damit der Einsturz minder plötzlich erfolgte.

Ich freue mich sehr über Alles, was ich von den biedern Spaniern höre. Solche Nation mit einer solchen Regierung ist ein umgekehrter Centaur, wo der Mensch vom Vierfuß geritten würde.

Lütjenbeck, 28. Juni 1808.

Ach, die Unruhen, welche der Krieg gibt, haben ihren eigenen, in mehr als Einer Rücksicht traurigen Charakter. David, der den Krieg kannte, hatte Recht in seiner Wahl! Selbst das Reine beflecken die Menschen durch Berührung, was muß der Krieg, der ganz ihr Werk ist, sein! Ich danke Dir herzlich für die mir so interessanten Nachrichten von den lieben Deinigen, die ja seit so vielen Jahren auch die Meinigen sind!

Wie lebendig sehe ich die gute Schwester vor mir auf gefährdeter Seefahrt, aber im schönen Mondenschein, mit einem Mann, der das Steuer lenkt! Ein treffendes Bild unserer beständigen Lage, gefährdet, im Mondscheine dieses Lebens, mit zwar umwölkter, doch wahrgenommener, mächtiger Hand, die das Steuer lenkt.

Kätchen ist wohler als ich hoffen durfte, und heiter. Schönborn einmal recht zu sehen, ist mir eine rechte Freude. Welch' herrlicher Geist im anspruchlosesten der Menschen!

Welcher Theil Deines Briefes mich vorzüglich interessirt, für welchen ich Dir mit der größten Rührung danke, bedarf ich Dir nicht zu sagen, beste Luise! Was Du über die Sittenlehre der Religion sagst, was Du so tief empfindest und mit so seltener Kraft als Treue zu üben strebst, ich sage strebst, weil jeder Sterbliche hinter dem Ideal zurückbleibt — das ist sehr schön. Erlaube mir aber nur diese wenigen Bemerkungen. Diese Moral ward auf Offenbarung gegründet, und Alle, durch welche Gott diese Moral lehren ließ, beziehen Alles auf den offenbarten Gott. Scheinbare Paradoxa des Glaubens sind nicht paradoxer als die Wege der Vorsehung in der Natur, an die wir glauben, weil wir sie nicht sehen und erfahren. Die Nichtexistenz des Uebels würde — wie leicht! — zu erweisen sein; doch müssen wir

an das Uebel, das da ist, das wir an und in uns umhertragen, glauben. Der Glaube an Offenbarung ist an sich unendlich weniger Schwierigkeit unterworfen, als es der Glaube an jenes, wenn wir's nicht fühlen müßten, sein würde.

Die Geschichte der Bibel ist unendlich viel bewährter als irgend eine. Es ist unmöglich, daß ein ganzes Volk Feste feiere zum Andenken an Begebenheiten, deren Zeuge das ganze Volk von Zeit der Begebenheiten an soll gewesen sein, wenn diese Begebenheiten nicht vor den Augen des ganzen Volkes erfolgten. Denn in welchem Moment hätte man dem ganzen Volke die Dichtung dieser Ereignisse aufdringen und ihm sagen können: ihr feiert dieselben von der Zeit an, da sie geschahen? Kein Wunder scheint die Vernunft mehr zu empören, als die Sündfluth; und alle Völker der Erde bezeugen sie, und den Hauptumständen nach wie Moses. Aus seiner Völkertafel entwickelt sich die Weltgeschichte und nur aus ihr. Die Erwartung des Messias wirft Licht auf alle Bücher des alten Testamentes, welche durch sie die vollkommenste Harmonie, ohne sie ein von spukenden Giganten und trunkenen Weisen heimgesuchtes Chaos wären.

Die Erscheinung Jesu Christi steht einzig da; so hätte kein Mensch den Sohn Gottes charakterisirt. Daß ein Fischer von Galiläa das Evangelium schreiben konnte, welches ‚Im Anfang war das Wort' u. s. w. sagt, ist viel wunderbarer, als alle Wunder. Diese Wunder aber wurden von allen Juden und von allen Feinden des Christenthums der ersten Jahrhunderte zugestanden, von Celsus, Porphyr, Julian u. s. w. Und die gleichzeitigen Evangelisten erzählen ja vor den Augen ihrer Zeitgenossen, und keiner widersprach den Thatsachen. Damals widersprach man nicht der Geschichte, aber der Moral wollte man sich nicht fügen. Erst

nach siebenzehn Jahrhunderten fingen Einige an, die Geschichte zu bezweifeln und die Moral — welcher man dadurch die göttliche Sanction und die göttlich verheißene, aber unter der Bedingung des Glaubens verheißene Kraft nahm — ohne Wurzel und ohne Frucht stehen zu lassen. Ohne Wurzel, weil deren Stifter vor Allem auf Glauben drang; ohne Frucht, weil er lehrte, daß wir ohne ihn nichts vermögen.

Liebe Herzens-Luise! Woher kommt es, daß diese Moral göttliches Gepräge hat, wenn sie uns durch — was wären Jesus Christus und Seine Apostel, wenn die Geschichte nicht wahr wäre, gegeben worden? Entweder ist sie nur menschlich, und der vernünftige Denker muß sich beschränken auf unsere unsichere Hoffnung der Ewigkeit, oder sie ist göttlich, weil ihr Stifter von Gott gesandt war. So ist das Evangelium Wahrheit. So ist Jesus Christus Gottes Sohn, das fleischgewordene Wort.

Betrachtet man das Gebäude der Religion in seinem Umfange, von den ersten Kapiteln Mosis an, und sieht dann, wie durch die Geschichte des neuen Testamentes Alles vollendet ward, wie kann man dann glauben, daß diese himmelähnliche Kuppel von träumenden galiläischen Fischern auf das nur durch sie vollendete, nie genug zu bestaunende Gebäude der israelitischen Weisheit gesetzt worden? Wie dürftig sind Confucius und Sokrates, die größten Menschen, gegen einen dieser Fischer? Und wie gesagt, wer waren sie, wer war Jesus Christus selbst, wenn Seine Sittenlehre zwar — nach unserem menschlichen Urtheile — gut, aber der Glaube, auf den von Abraham's Zeit, ja von Noah's und Adam's Zeit an das größte Gewicht gelegt ward, Wahn war? Hat sich Gott der armen Menschheit gar nicht, oder nur durch Träumer angenommen? Aber welcher menschliche Wahn sieht diesem, auf Offenbarung

gegründeten, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfassenden System gleich? Und würde nicht eine Gesellschaft, die ihm nachlebte, ein Himmel auf Erden sein? Und wie wirkt vor unsern Augen jene Philosophie, welche der Moral des Evangeliums in Worten huldigt, und dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe entsagt, jener Liebe, mit welcher wir den Nächsten wie uns selbst und Gott über Alles lieben sollen, jener Liebe, in deren Gebot das Gesetz und die Propheten hangen?

Liebe, beste Luise! Menschen waren, als solche, sich immer gleich. Es war nichts Menschliches, was sich nach und nach mit dem Strome der Jahrhunderte, in immer wachsender Schönheit mit der immer steigenden Offenbarung entwickelte, bis die Zeit erfüllet ward, ‚und Erkenntniß des Heils dem Menschen gegeben ward, die da ist eine Vergebung der Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe; auf daß Er erschiene denen, die da saßen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richtete unsere Füße auf den Weg des Friedens'.

Sage nicht, daß die Geschichte in der Sinnenwelt ihr Wesen habe. Die Botschaft des Friedens, der Verheißung ewiger Wonne, die Werbung unserer Liebe zu dem, der uns geliebt hat, greift ja ein in das innerste Heiligthum unseres Herzens und umfaßt die Ewigkeit.

Ich bilde mir nicht ein, die Zweifel, die Du mit ernstem Sinn seit vielen Jahren hegtest, zerstreuen zu können, aber ich bitte und beschwöre Dich aus allen Kräften herzlichster Liebe, Dich nicht bei Zweifeln zu beruhigen. Gott hat das Recht, Gehorsam des Glaubens zu fordern, da er Jedem, der mit Gebet, mit Tugend und mit ernstem Forschen danach ringt, Wahrheit zu finden verheißt und sie gewiß finden läßt.

Nur laß Dir nicht genügen an einer Sittenlehre, die nur menschlich, wofern sie nicht göttlich, die nicht göttlich ist, wofern deren Lehrer nicht Gott war, da er sich für Gott ausgab, oder ein so unvollkommener Lehrer war, daß nach vierthalbjährigem Unterricht seine Jünger sogleich in beispiellosen Fanatismus und Abgötterei fielen, wiewohl sie die Moral lehrten, vor welcher alle menschliche Weisheit in den Staub sinkt.

Ich denke in den ersten Tagen der künftigen Woche, etwa den 4. oder 5. Juli, meine Reise nach Wernigerode anzutreten und etwa zwanzig Tage dort zu bleiben. Von dort aus werd' ich Euch umständlich schreiben. Ich habe ja doch wohl geschrieben, wie unglaublich schnell der edle Geist Fürstenberg's sich von seiner apoplektisch-lethargisch-artigen Todes-Krankheit erholt? Diesen Augenblick verließ er uns; mit mehr Seele, als die Meisten haben, spielt seine Seele mit Erinnerungen aus dieser Zeit, indeß sein Geist in der Ewigkeit haftet. Gott sei mit uns Allen!

In den Briefen der Gräfin Sophie an ihre Schwägerin Luise vom Januar bis Juni 1808 sind folgende Stellen von besonderem Interesse.

„Ich kann Deiner Meinung nicht sein, meine geliebte Luise, daß das Gift nicht schadet, wenn man es nicht merkt. Mich dünkt, die Bücher, die wir lesen, die Eindrücke, die wir aufnehmen, sind unserer Seele, was die Luft, die wir einathmen, die Speisen, die wir genießen, unserm Körper sind. Und so wie diese schaden, ohne daß wir es wahrnehmen, so thun es jene auch unserm bessern Ich, wenn sie dem Falschen die scheinbare Farbe und das Ansehen der Wahrheit geben. Mir ist es wenigstens so gegangen. Ich habe mit Bewußtsein von meiner Jugend an kein schlechtes Buch gelesen, wenn es mir als solches bekannt war, selbst dann nicht,

wenn man es mir in die Hände gab. Aber ich habe, ohne es zu wissen, viele Bücher gelesen, von denen ich es mir zur Sünde anrechnen würde, sie Jemand in die Hände zu geben oder auch sie wieder zu lesen, weil ich jetzt wohl weiß, wieviel sie mir geschadet haben. Ich bin übrigens weit entfernt, zu glauben, daß nicht Andere mit einem unschuldigeren Sinn und reiferen Urtheil diesen Schaden gar nicht oder in geringerem Maaße erfahren, aber es ist ein Wagestück. Millot macht es übrigens mit der Religion und mit Allem, was sich darauf bezieht, wie ich wohl gesehen habe, daß es mit Menschen geschieht, die man nicht liebt: man lobt sie mit Worten und erzählt zugleich Alles, was widrig gegen sie wirken kann; hebt heraus, ohne zu sagen, wie diese einzelnen Dinge mit dem Ganzen zusammenhängen, und läßt aus Alles, was ehrwürdig und schön darin ist, und denen wohl bekannt ist, die anders gesinnte Personen darüber hören.

Die alte Großmutter der Gräfin Dohna ist vor ganz Kurzem gestorben. Du hast wohl früher von ihr gehört, es war eine alte Gräfin Hoym, eine sehr kluge und sehr gute Frau, Großmutter von Dohna's erster Frau. Es ist eine von den Bekanntschaften meiner Jugend, deren Andenken mir tief und mit Ehrfurcht im Herzen liegt, weil ich durch sie Ehrfurcht und Liebe für das Christenthum empfing, wozu ich außerdem wenig Gelegenheit und Veranlassung hatte. Sie war eine Nachbarin von Königsbrück[1] und ist nach einem thätigen, fast durchgehends mühseligen, sehr christlichen Leben in die Ruhe durch einen sanften Tod eingegangen.

Wie leid thut es mir, daß Du Fenelon's Geist nicht liebst, wie ich! Seinen Schriften, die ich vor 17 Jahren

[1] Im Königreich Sachsen; das väterliche Erbgut der Gräfin Sophie.

in Neapel las, habe ich den Keim meiner Ruhe und meines Friedens zu danken. Es ist mir immer eine Freude mehr, wenn ich mit Menschen, die ich sehr achte, einen Anknüpfungspunkt mehr habe, und ob ich mir gleich dachte, daß Du Fenelon's System eigentlich nicht lieben, seine Ansichten nicht theilen könntest, so war es mir doch eine Art Losreißung, es bestimmt zu wissen. Daß Du sein Herz erfaßt, konnte mir nie zweifelhaft sein.'

'Pauline[1] erholt sich sehr langsam; sie hatte sehr dringende Ursachen, wieder hinein zu gehen. Sie wird wegen ihres tugendhaften Wandels übrigens so sehr geehrt, daß, insoferne dieses eine angenehme Existenz geben kann, die ihrige es sein muß. Die Freundin, welche mir während ihrer Krankheit schrieb, erzählte mir in einem ihrer Briefe, während ihrer Krankheit hätten ganz Unbekannte die aus dem Hause der Montagu Herauskommenden nach ihrem Befinden gefragt, so allgemein sei die Theilnahme gewesen. Wenn man diese schöne Seele kennt und weiß, wie sie lebt, wundert man sich auch nicht darüber. Es ist aber ein Trost, zu sehen, daß selbst im verderbten Paris so viel Gefühl für wahre und prunklose Tugend bleibt.

'Möchtet ihr doch in Ruhe die schöne Existenz, die Euer werth ist, genießen. Mehr als je kann man sie jetzt nur in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von öffentlichen Geschäften und von den meisten menschlichen Verhältnissen finden. Unter den jetzigen Herrschern ist Alles, was ehedem rechtlich, was wahrhaft, was keusch, was lieblich, was edel war, etwa ein Lob war, etwa eine Tugend, alles dieses ist jetzt Ideologie, die man fliehen muß. In Cassel werden die Ranzaus wohl

[1] Marquise von Montagu, eine vertraute Freundin der Stolberg'schen Familie, die in Paris erkrankt war.

nicht viel Trost finden, denn diejenigen, die die Ideologie so sorgfältig fliehen, wissen wohl das Reelle, wie es die klugen Leute nennen, zu schätzen und lassen es nicht fahren. Davon höre ich hier oft genug Beweise erzählen, und wohl dem, der wie wir sie nur vor Dritten erzählen hört und in keinem persönlichen Verhältniß mit den Mächtigen der Erde ist.'

‚Die eigentliche Schule des unchristlichen und unsittlichen Weltgeistes, der in unserer Zeit alle alte Kraft und Ehrenhaftigkeit des Charakters unserer Vorfahren untergraben hat und fortwährend untergräbt,' schrieb Stolberg im Jahre 1808, ‚ist die Bühne, die Lehrmeisterin und Schmeichlerin der Leidenschaften, meines Erachtens eine der Hauptquellen des Verderbens für unsere sogenannt gebildeten Kreise. Auch das anscheinend Unschuldige ist dabei von schlimmen Folgen begleitet. Von Frankreich her, von wo so manches Gift in unser Leben sich ergoß, kam die heillose Unsitte, daß Eltern ihre kaum erwachsenen Söhne, selbst ihre Töchter in ihren eigenen Häusern als Schauspieler oder Schauspielerinnen auftreten lassen und dadurch die Verschämtheit des Jünglings, die holde Schüchternheit des Mädchens verscheuchen und ertödten und das Herz dem Geiste der Welt und seinen Lüsten eröffnen. Sogar in den vom guten Geiste des Christenthums noch durchdrungenen Familien, die ich achten und ehren muß, greift zu meiner tiefsten Betrübniß diese Unsitte allmählich Platz, ohne daß sie auch nur zu ahnen scheinen, welch' schlimme Früchte dadurch gezeitigt werden können.'

Als die zehnjährige Annette Hülshoff (geb. 1798), die spätere berühmte Dichterin, einmal in einem gesellschaftlichen

Schauspiele im Stifte Hohenholte aufgetreten war und ‚so überraschend schön gespielt hatte, daß sie in einigen Tagen das Gespräch von ganz Münster wurde', wandte sich Stolberg an ihre Mutter, eine Schwester seines Freundes Werner von Haxthausen, die übrigens, was er nicht wußte, nur nach langem Sträuben die Erlaubniß zum Auftreten Annettens gegeben hatte. ‚Ich hoffe,' schrieb er ihr, ‚auf Ihre Verzeihung, meine liebe gnädige Frau, wenn ich endlich, nachdem ich einige Wochen lang mit mir selber darüber gekämpft habe, Ihnen meine Besorgniß über etwas mittheile, was mir schwer auf dem Herzen liegt. Ich habe gehört, daß Fräulein Nette in gesellschaftlichen Kreisen Komödie spiele. Für Männer und Frauen ist, meiner innigsten Ueberzeugung nach, diese Uebung wenigstens gefährlich; für Jünglinge noch mehr; für junge Mädchen noch weit mehr, und eben für Fräulein Nette mehr noch als für andere. Ich habe lange und mehr als mir lieb war in der großen Welt gelebt, wo eben diese Uebung eingeführt worden. Ich habe keinen und noch weniger eine gesehen, welche nicht merklichen Schaden dadurch gelitten hätte. Ich setze gern voraus, daß Fräulein Nette in keinem Stücke eine Rolle hat, in welcher von leidenschaftlicher Liebe die Rede wäre; diese Voraussetzung bin ich Ihnen schuldig. Ich setze voraus, daß die Stücke, in welchen sie spielt — wiewohl mir fast keine solche bekannt sind — nichts von der weltlichen Moral enthalten, die der Moral des Evangeliums geradezu entgegengesetzt ist. Kurz ich setze voraus, daß sie nichts enthalten, was sie Ihnen nicht vorlesen dürfte — wiewohl ich es wiederholen muß, daß ich solche Komödien nicht kenne — so ist doch das bloße Vorstellen jedem Menschen, mehr als Männern den Frauen, mehr als diesen den Mädchen und vor allem solchen nicht nur gefährlich, sondern ge-

wiß schädlich, welche gereizte Nerven und einen phantastischen Schwung des Geistes haben. Sie leben fortan in einer idealischen Welt, und nicht etwa in einer Geßner'schen Idyllen-Welt, sondern in einer solchen, deren dereinstige Realisirung sie sich als erwünscht bei Tag und bei Nacht vorstellen und mit Wahrscheinlichkeit erwarten, sich hineinträumen, und bald nur für sie Empfindungen behalten. Daher verlieren sie bald die holde Munterkeit unschuldiger Jugend; das Haus der Eltern wird ihnen traurig, die unschuldigen Freuden werden ihnen alltäglich, für die Natur werden sie kalt. Und haben sie das durch nichts zu ersetzende Glück, auf dem Lande — das heißt im Naturschooße Gottes — erzogen zu werden, so entgeht ihnen dieses, ja es wird ihnen lästig: theils weil sie eher in der Stadt zu finden glauben, was sie sich als das höchste Glück vorstellen; theils weil die holde Naivität edler Einfalt von ihnen gewichen ist, ohne welche man keinen Sinn für die simplen, aber erhabenen, edlen Freuden der Natur hat. Diese holde Naivität ist verbunden mit jener holden Schüchternheit, welche die schönste Zierde des Mädchens und die von Gott in ihre Natur gelegte Hüterin der Tugend ist. Bei jeder Vorstellung wird die Eitelkeit genährt, die Schüchternheit besiegt, bis sie zuletzt entflieht. Und was entflieht nicht mit ihr! Junge Mädchen pflegen, wenn sie erst die Blödigkeit überwunden haben, mit einer Leidenschaft, welche immer zunimmt, Rollen zu spielen. Die Wahrheit des Charakters geht verloren, das Scheinen ersetzt das Sein; bei jeder vorgestellten Empfindung wird die wahre Empfindung aufgeopfert, und nach dem öfteren Erglühen an fremden Gefühlen wird das Herz für wahre Gefühle eiskalt. Nichts nährt mehr die Eitelkeit, nichts entfremdet mehr von der Einfalt, von der wahren Heiterkeit, von jener schönen Freundlichkeit, die aus dem

Herzen kömmt, von der christlichen Demuth, vom Geschmack am wahrhaftig Edlen und Schönen, von der Liebe des Herzens, vom christlichen Sinne in dessen ganzem Umfange, als diese Gleichstellung mit der Welt, deren Charakter erkünstelt, untheilnehmend, kalt, eitel, todt für natürliche Freuden und dem Christenthum zuwider ist. Ich weiß wohl, meine liebe gnädige Frau, daß diese Aeußerungen Vielen übertrieben, ja lächerlich scheinen würden, aber ich bin gleichwohl überzeugt, daß sie auf der Natur der Sache und auf der Erfahrung gegründet sind. Wie gesagt, ich habe einige Wochen mich nicht entschließen können, mich Ihnen hierüber zu eröffnen, aber wahres Interesse an Ihnen und den Ihrigen, und die Idee der Gefahr, welcher Fräulein Nette nach meiner innigsten Ueberzeugung ausgesetzt wird, machten es mir zur Pflicht, Ihnen meine Gedanken darüber mitzutheilen. Ich hoffe, Sie werden mir diese Mittheilung nicht übel deuten, da sie mir so schwer ward, und da sie aus gutem Herzen kömmt.'

In einem Aufsatze: ‚Beherzigungen über die Schauspiele, sowohl über die öffentliche Bühne, als auch insbesondere über die Vorstellungen in den Wohnungen', den Stolberg später für seine Kinder und für befreundete Familien niederschrieb, sagt er unter Anderm:

‚Ich erinnere mich nicht ohne Rührung der Zeit, als ich auf meiner ersten Reise in die Schweiz unter den vielen unabhängigen Freistaaten daselbst nicht einen fand, welcher eine Bühne hatte, und fast keinen, dessen Einwohner die Bühne vermißten. Und wie rein waren dort wenigstens vergleichungsweise die Sitten und wie glühend die Liebe zum Vaterlande und wie erleuchtet der Sinn für Freiheit! Voltaire's Bemühungen, die Genfer zur Errichtung eines Theaters zu vermögen, waren gescheitert. Aber er brachte es dahin, daß eine Viertelstunde von Genf, auf französischem Ge-

biet, Schauspiele gegeben wurden, welche die Weisheit der Regierung des kleinen blühenden Freistaats vereiteln sollten, zum Theil auch sie vereitelten. Es fehlte nicht in Genf an kurzsichtigen Männern, welche vorstellten, daß, da doch das Schauspiel in der Nähe, die Versuchung also unvermeidlich wäre, es nothwendig sein würde, eine Bühne in der Stadt zu haben, und nicht dem fremden Lande für ein Vergnügen, so man dahier genießen könnte, zinsbar zu werden. Aber die Väter des kleinen Volks ließen sich durch niedrige Betrachtungen dieser Art nicht irren, bedauerten, daß sie jenen Anstoß zu heben nicht vermöchten, erklärten aber, daß sie durch beharrliches Eifern wider die dem Gemeinsinn und der Sittlichkeit so verderbliche Bühne die Rechte der Freiheit, der Tugend und der Religion zu behaupten nicht aufhören würden. Das Beispiel, welches sie und eine vielleicht kleine Zahl Gleichgesinnter gaben, die nie das Schauspiel besuchten, auch ihren Frauen und Kindern es zu besuchen nicht gestatteten, war ein desto kräftigeres Gegengift, da sie die Rechtschaffensten und meist Erleuchteten des Staates waren. Im Jahr 1791 fand ich ein französisches Theater in Genf und im Jahr 1792 hörte Genf auf ein Staat zu sein. Ich sage nicht, daß die Bühne den Staat gestürzt habe — solche Dinge stürzen nicht, sondern sie untergraben — aber es war eine Sündflut, welche als Schaum die Schauspiele auswarf, ehe sie mit höher angeschwellten Wogen den Staat hinwegschwemmte.'

‚Die Weisen Griechenlands und Roms erklärten sich wider die Schauspiele. Die Kirche Jesu Christi that es von jeher, und daß die Bühne den Geist des Evangeliums geradezu anfeinde, muß jedem Unbefangenen einleuchten. Gleichwohl finden wir im ganzen Europa Bühnen allenthalben, auf welchen Tugend und Religion mehr oder weniger offen-

bar angegriffen oder untergraben werden. Sollen darum die Freunde der Religion und der Tugend schweigen? Oder schweigen etwa die Feinde derselben darum, weil es ihnen unsern Tempel zu stürzen noch nicht gelang?'

‚Man sage nicht, daß die meisten dramatischen Dichtungen wenig schaden, weil sie frostig oder unnatürlich, genug, weil sie schlecht sind. Denn des Schlechten ist in Werken des Geistes immer viel und des Guten wenig. Und das Schlechte sollte man, auch der Erhaltung oder vielmehr der Beförderung des guten Geschmackes wegen, an dem mehr gelegen ist, als der Weltling ahnden kann und als von vielen Gutgesinnten erkannt wird — denn in ihm vereinigen sich Urtheil und Gefühl — mit Sorgfalt meiden. Aber Wenige werden diese Schwäche des Schauspiels gewahr; wer uns nach unserm Sinne spricht, den halten wir für beredt; taumeln wir, so mögen wir es lieber dem Musenbecher des Dichters, als den gährenden Hefen unseres Herzens zuschreiben, und lassen wir zu Lüsten uns verführen, so halten wir den Verführer gerne für hinreißend, wenn wir ihm auch entgegen liefen. Eben die Mittelmäßigkeit der meisten Schauspiele — im Gebiete der Poesie aber ist alles Mittelmäßige schlecht — beweiset, wie gefährlich die Sittenlehre der Bühne sei, da sie selbst so vorgetragen, wie sie meistens vorgetragen wird, oftmals einen Enthusiasmus erregte, der dasselbe Schauspiel, zum Beispiel den Figaro — ich könnte viele Deutsche gleichen Gelichters nennen — unzählige Male forderte und bewunderte, obgleich die verläumderischen Anspielungen auf die edle Tochter unserer großen Maria Theresia, sowie auch die Zweideutigkeiten, welche der Posse in Paris einen Schwung gegeben hatten, in der deutschen Vorstellung verloren gingen. Der eigentliche Zauber der Bühne besteht darin, daß sie unserer Trägheit, unsern Lüsten, unserm Stolze

schmeichelt. Je minder reichhaltig der Mensch ist, desto mehr drückt ihn sein eigenes Dasein. Seine feuchte Sanduhr stockt, wofern sie nicht erwärmt oder geschüttelt wird. Selbst zum Lesen schaler Romane sind viele Menschen zu nichtig. Was von ihnen soll vernommen werden, muß zugleich ihr Aug' und Ohr ansprechen. Daher lieben sie ohne Wahl jede gesellschaftliche Zusammenkunft und entladen sich auch gerne am Abend eines Theils ihrer Zeit, das heißt ihres ihnen selbst lästigen obschon werthen Daseins, in der bunten Zusammenkunft des Schauspiels, wo sie mit ungefähr gleicher Theilnahme Zuschauer der Vorstellung und Angaffer der Zuschauer sind. Bei diesen vierstündigen Sitzungen werden zwar in solchen Menschen wenige Triebe erregt, aber sie gedeihen dabei zu einer fast unheilbaren Nichtigkeit. Ein nicht kleiner Theil der Zuschauer, vorzüglich der ausgeschlissenen ältlichen Weltlinge von beiden Geschlechtern, gehört zu dieser Ordnung.'

‚Es ist nicht etwa nur zufällig, daß das Schauspiel die Leidenschaften entflamme, wesentlich ist ihm diese Wirkung, ist eingestandene Absicht der Dichter und der Schauspieler. Der Zuschauer soll ergötzt, soll hingerissen werden. Darum schmeichelt es den Lüsten, die es entschuldigt und liebenswürdig zu machen strebt, ein Streben, in welchem ihm der Zuschauer nur zu willfährig hilft. Die Lüste macht es zu Leidenschaften und diese zu Tugenden. Zwar zeigt es uns falsche Tugenden und eben diese Täuschung ist die gefährlichste, weil zugleich mit der Sinnlichkeit, deren wir uns schämen sollten, dem Stolze des Herzens geschmeichelt wird. Diese zweifache Wirkung gibt aber dem Schauspiel eine ungeheure Kraft. Denn sie ergreift den ganzen Menschen.'

‚Beziehung auf Gott in unsern Gedanken, Empfindungen, Worten und Thaten ist das Wesen der Religion Jesu Christi,

ist das wahre Leben des Geistes. Ohne sie keine wahre Tugend. Tugenden ohne Gott sind unächt, sind nach dem so richtigen als kräftigen Ausdruck unserer sinnvollen edlen Sprache gottlos. Sie sind die gefährlichsten aller Götzen. Was Wunder, wenn sie in der Bühne ihren Tempel finden, wo dem Truge, der Unzucht und mörderischen Rachgier so oft zugleich geopfert wird! Daß diese Beziehung auf Gott uns immer mit deren gefühltem Bewußtsein vor dem Geiste schweben könne, wird nicht gemeint. Ist aber im Grunde des Herzens unser Wille auf Gott gerichtet, so sind wir dem Wanderer ähnlich, der seinem Ziele immer nachgeht, ohne bei jedem Schritte daran zu denken. Der Gedanke daran liegt ihm aber doch so nah', daß er nicht aus dem Wege tritt und bei Scheidewegen den richtigen einschlägt. Der Wandel des Christen vor Gott wird weder durch Geschäfte noch durch unschuldige Ergötzungen unterbrochen; vielmehr werden diese und jene durch die Richtung seines Herzens geheiligt. Und so oft er diese Beziehung inne wird, kräftigt sie bei der Arbeit seine Kraft und erhöhet die Ergötzung. Sollte wohl der Gedanke an den Allsehenden uns im Schauspiele willkommen sein? es sein dürfen? Die Erwähnung des Heiligen, welche in manchen unserer Theatervorstellungen stattfindet, ist nicht allein dem Spötter lächerlich, sondern auch dem Bessergesinnten anstößig, wenn sie auch ehrenvoll gemeint ist, weil Alle empfinden, daß sie nicht auf die Bühne gehöre, nicht von Schauspielern müsse ausgesprochen werden. Man nimmt Anstoß an solcher Mischung des Unheiligen mit dem Heiligen. Gehören aber Christen dahin, wo weder nach ihrem eigenen Gefühle noch nach dem Urtheile der Welt die Religion erscheinen darf? da nicht erscheinen darf, wo gleichwohl von Empfindungen und von Tugenden geschwatzt wird? Was sind das für Empfindungen? Was

sind das für Tugenden, deren Vorstellung die Erwähnung der Religion ausschließt? Haben wir Neueren gleich einige Schauspiele, welche mit hohem poetischen Werthe das Verdienst tadelloser Reinheit verbinden, so ist deren Zahl doch klein und wir müssen erröthend bekennen, daß die tragische Muse der Griechen frommer war als die unsrige.'

‚Allenthalben ist die Bühne das Gemälde der Leidenschaften, ein Gemälde, dessen Urbild in allen Herzen ist. Wollte der Maler ihnen nicht schmeicheln, bald würden die Zuschauer es nicht aushalten, sich in einem Lichte dargestellt zu sehen, in welchem sie sich selbst verächtlich erscheinen müßten. Nur solche Leidenschaften wird der Dichter hassenswürdig vorstellen, welche schon allgemein gehaßt werden, um eben dadurch andere zu erhöhen, denen zu schmeicheln wir nur ohnehin schon so geneigt sind.'

‚Erweckt aber nicht oft die Bühne die schöne Empfindung des Mitleids mit erdichteten Leiden? An solchen nimmt man lieber Theil, als an den wirklichen Leiden der Nebenmenschen. Diese hätten gerechte Ansprüche an uns zu machen, auf unsere Hülfe, auf Linderung, auf Rath, auf Trost. Die Leiden der Bühne fordern nichts von uns, sie ergötzen uns und dann finden wir uns geschmeichelt durch die Thräne, die sie uns entlocken, und glauben so der Tugend unsere Schuld bezahlt zu haben. Die vermeinten Lehren der Tugend, welche die Tragödie gibt, bleiben auch dann ohne Wirkung, wenn sie die Folgen der Leidenschaften als schrecklich vorgestellt.'

‚Die Huldigungen, welche dem zarten Geschlechte und der Tugend gebracht werden, indem man der Leidenschaft schmeichelt, vergiften die Weiber und geben den Jünglingen jenen Dünkel, welcher sie die Weisheit und die Würde der Jahre verachten lehrt. Die Sitten unserer Zeit untergruben

die Autorität der Eltern zuerst, dann alle Autorität. Die lebhafte Vorstellung der Liebe verführt allezeit und entnervt das Herz. Die Liebenden werden immer als sehr edle Charaktere vorgestellt und sind immer die Hauptpersonen. Welchen Reiz gewinnt nicht die Leidenschaft solcher Herzen! Bald scheinen nur sie uns liebenswürdig! Dann scheinen sie uns allzeit liebenswürdig, die Leidenschaft reiße sie auch noch so weit dahin! Und was nennen wir zuletzt Liebe, wenn das Lustspiel den Unterricht vollendet, den die Tragödie begann?'

‚Die Komödie, von welcher Aristoteles schon sagt, daß sie den Menschen schlechter vorstelle, als er ist, die aber gleichwohl große Ansprüche an unsere Theilnahme macht, empfiehlt uns die Leidenschaft und fast nur die Leidenschaft, wenigstens nur diese mit Erfolg. Sie lehrt uns jene niedrige Theilnahme an der Freude jedes Gelingens eines schlauen Truges, der die Liebhaber begünstigt; sie lehrt uns das sittliche Gefühl erst entbehren, dann belachen; sie lehrt uns zugleich nichts mehr zu meiden, als den Schein des Lächerlichen, und was stellt sie nicht als lächerlich vor!'

‚Die Pflege des Guten und des Schönen muß der Bescheidenheit anvertraut werden. Was Ramler in seiner schönsten Ode vom jungen Dichter sagt:

. . . ihm wird die jüngste der Charitinnen;
Die wohlbewachte Scham, sich zur Führerin entbieten . . .

das gilt von jedem jungen Verdienste, und auch das reife Verdienst verliert, ohne diese Gefährtin, seinen Werth. Die zarte Bescheidenheit und holde Verschämtheit, dieses rege Gefühl des Schönen und des Guten, welches sowohl die Reinheit des Herzens bewacht, als auch jeden Anlaß der mindesten Kränkung Anderer fürchtet, ist vor allem die eigentliche Tugend der Jugend und des zarten Geschlechtes, sonach vor allem die Tugend der jungen Mädchen.'

‚Daß in unserm Jahrhunderte, dem der Beinamen des egoistischen gegeben ward — ich glaube der verschämte Genius unserer so reichen Sprache wollte kein Wort für diese Eigenschaft zulassen — daß, sage ich, in unserm Jahrhundert die Bescheidenheit sehr abgenommen, wird keinem unbefangenen Beobachter der Menschen entgehen können. Eine anspruchsvolle Weltweisheit, welche nicht Eine Saite des Herzens rührt, machte sich anheischig, die Jünglinge durch eine Reihe bald erlernter Sätze vollkommen zu machen, und die Jünglinge hielten sich, wie natürlich, sehr bald dafür, sahen auf ihre Väter, auf das ganze ältere Geschlecht verächtlich herab. Da aber die luftigen Lehrgebäude, eines nach dem andern, weil eins durch das andere, sehr schnell einstürzten, so sahen bald die jüngeren Brüder auf die älteren Brüder mit gleicher Verachtung herab. So ungleich diese Lehrgebäude sind, haben sie doch eine Eigenschaft mit einander gemein, den Dünkel einer falschen Weisheit, welche weder von Gott ausgeht, noch auf Ihn sich bezieht, also nichtig ist. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist. Daher erstickt diese Afterweisheit die Tugend in ihrem Keim und stellt eitle Scheintugenden auf, welche ohne Haltung sind und ohne Bestand, weil ohne Wahrheit und Liebe. Dieser Geist ergriff — nicht mit falschen Begriffen, sondern ohne Begriffe — mit seinem Schwindel auch das zarte weibliche Geschlecht, da die Väter schon von ihm sich hatten hinreißen lassen. Dürftiger und kalter oder von dem Hauche des väterlichen Hauses bald verwehter Religionsunterricht läßt die jungen Mädchen empfänglich für den Einfluß des Zeitgeistes, und weil dieser alle Erfahrung verachten lehrt, so sinkt auch desto mehr die Achtung für die Eltern, da in der Welt die Jugend, weil sie glänzender ist als die andern Stufen des Lebens, anizt die

erste Rolle spielt und da auch in der That die Achtung für die Mütter ihre Grundlage verlieren muß, wenn die Mütter ihre Würde verscherzen und mit den jüngeren Frauen und Jungfrauen, ja selbst mit ihren Töchtern auf der Bühne im Hause um leere Vorzüge wetteifern, um Vorzüge, welche diesen von Tage zu Tage mehr eigen werden, jenen aber von Tage zu Tage mehr entschwinden.'

‚Nichts ist freudeloser als die Eitelkeit, weil sie die süßen Freuden, welche die Einfalt allein ausspendet, nicht zu nehmen weiß, und weil die wahre Freude eine Sache der Empfindung ist, die unter dem kalten Hauche der Eitelkeit erstirbt. Daher greift diese nach Zerstreuungen, und natürlich nach solchen, die ihr schmeicheln. Nichts aber schmeichelt der Eitelkeit der jungen Mädchen mehr, als eine Bühne, auf welcher sie selbst nicht Zuschauer sein, sondern gesehen werden sollen, und wo sowohl der wechselnde phantastische Anzug, als die Vorstellung von Bewunderung und von Eroberungen das ganze Herz mit einem Strome von herrlichen Erwartungen überschwemmt. Nun ist für den Tod der Zeit, dieser Todfeindin, gesorgt. Wie beschäftigend sind schon die Vorbereitungen, wie wichtig die Berathschlagungen, wie mannigfaltig die Pläne! Schon ehe sie die Bühne betreten, sind alle Leidenschaften in Gährung.'

‚Die Bildung des zarten Alters wird vorzugsweise der zarteren Hälfte des Menschengeschlechtes anvertraut, der zarten, treuen, immer regen mütterlichen Empfindung, und einer in frommen Müttern, nicht ohne göttlichen Beistand, daher zum Erstaunen sich entwickelnden Weisheit.'

‚Solche Mütter haben wir noch izt, weniger zwar als es deren bedürfte, doch mehr als Weltlinge wissen, denen das Glück und die Würde der Menschheit unbekannt bleiben in jenen glänzenden Zusammenkünften, wo die Langeweile

den Kreisel der Zeit umhertreibt: Weltlinge, die es nicht ahnen können, welche süße Freuden im Schooße häuslicher Ruhe gedeihen, unter dem Blick sorgsamer Liebe und unter sichtbar waltendem Segen des großen Vaters, der die Pflege der Menschheit, die er liebt, den Menschen anempfahl und mit solchen Freuden schon hienieden sie belohnt.'

‚Vielfältig leben die, welche auch im Leben ihrer Kinder leben! Und nicht unwillkommen schleicht sanft das Alter da heran, wo das entschwindende Leben der Eltern gleichsam in die Jugend der Kinder überzugehen scheint, wo dunkelnde Erinnerungen durch fröhliche Hoffnungen ersetzt werden, wo neben ergrauender Abendröthe der Eltern mit jedem Kinde eine Morgenröthe sich erhebt, bis diesen der hellere Tag scheint und jene, von derselben Hand, welcher sie mit Vertrauen ihre Pfleglinge übergaben, sich mit gleichem Vertrauen hinüberführen lassen in das Land der Wahrheit und der Liebe, welches denen nicht ein Gestade in unbekannten Meeren blieb, die schon hienieden nicht zu scheinen strebten, sondern zu sein.'

‚Von meinen Kindern,' schreibt Stolberg am 21. Juni 1808 an seine Schwägerin Luise, ‚möchte ich Dir gerne, wie Du verlangst, erzählen, aber was läßt sich da viel sagen? Mariagnes ist sehr wohl, glücklich und wird von Allen geliebt. Die beiden jüngern sind so, wie Du sie sahst, gehen ihren guten Gang still fort. Die sieben Buben sind, jeder in seiner Art, voll Lebens und Muthwillens, aber gute Kinder. Mariatherese[1] ist allerliebst; Amalia[2], freundlich und sanft, ist in der ersten Freude darüber, daß sie allein

[1] Geb. am 2. December 1805.
[2] Geb. am 12. April 1807.

gehen kann, worüber sie laut krähend jubelt. Der große grüne Hof von Lütjenbeck ist für die Kleinen unschätzbar. Bernhard[1] begleitet uns zuweilen auf Spaziergängen mit allen größeren. Joseph[2] hat mehr Leben als Bernhard, ist freundlich und keck, obschon schwächer wie alle Andern am Leibe. Jeder und jede ist ganz er oder sie selbst; obschon Fremde große Familienähnlichkeit finden, sehen wir doch große Verschiedenheit. Cai[3] entwickelt sich zu seinem Vortheil und hat viel Theilnahme des Herzens. Christian[4] hat viel in sich und es äußert sich rechts und links. Möge der gute Genius, wie ich hoffen darf, da er Kraft und oft guten Willen hat, obsiegen, so kann viel aus dem Knaben werden. Leopold[5] ist sehr verständig und gutartig; Alfred[6] ein Schelm, in dem Vieles noch unentwickelt liegt; beide manchmal sehr auffahrend. Franz[7] ist ein sehr guter Knabe; freudig, stark, keck und zartempfindend. Franz Martin[8] fehlerloser als alle meine Knaben, aber auch schwächer an Charakter.'

Andreas, der jüngste Sohn erster Ehe, hatte damals das väterliche Haus bereits verlassen. ‚Schon lange und wiederholt,' schrieb Stolberg's Bruder am 27. März, ‚lege ich mir die Frage vor, welchen Pfad auf der Lebensbahn wird unser Andreas wählen und auf ihm mit Zuversicht und Freudigkeit wandern? Die kleine Sichel, wie Young

---

[1] Geb. am 30. April 1803.
[2] Geb. am 12. August 1804.
[3] Geb. am 27. Juli 1797.
[4] Geb. am 26. Februar 1796.
[5] Geb. am 24. Februar 1799.
[6] Geb. am 13. August 1800.
[7] Geb. am 8. Januar 1802.
[8] La Porte, ein Pflegekind der Familie.

irgendwo sagt, wetteifert auch hier mit der großen Sense, sowie diese die Zerstörerin des Lebens, der Freiheit, der Ruhe und alles Genusses, ich möchte wohl sagen in ganz Europa ist, so mähet jene Alles, was nur individuelle Blüthe und Frucht genannt werden kann, hinweg. Beide veröden und zerstören Alles. Jeder Weg, der sonst offen stand, ist nun gesperrt, jede Aussicht ist benommen und sehr schwer ist's zu sagen, welchem Stande, welchem Berufe und welcher Bestrebung ein seine Bahn beginnender junger Mann sich widmen soll und kann.'

Andreas widmete sich dem Forstfache und der Vater übergab ihn der Obhut des Freiherrn Anton von Hardenberg, der sich dazu dem Grafen aus freien Stücken erboten hatte. „In einer der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens,' dankte Stolberg am 8. August 1807 dem Freunde, ‚in einer Angelegenheit, welche mir seit Jahren viele — und des Zeitlaufs wegen — und des Zeitgeistes wegen — so zunehmende ernste Sorge gemacht hat, kommen Sie, edler Freund, mit so erleuchteter als thätiger und herzlicher Liebe und Güte mir entgegen, und bieten dem Jünglinge, den Natur und Pflicht mir so nahe an die Seele legen, die Hand in einem Augenblicke, der für sein ewiges Wohl entscheiden kann. Verschiedene Umstände machen es mir fast unmöglich, ihn zu Ihnen zu begleiten. Dazu kommt bei mir die Ueberzeugung, daß der Vater den Sohn, welcher „il nido paterno" nun verlassen soll, nicht begleiten müsse. Im Taumel des ersten Ausfluges schweigt oder regt sich doch nur leise das Gefühl dessen, was der Jüngling verläßt. Stille Sehnsucht nach Freuden der Kindheit, nach dem Umgang mit Eltern und Geschwistern regen sich erst, wenn der Ausflug geschehen ist. Vorher ist Bedürfniß der Freiheit das vorherrschende Gefühl und der als Mentor den

Sohn begleitende Vater ist ihm nur ein Mentor. Auch kann es für seine Anhänglichkeit an Sie, an welche mir so viel gelegen ist, nützlich und wichtig sein, daß er ganz allein, ohne väterliche Stütze sich in Ihre Arme werfe. Ich darf mit gutem Gewissen von ihm sagen, daß sein Herz gut, seine Sitten, wie ich nicht anders weiß noch vermuthe, rein seien, daß er mit guten Entschlüssen seine Laufbahn antreten werde. Mit vollem, herzlichen Vertrauen lege ich ihn Ihnen an's Herz, theurer Freund! Mit desto innigerm Vertrauen, da ich nicht zweifeln kann, daß Gott selbst Ihnen den Leitfaden seiner, in der Fremde gefahrvollen Laufbahn hat in die Hand legen wollen.'

Auch seinem Freunde Werner von Haxthausen legte Stolberg die Sorge um den Sohn an's Herz. ‚Ich bitte Dich, liebster Werner, unserem Andreas Arbeitsamkeit und Gebet zu empfehlen. Das ora et labora ist ein goldenes Sprüchlein, besonders für die Jugend, welcher es ohne Arbeitsamkeit bald an Wachsamkeit fehlt, und die durch Zerstreuung und Müßiggang, der nach gleich wahrem Sprüchworte des Teufels Ruhebank ist, in's Verderben stürzt.'

‚Es ist mein tägliches inbrünstiges Gebet und ich setze mich nicht eher zur Arbeit hin, als bis ich dieses Gebet verrichtet, daß meine Kinder mir die ernste Verantwortung meiner Sterbestunde erleichtern, daß sie in all' ihrem Sinnen und Thun nur die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seelen vor Augen haben, daß sie Jesum Christum und seine Kirche über Alles lieb haben und den Nächsten in Demuth vor Gott so viel Gutes erweisen, als in ihren Kräften steht.'

‚Die Pflicht des Gebetes für die Kinder tritt mir besonders lebhaft vor die Seele an den jährlich wiederkehrenden Gedenktagen, an den lieblichen einfachen Familienfesten, die wir gemeinsam feiern und auf die ich mich stets schon im Voraus

freue — wie groß auch bei uns die Zahl dieser jährlichen Gedenktage ist.'

‚Es ist so sehr angenehm,' schrieb er im Juli 1808 aus Wernigerode, wo er bei seiner Tochter Mariagnes auf Besuch war, an seinen elfjährigen Sohn Cajus, zu dessen Geburtstag, ‚im lieben häuslichen Kreise sich gemeinschaftlich des Lebens eines aus diesem Kreise an seinem Geburtstag zu erfreuen. Diese Freude, welche mir so oft schon geworden, bleibt mir immer neu, ja mich dünket, daß sie von Jahr zu Jahr noch zunehme. Sah ich Dich nun gleich an diesem Geburtstag nicht, mein liebster Cai, so ist das Sehen ja doch nicht die Hauptsache. Auch hier kann ich mich Deines Lebens, Deiner Liebe erfreuen und Deine zwei ältesten Schwestern mit mir und Ferdinand. Auch hier kann ich mich mit der lieben Mama, mit Herrn Kellermann, mit Deinen Geschwistern, mit vielen Freunden im Geist zum Gebete für Dich vereinigen. Mögen alle Gebete, welche sich für Dich zum lieben himmlischen Vater erheben, erfüllt werden. Er will, daß diese Erfüllung zum Theil von Dir selbst abhänge. Denn so wie er will, daß der Mensch pflüge und säe, das Gedeihen aber durch Thau und Sonnenschein von ihm kommen muß, so will er auch, daß wir, um tugendhaft und fromm zu werden, an uns selbst arbeiten und arbeiten im Schweiße unseres Angesichtes und die Dornen und Disteln ausrotten, den trägen Boden aufwühlen, die wilden Thiere böser Neigungen in uns zähmen und eben diejenigen, welche unser Feld, wenn wir ihnen Freiheit ließen, verwüsten würden, in's Joch spannen, auf daß sie das Feld bauen mögen. Dazu gebe Gott Dir Seine Gnade.'

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 6. Sept. 1808.

Am 28. begegneten sich unsere Erinnerungen und Empfindungen, welche geistige Blumen auf die Gräber unserer Freunde streuten, so wie ich auch wirklich mit meinen Töchtern — Sophie war nicht ganz wohl, sondern hatte Kopfweh — Blumen des Gartens auf das Grab der schlummernden Freundin in Angelmodde streute.

Eine plötzliche Todeserinnerung ward uns seitdem. Der Abbé Pierrard [1], welcher diesen Sommer in der Stadt geblieben war und uns oft besuchte, aß noch am letzten August bei uns und arbeitete den Nachmittag an seinem Blumengärtchen hier, an dem er so viele Freude hatte, aus dem er auch so gern den Kleinen in der Jahreszeit Erdbeeren brachte. Noch am 3. September hat er in der Stadt die Messe gelesen und dann Beichten abgehört, dann gefrühstückt. Um halb 12 Mittags klagte er über Kopfweh. Die Leute des Hauses, die ihn sehr liebten, brachten ihm Thee, er war aber schon todt, hatte sich auf's Bett gelegt. Ich werde nun gleich in die Stadt eilen und mit meinen kleinen Söhnen ihn zur Ruhestätte begleiten. In dürrer Schale trug er einen edlen Kern, hatte viel Empfindung und war von Herzen fromm. Mit Ruhe kann man, ja mit theilnehmender Freude ihm nachsehen. Aber welches Beispiel eines so plötzlichen Todes ohne alle Warnung!

Am Neujahrstage besuchte ich mit ihm einen ehrwürdigen 86jährigen französischen Bischof, der noch voll Kraft und Freudigkeit war und mir erzählte, er würde, wofern Gott ihn so lange leben ließe, am 3. September sein

[1] Der lange Jahre als Erzieher der Kinder in der Familie gelebt hatte.

50jähriges Jubiläum feiern. Ich bat ihn um Erlaubniß, es mit ihm feiern zu dürfen, worauf er sehr froh und freundlich mich und den Abbé Pierrard einlud. Einige Wochen nachher starb er. Und gerade am 3. September starb der gute Pierrard.

Lütjenbeck, 15. Oct. 1808.

Von früh an haben ich und Sophie, die Kinder und der feinere Theil unserer Hausgenossen mit Liebe Deiner gedacht und an guter Stätte. Es thut mir leid, daß des Posttags wegen unsere Begrüßungen so spät abgehen werden. Aber auch ohne den Ausdruck meiner Empfindung zu hören, erklingt sie Dir im Herzen. Möge die Fülle des Segens Gottes Dich überströmen! Dich und Deine Luise, unsere Luise! Je näher wir dem Pförtchen kommen, welches sich uns nur Einmal und auf ewig öffnet, desto gesichteter werden unsere Wünsche für uns und für die, welche wir wie uns selber lieben. Mögen unsere gegenseitigen Wünsche oder vielmehr unser gegenseitiger Wunsch für einander (denn wie sollte das Eine Nothwendige die anderen lautbar werden lassen?) erfüllt werden!

Wie sie dahineilen, die Jahre! Wie jedes mit längeren Schwungfedern schneller zu eilen scheint, als das vorige! Es ist, als wenn das Leben an allen unseren Theilen jährlich alterte, nur an den Fittigen jährlich mehr erstarkte.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 5. Dec. 1808.

Du bedarfst nicht der Versicherung, bestes Kätchen, daß und mit welchen Empfindungen ich diesen Tag feiere. So wie ehemals am Neujahrstage Alt und Jung, in Kutschen und zu Fuß, durcheinander lief in großen Städten, zugleich

aber das ernste Geläute der Glocken die besonnenen Menschen daran erinnerte, daß wieder ein Jahr den Weg gegangen sei, den keines wiederkehrt; so bringt auch ein Geburtstag, der uns wichtig und theuer ist, Alles in uns in Bewegung; die Erinnerungen der vergangenen Jahre, die Gefühle der Gegenwart, die Wünsche für die Zukunft begegnen sich, und der Gedanke der großen Ewigkeit, welcher wir immer näher kommen, ergreift uns mit einem feierlichen hehren Schall, der das innere Ohr erfüllt und jene Erscheinungen der Zeit in mattem Schimmer dahinschwinden läßt. Die meisten von denen, welche mit uns diese Tage der Freude feierten, wallten hinüber, und wir, noch umfangen von den Täuschungen der Sinnenwelt, athmen freier auf, wenn wir mit dem innern Auge ihnen nachsehen. Dann wenden wir dieses innere Auge auch auf uns und auf die Geliebten, welche noch mit uns wie Blasen auf dem Strome dieser Zeit so schnell dahingleiten, denen aber wie uns sich das große Meer der Ewigkeit öffnet, dieser Ewigkeit, deren Vorstellung allein dem Zeitlichen Bestand und Werth gibt, weil in der Austerschale dieser Existenz sich die kostbare, dauernde Perle bilden soll. Mögen wir und Alle, die wir lieben, gereihet werden dereinst in eine Schnur!

An seinen Bruder Christian.

Münster, 16. Dec. 1808.

Ich lade Dich ein im schönen Winterwetter dieser Tage, an Deinem reinen ländlichen Horizont den Jupiter und die Venus zu begrüßen. Ich höre, daß sie in etwa Monatsfrist sich begegnen werden. Doch hast Du sie gewiß früher und öfter schon diesen Winter gesehen als ich; wollest mich im Geiste mit Dir nehmen, wenn Du sie zu betrachten in's Freie gehest. Der Professor des Gymnasiums, dessen Un-

terricht Christian hört, ein junger Mann von vielfältigen und edeln Interessen, meint schon dreimal bemerkt zu haben, daß außerordentliche Nähe der Planeten, welche dieses Jahr von Seiten Jupiter's stattfindet, auf heitere Luft und schöne Jahre wohlthätig wirke. Es möchte doch wohl in der That der Einfluß der Planeten, deren Beobachtung vielleicht nur durch Verlachung der astrologischen Träume verdächtig geworden, nicht so unwichtig sein als man izt glaubt, da der Mond offenbar auf Wachsthum, wie auf Fluth und Ebbe wirkt. Jener Professor meint, die Zeit der Begegnung beider Planeten möchte wohl sich durch Stürme auszeichnen. Laß uns Acht geben. Keppler glaubte sehr an merklichen Einfluß der Himmelskörper auf unsere Erde. Und wer weiß, ob nicht ursprünglich unter astrologischen Mährchen ernste Wahrheit gemeint ward; ich meine meteorologische Wahrheiten, welche in Rücksicht der Schifffahrt, des Ackerbaus u. s. w. praktisch und für Jeden, der das große Ganze mit freudigem Staunen betrachtet, interessant sind. Aber so geht's immer mit menschlichen Dingen; die Wahrheit entartet, und dann schüttet man, nach Entdeckung des Irrthums, wie Clauswiz[1] sagte, das Kind mit dem Bade aus.

Münster, 10. Jan. 1809.

So wie unsere Liebe, so begegnen sich unsere Wünsche und fließen zusammen. Mögen diejenigen, welche wahrhaftig gut sind, sich in den Ocean der Erbarmung Gottes ergießen! Der gegenseitige Wunsch, daß uns dieses Jahr zusammenführen möge, ist wenigstens in uns gut, und wofern er es auch im Auge Gottes ist, so wird er erhört werden.

---

[1] Der erste Hofmeister der Stolberg'schen Brüder.

Dein sehr schönes Sterbelied[1] hat mich und die Meinigen sehr gerührt. Möge sein schöner Glockenklang noch schlummernde Seelen künftiger Lieder bei Dir erwecken! Ich kann Dir nicht sagen, welche große Entbehrung es für mich ist, nichts Neues von Dir, was den Urenkeln soll gesagt und gesungen sein, zu hören. Laß die geweihte Stunde des Singens nicht unbemerkt dahin fliegen. Die des Sagens kannst Du rufen.

Dieses Jahr wird ein ernstes Jahr sein. Schon lange strömt der Strom der Zeit in Katarakten, und was haben sie schon mit sich dahin gerissen! Aber der Abhang wird immer jäher.

Ich habe Schlegel's Büchlein[2] gelesen und an dessen Reichhaltigkeit, Gelehrsamkeit von großem Umfang, die aber dennoch, wie sich's geziemt, nur als Schaffnerin der edeln Weisheit Gaben darreicht, wahre Freude gehabt. Der arme Voß! Dieses Büchlein wird ihn nicht sühnen, vielmehr durch dessen Würdigung der jüngeren griechischen Weisheit als einer solchen, die sich schon merklich mehr von der Quelle entfernt, seine Eigenliebe sich sehr gekränkt fühlen. In der That habe ich Mühe, mit Schlegel zu glauben, daß die indische Literatur die griechische werde aufwiegen können; an Homere, Sophoklesse, Pindare u. s. w. glaubt man nicht eher als bis man sie sieht.

Münster, 14. März 1809.

Von Müller's Schweizergeschichte halte ich, wie Du, sehr viel, obschon ich nur Einzelnes und Weniges darin

---

[1] Dessen Anfang:

Lieg' ich einst an jener Schwelle,
Die der Zukunft Schleier hebt ꝛc. ꝛc.

Gesammelte Werke 2, 240—241.

[2] Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

gelesen habe. Gewiß ist er einer der wenigen Neuern, welche Geschichte zu schreiben wußten. Er und sein Buch möchten viel von Sallust und dessen Buch haben. Müller mag geworden sein, was er geworden sein mag; in ihm liegt glühendes Gefühl.

Jeder Mensch hat seine Geschichte zu thun, und daß diese gut ausfalle, hängt nicht vom Talente ab, welches sich Keiner gibt, sondern vom Willen, den Wenige mit Lauterkeit des Sinnes und unbedingt haben wollen.

Am 9. Juni 1809.

Die Zeitungscanonisation des armen Johannes Müller hat mich wie Luise befremdet. Es thut wehe, daß ein Mann, der das Schöne so kannte, für's Heilige Sinn hatte, so tief fallen konnte, daß unsere Zeitungen ihn loben.

Ueber das Du zwischen Eltern und Kindern denke ich wie Luise, weil das Ihr eine halbe, das Sie eine ganze Barbarei ist. Wahr aber ist — und ich sage es, ohne für mich es zu empfinden, weil meine Kinder mir Gottlob nicht Anlaß dazu geben — wahr ist, daß alle Respectsverhältnisse lange entkräftet wurden, und daß das vierte Gebot die Grundveste aller Politik ist. Wenn ich zwischen Mutter und Tochter in gleichem Tone das ma chère hin- und hertönen hörte, so dachte ich schon vor zwanzig Jahren: Es ist aus mit Sitte und Religion. Aber ich hoffe, die große Lehre der Erfahrung und Gottes Kraft werden izt herstellen. Ich erinnere mich, rühmen gehört zu haben von Mutter und Tochter: sie sind wie Schwestern mit einander! Also nicht im wahren Verhältniß. Und wer an diesen Verhältnissen rührt, der erschüttert die Menschheit in der Wurzel.

Darfeld, 20. Juni 1809.

Wir sind [1] mit sehr guten Pferden von Lütjenbeck hierher fünf Stunden unterwegs gewesen. Die Knaben sind gute Fußgänger und gute Reiter, wissen auch zu schwimmen. Für das Lesen haben sie viel Sinn, obschon das eigentliche Lernen ihnen noch nicht angenehm ist. Doch auch mit Unterschied der Sachen. An den öffentlichen Ereignissen nehmen sie enthusiastischen Antheil. Gott lasse sie Zeiten erleben, in denen das Schwarze von Allen als schwarz, das Weiße als weiß gesehen werde. Oder vielmehr, da nichts total schwarz, weil nichts total weiß hienieden ist, noch sein kann, ihnen und der Menschheit überhaupt das Hellgraue nicht als schwarz, das Dunkelgraue nicht als weiß möge vorsophistisirt werden.

An seinen Sohn Cajus.

Lütjenbeck, 24. Sept. 1809.

Ich freue mich, mein liebster Cai, nun schon in der Woche zu sein, in welcher Ihr wieder hierher kommen werdet, obgleich ich mich auch über das Vergnügen, so Ihr in dieser Zeit genießet, von Herzen mit Euch freue. Daß Ihr heute nicht hier seid, thut mir leid, weil der Fürstbischof von Hildesheim bei uns ist, und es Euch doch gewiß lieb sein würde ihn zu sehen, da er ein sehr guter Mann von wahren Verdiensten und der Bruder unseres lieben Herrn von Fürstenberg ist, dessen theures und schönes Andenken Euch Allen, hoffe ich, so lange Ihr lebt, lieb und ehrwürdig sein wird.

Ich weiß aus Erfahrung, wie interessant und erfreulich es ist, wenn man sich edler trefflicher Personen erinnert, die man in der Jugend gesehen hat. Manches, das man sie

[1] Zum Besuche des Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

thun sah, manches Wort, das ihnen entfiel, bleibt im Herzen, und wenn auch nicht alle beherzigt werden, so werden es doch einige; es sei, daß sie gleich Eindruck machen, oder daß sie wie ein Samenkorn, das in harter Hülle verborgen liegt, erst nach langer Zeit aufgehen. Die Fruchtbarkeit des Bodens thut aber sehr viel dabei. Auch dieser Boden muß im Schweiße des Angesichtes gebaut werden, und wenn wir das mit Treue thun, so geht die Sonne Gottes, durch den alles Gute kommt, gewiß nicht ohne Segen darüber auf.

Lembeck, 1. Nov. 1809.

Ich danke Dir für Deinen Brief, mein liebster Cai, und freue mich, daß wir uns bald wieder sehen und sprechen werden. Daß die Worte leichter über die Lippen als aus der Feder fließen, davon bist Du gewiß mehr als hinlänglich überzeugt. Wollest Dich aber auch je mehr und mehr davon überzeugen, mein liebster Cai, daß es so angenehm als nützlich, ja nothwendig ist, sich die Fertigkeit des Schreibens zu erwerben. Daß wir unsern Gedanken und unsern Empfindungen einen Laut geben können, durch den wir sie Einer dem Andern mittheilen, das ist eine große Gabe Gottes; daß wir, statt des tönenden Wortes, sichtbare, eben so fein bestimmende Zeichen unserer Gedanken und Empfindungen brauchen können, und daß, wo der Umgang zwischen Mund und Ohr der Entfernung wegen gehemmt wird, die Hand und das Auge das Geschäft der Dolmetschung übernehmen, ist aber auch eine große Gabe Gottes. Hat diese zwar nicht das Leben der tönenden Sprache, so hat sie dafür den Vortheil, daß sie dauernd bleibt. Wer gut reden kann, der muß auch gut schreiben können; zu diesem aber, wie zu jenem, wird erfordert, daß man richtig denken könne. Sehr schön sagt Horaz:

Scribendi recte sapere est et principium et fons.

Mögest Du aus dieser tiefen und lauteren Quelle dereinst recht zu schöpfen lernen. Gott sei mit Dir.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 26. Dec. 1809.

Du hast uns Allen große Freude gemacht und uns erbaut mit dem schönen Weihnachtsliede [2], das Deinen Brief an Julia begleitete. Es ist doch gewiß wahr, daß das Heilige nicht nur der höchste, sondern der eigentliche Gegenstand der Poesie sei, der Poesie, die, auch wenn sie sich verirrend nur das Zeitliche, Sichtbare, oft das Unheilige besingt, doch getrieben wird von dem Urtriebe zum Schönen und Guten, obschon sie deren Urquell dann vergißt. Was Young so schön dem Lobe zuruft, kann man auch der Poesie zurufen:

There flow redundant, like Meander flow,
Back to thy fountain; to that parent pow'r,
Who gives the tongue to sound, the thought to soar,
The soul to be!

An den jungen Heinrich Voß in Heidelberg.

Münster, 12. Jan. 1810.

Ich sage Ihnen herzlichen Dank, lieber Heinrich, für Ihren lieben Brief vom 31. December, vorzüglich für die guten Nachrichten, so Sie mir von Ihnen, Ihren Eltern und Brüdern geben. Möge es Ihnen immer so wohl gehen, als ich es Ihnen Allen im buchstäblichen Sinne täglich von ganzem Herzen wünsche. Ich mache mir eine wahre Freude daraus, Ihnen den porsonschen Aeschylus zuzusenden, mit der ein-

[1] ‚Holdes Knäblein in der Krippe' ... Gesammelte Werke 2, 254—256.

zigen Bedingung, daß Sie ihn als ein freundliches Andenken behalten. Grüßen Sie herzlich Ihre lieben Eltern. Ich freue mich, daß Sie in einer so angenehmen Lage, an einem so schönen Orte sind. Zweimal bin ich zu verschiedenen Zeiten in Heidelberg gewesen. Besuchen Sie in meiner Seele den Ort, wo die große Sabina steht, dem Fasse gegenüber Welche Aussicht in das Neckarthal! Wir leben hier ein sehr stilles freies Leben, im Sommer auf dem Lande, unmittelbar am Walde, zu dem durch den Blumengarten eine Brücke über ein Wasser führt. Aus meinem Fenster sehe ich manchmal ein Eichhorn von Zweig zu Zweig springen. Im Winter habe ich, wie Ihre liebe Mutter, ein Gärtchen im Zimmer. Truditur dies die. Die Nescio fallere vita wird mir bei meiner Frau, elf Kindern, die mich umringen, und der Arbeit, die mich beschäftigt, selbst in der Stadt zu Theil. Mehr auf dem Lande, wie sich versteht. Ernst ist Rittmeister, steht jetzt in Ungarn, wird aber wohl wieder nach Mähren kommen. Mariagnes und Ferdinand haben uns zweimal hier besucht. Andreas ist ein Jahr in Dillenburg gewesen, in einem Forstinstitut, und ist izt bei einem Oberforstmeister im Thüringer Walde. Er widmet sich diesem Fach mit Lust und Liebe. Fünf Kinder wurden mir hier geboren, drei Knaben, die zwei jüngsten sind Mädchen und machen uns viele Freude. Im Sommer vor zwei Jahren machten wir mit den Töchtern eine Reise nach Holstein; von meinen Geschwistern habe ich verschiedene Besuche hier gehabt. Mit meinen Söhnen Ernst und Andreas habe ich den ganzen Homer wenigstens dreimal, den Pindar einmal, viele Tragödien der drei großen Tragiker, vieles von Xenophon, Herodot, Plato, auch den Theokrit einigemal gelesen. Mit Christian denke ich, so Gott will, künftigen Winter den Homer zu lesen. Ich wünsche sehr, daß alle meine Knaben

gute Griechen werden. Gott sei mit Ihnen, lieber Heinrich. Meine Frau und Töchter empfehlen sich Ihrem und Ihrer lieben Eltern Andenken [1].

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 6./20. Febr. 1810.

Ich gebe Dir gerne zu, beste Luise, daß das Wechselwort der mündlichen Unterhaltung allerdings seinen eigenen Werth habe. Lebendig möchte ich es im Gegensatze der geschriebenen Worte, die Jahrtausende schon leben, oder noch Jahrtausende zu leben verdienen, und das Resultat der Betrachtung, die Geburt einer lange schwanger gegangenen Seele sind (wie Plato sagt), nicht nennen. Aber es verhält sich mit den Unterredungen wie mit den Blättern der Sibylle. Nur durch Trennung von vielem, vielem Leeren behält man etwas. Es sind diese Worte ein sparsamer Goldsand in breitem Strom. Und wie schwer ist es, daß die Unterhaltung, wenn sie belebt wird, unschuldig bleibe! Wenigstens sehr schwer, wenn sie lange dauert und man nicht die Zeit gewinnt, die zerstreuten Gedanken um eine Fahne zu sammeln und zu mustern!

Ich muß Dir doch einen Zug von Mariatherese erzählen, der Dir Freude machen wird. Sie las in einem Buche von einem Kinde, welches mit einem andern Kinde Nüsse theilen sollte, es aber anführte, indem es für sich die Kerne behielt, dem andern die Schalen ließ. Bei dieser Gelegenheit ward ihr das Wort anführen in diesem Sinne erklärt. Einige Tage darauf las sie: Gute Eltern pflegten ihre Kinder zum Guten anzuführen. Da ward sie sehr böse und sagte zu Julia: Das ist abscheulich, was da steht,

[1] Aus Menge 2, 265.

es ist nicht wahr! Meine Eltern behalten nicht die Kerne, um uns die Schalen zu geben!

An Freiherrn Werner von Haxthausen[1].

Etwa Februar 1810.

Es scheint mir, daß der todte Buchstabe der Schriften Dich dort weniger interessire, als Du gefesselt wirst vom lebendigen Geist eines Mannes. Sonach möchte man glauben, daß die dunkeln Nachrichten der Griechen vom hyperboräischen Apollon eigentlich nur Weissagungen auf den nördlichen Weisen, Herrn Steffens, gewesen wären. Liebster Werner, die Bewunderung, welche dieser Dir abgewonnen, hat mich betrübt. Ich habe nur einmal auf kurze Zeit ein physisch-religiös-mystisch-atheistisches Büchlein dieses Weisen in Händen gehabt, welches mir sowohl wegen der Aufgeblasenheit des Mannes als der alle Religion und Moral zernichtenden Tendenz seiner Lehre — soviel die Unverständlichkeit des Styls, welche mir auf Verworrenheit der Begriffe zu deuten schien, mich davon urtheilen ließ — so erbärmlich als böse vorkam. Auch habe ich nachher in Holstein Anlaß gehabt, Vieles von dem Manne selbst zu hören, was wahrhaftig nicht geeignet war, seiner Lehre Eingang zu verschaffen. Er hatte eben damals um Erlaubniß angesucht, in Kiel oder in Kopenhagen Collegia zu lesen und es ward ihm die Erlaubniß dazu angeboten, wofern er sich der philosophischen Lehrstunden enthielte, weil sein Atheismus bekannt sei. Uebrigens hatte sein Ruf, wie aller dieser Raketen, schon ausgeglüht, und überhaupt ist man, dünkt mich, schon ziemlich von dem Unfuge der neuen Spinozisten,

[1] Der damals in Halle studirte und vorzugsweise mit Steffens Naturphilosophie trieb. Der Brief aus einer Copie.

deren keiner des Meisters Scharfsinn noch Bescheidenheit hat, zurückgekommen; wenigstens unter den Protestanten, wo sie ihren Unfug am meisten trieben. Sollten nun gelehrte Katholiken das veraltete, von einem Weisen Eines Tages auf den andern Weisen Eines Tages übergegangene Kleid als ein neues Feiergewand anziehen? Du sagst selbst, daß seine Schriften unverständlich seien. Aber zeigt er denn etwa im Leben jene Weisheit, welche auf inneren Besitz hoher Erleuchtung deuten möge? Ist er ein Christ oder nicht? Ich weiß wohl, daß dieser Frage durch einen eiteln Galimathias könne auf gewisse Weise entschlüpft werden, aber dann frage ich geradezu: Glaubt er an die Geheimnisse unserer Religion und übt er ihre Sittenlehre mit strenger Gewissenhaftigkeit und mit lauterer Demuth? Wofern Du Dir diese Frage mit Nein beantworten mußt, was willst Du denn — ich sage nicht an einzelnen, wissenschaftlichen positiven Kenntnissen, deren auch ein Narr und ein Atheist haben kann — aber was kannst Du denn an Weisheit von ihm gewinnen? Und welcher Schade, wofern ein solcher Dir ehrwürdig scheinen sollte!

Lieber, bester Werner! Entweder Du bist fest im Glauben, oder Du bist es nicht. Im ersten Falle darfst Du Dir mit einem solchen Irrwische nicht viel zu schaffen machen, im andern noch weniger, weil Dein Zustand desto gefährlicher sein würde, es wäre denn, daß Du Jesum Christum für Herrn Steffens verlassen hättest. Da ich aber versichert bin, daß das nicht der Fall sei, gleichwohl fürchte, daß Du schwankest, so beschwöre ich Dich, den Vater des Lichts um Erkenntniß anzurufen, und Dich jener Nüchternheit zu befleißigen, die dem Kranken vor Allem geziemt. Täusche Dich ja nicht mit der Vorstellung, daß das Christenthum in seinem Werth bei uns bestehen könne, wenn wir zugleich nach der

Afterweisheit seiner Feinde haschen. Es ist nur ein Weg zur Wahrheit, und dieser Weg ist die Wahrheit, und diese Wahrheit ist das Leben. ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,‘ sagt der Sohn Gottes, und die Wege der Afterweisheit sind Irrthum und Tod.

Amans Deum anima sub Deo despicit universa. Solus Deus immensus et aeternus, solatio animae et vera cordis laetitia.

Wie ist es möglich, daß irgend eine menschliche Philosophie Reiz haben könne für uns, wenn sie nicht vom göttlichen offenbarten, nun aber, da es offenbaret ward, so fruchtbaren als tiefen und himmlischen Princip der Liebe ausgeht?

Gott sei mit Dir! Ich wünsche es mit bekümmertem Herzen. Gott sei mit Dir, liebster Werner!

Nachschrift. Daß man den Lüsten nachgehen könne und dürfe, ja daß man es solle, um ganz zu sein, was man sein kann, das ist zuletzt das Resultat der erhabenen Philosophie des letzten Jahrzehnts, ein Princip, welches alle Völker aller Zeiten als so abscheulich als albern würden verworfen haben, welches dennoch gewinnt, indem es dem Herzen schmeichelt, und den Verstand durch die seltsame Schamlosigkeit stutzen macht, daher als etwas Neues blendet. Neu wäre allerdings der Dekalog: Du sollst Dein Gott sein, Du sollst, wenn es nützlich ist — tödten, ehebrechen, stehlen ꝛc. ꝛc. Läuft nicht diese moderne Weisheit geradezu darauf hinaus?

Münster, 6. März 1810.

Ich sage Dir mit gerührtem Herzen Dank für Deine beiden lieben Briefe. Der erste hat mich sehr beruhigt und erfreut. Dein Herz wolle mir die Unruhe des meinigen verzeihen! Du hast sie sehr gelindert. Indessen glaube ich Dich bitten zu müssen, liebster Werner, sehr auf Deiner Hut

zu sein. Sophisten sind gefährlich, besonders zu unserer Zeit. Ihre Lehre, welche dem Stolz und der Sinnlichkeit schon dadurch schmeichelt, daß sie, verdeckt oder offenbar, die Lehre des Evangeliums anfeindet, findet nur zu leicht Gehör vor unserm verderbten Herzen. Und, nach allem was ich höre, ist eben Halle ein wahrer Sitz der Sophisten. Steffens und Schleiermacher sind gewiß stolze Zweifler, welche den Unendlichen mit der Spanne menschlichen Verstandes umfassen wollen. Ein unseliges Bemühen, ein Erschöpfenwollen des Oceans mit dem Siebe der Danaïden im Angesicht der Religion Jesu Christi, welche uns an Quellen führen will, die in's ewige Leben sich ergießen. Darum bitte ich Dich, liebster Werner, sei auf Deiner Hut, und entziehe Dich dem unharmonischen, heiseren Nichtsirenengesang dieser falschen Sirenen einer an sich sehr unfruchtbaren Philosophie. Entkleide sie ihres Prunkes, und Du wirst sehen, daß auch von oben diese mulier nicht formosa sei, turpem quae desinit in piscem. ‚An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen' — sagte der Mund der ewigen Wahrheit. Welche Früchte bringt diese Weisheit hervor? Es sollte mich freuen, liebster Werner, wenn Du nach Wien kommen und Schlegel kennen lernen könntest.

Lütjenbeck, 11. August 1810.

Ich hoffe, daß Du nicht auf geognostischen Pfaden Deine Reise zu uns machen werdest, denn wie weit möchten jene Dich führen, ehe Du ankämst! Der Name Gnosis und gnostisch ꝛc. ꝛc. lautet ein wenig ominös, liebster Werner, und erinnert an die Gnostiker der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, mit denen in der That manche unserer neuesten Weltweisen viel Aehnlichkeit haben. Unter ihren Händen verflüchtigt sich das Gediegene selbst in Dunst; und dem Dunst gaben sie des Gediegenen Gestalt und Schein.

An seine Schwägerin Luise.

Lütjenbeck, Juni/Sept. 1810.

Neben mir ist ein kleines Liebhaberconcert, das ein schöner Flügel, welchen Julia bekommen, veranlaßt. Ich hörte soeben zu, und mußte im Stillen die Gefühllosigkeit der meisten Componisten wieder bedauern. In einer nicht schlechten poetischen Beschreibung der Natur kommt bei Gelegenheit der Kräuter vor: ‚Es sproßt den Wunden Heil.‘ Der Dichter, wenn ich ihn so nennen darf, durfte sich wohl diese flüchtige Erwähnung der nützlichen Eigenschaft der Kräuter erlauben. Aber der Componist hat alles Gewicht auf diese Stelle gelegt. Ich eilte hinweg, denn es umduftete mich der Eiter der so muthwillig geschlagenen Wunde. Wenn die Componisten so wenig leisen Tact haben, wie darf man sich da über die geschirrlederne Haut der andern Menschen wundern?

Müller's Weltgeschichte, auf die Du mich aufmerksam machst, würde ich gewiß mit sehr großem Interesse lesen, aber ich kann mich nicht leicht anizt in ein großes Buch hineinwagen, da meine Arbeit mir das Lesen so vieler Bücher — oder vielmehr in so vielen Büchern — izt nothwendig macht. Hast Du Zimmermann's (des Georg Z.) kleinen Aufsatz über Joh. Müller gelesen? Er würde Dich interessiren. Müller war kaum über 20 Jahre, als er — ich meine in einem Brief an einen Freund — schon über Geschichtschreibung überhaupt so tiefe und richtige Begriffe äußerte, daß man ihn hätte als dazu vorzüglich bestimmt und ausgerüstet aus dem Einen Briefe erkennen können. Unter Anderm sagt er: Ohne Kunde der Weltgeschichte, und ohne Hinblick auf sie, könne nicht die Geschichte des kleinstes Staates so geschrieben werden, wie es sich geziemt. Gewiß eine so tiefe als wahre Bemerkung!

Das Lesen der Geschichte hat vorzüglich zu dieser Zeit

viel Reiz, auch Trost. Denn sie zeigt der Katastrophen so viele! Auch ist wahre Ruhe für den Geist, in dieser Zeit, wo die Weltgeschichte im Galopp geht, in fliegendem Galopp, vom Jockey auf dem Renngaul weg zu sehen hin auf die ehrwürdigen Quadrigen der ersten Historie, oder auf einen Alexander auf dem Bucephalus.

Von Jahr zu Jahr werde ich großer Zusammenkünfte unfähiger. Der Umgang mit Freunden gewinnt für mich, gleich den Blättern der Sibylle, nach verkehrtem Verhältniß der Zahl an Freude, und der Stunden, die man sie täglich sieht. Mehr als zur Stunde reden und reden hören greift mich so an, daß ich nicht ungestraft mehr thue; das Schwatzen und Schwatzen hören aber macht mich auf noch lange nachher zum todten Esel. Und wer in der Welt schwatzte nicht, wenn er schon zwei Stunden geredet oder reden gehört hat? Wie wahr und schön sagt Lavater:

Selbst der Kreis von guten Seelen
Gibt mir selten neuen Schwung;
Tausend kleine Freuden stehlen
Mir die beste Sättigung.

Nur die Einsamkeit umschattet
Sanft mit Kühlung meinen Geist,
Wenn er dürstend und ermattet
Sich Geliebten selbst entreißt.

Du nur, Stille, kannst mir geben,
Was mir kein Vertrauter gibt,
Neu Gefühl und neues Leben,
Und Gefühl, daß Gott mich liebt.

‚Die Liebe Gottes,‘ schrieb Stolberg, ‚hat uns am 18. September 1810 durch die Geburt einer gesunden Tochter erfreut, an demselben Tage, an welchem ich schmerzerfüllt die Leiche meines ehrwürdigen Freundes Fürstenberg zur Gruft begleitete. Geburt und Tod — ein rechtes Bild des menschlichen Lebens.‘

Diese Tochter, Maria Pauline, war aus seinen zwei Ehen das achtzehnte Kind, von welchen damals noch fünfzehn am Leben und ‚Gottlob,‘ sagte er, ‚Gottlob, kein einziges mißrathen.‘ ‚Daß Pauline,‘ schrieb die Gräfin Sophie an ihre Schwägerin Luise, ‚am 18. September kam, war mir eine ganz besondere Freude. Es ist der Geburtstag meiner lieben seligen Mutter, den ich immer in der Stille des Herzens feiere, mit der ich immer fortlebe. Möge ihr mildes Herz, das sanfte, schöne Gemüth, das Alles trug, Alles verzieh, nur für die Andern lebte, die so wenig Liebe erfuhr und in der dieser göttliche Funke der Liebe dennoch immer lebendig blieb, nur zu lieben verlangte, bei schweren bittern Leiden immer empfänglich für jede unschuldige Freude blieb, weil sie so kindlich war — möge dieser Sinn das Erbtheil meiner Pauline werden.‘ Pauline blieb das jüngste Kind der Eltern.

Fürstenberg war am 15. September 1810 an einem Brustfieber entschlafen, ‚zur Trauer der ganzen Stadt und des ganzen Münsterlandes, dem er so viel Gutes erwiesen, für das er sich so selbstlos aufgeopfert hatte, wie wohl kein deutsches Land in unserer Zeit einen ähnlichen Wohlthäter besessen.‘ ‚Sein Verlust,‘ klagt Stolberg, ‚ist mir unersetzlich; er macht in mein inneres und äußeres Leben einen Einschnitt, wie vier Jahre früher der Tod meiner geliebten Gallitzin.‘ ‚Als er noch bei vollem Bewußtsein war, nahm er herzlichen Abschied von Sophie, versprach für uns und

unsere Kinder zu beten und schenkte ihr mit seiner freundlichen Heiterkeit einen Bleistift, der vor ihm lag. Wohl ihm, dem edeln, liebenswürdigen Greise, der nun, von Banden einsinkenden Alters gelöst, in die Ewigkeit einging! Seine Leiche ist sehr schön, die verstummte, zusammengedrückte Lippe, die eingefallenen, geschlossenen Augen reden große Botschaft freudigen und ernsten Inhalts mit den sprachlosen Donnern des Todes.' ‚Auf unseres geliebten Greises Grabstein wird stehen:

Hier ruhet zu den Füßen des Gekreuzigten,
Seiner und unser Aller einzigen Hoffnung,
Franz Friedrich Wilhelm Freiherr von Fürstenberg,
Des Vaterlandes Vater und der Armen Freund.'

Wenige Monate später ‚riß der Tod einen andern Ehrenmann des Westfalenlandes hinweg, einen Mann so treu und bieder, so frommen, thätigen, einfältig gläubigen Wesens, wie nur dieses Land, so scheint es, noch in unserm Jahrhundert erzeugt': Freiherrn von Landsberg. ‚Diesen Morgen,' meldete Stolberg der Schwägerin am 7. December aus Münster, ‚starb hier ein Mann von siebenzig Jahren, der von der ganzen Stadt betrauert wird und noch lange wird betrauert werden, ein Herr von Landsberg. Sanftmuth und Edelmuth zeichneten ihn aus in hohem Grade. Er hatte viele Kenntnisse und war ein Mathematiker von der ersten Stärke, wie man sagt, hatte aber feines Gefühl für alles Schöne. In seiner Jugend soll er auf Feldzügen Löwenmuth gezeigt haben. Milde Freundlichkeit sprach aus seinem ganzen Wesen. Er war ein gottseliger Mann und hat für die Schulen seiner Güter so gewirkt, daß er mir auch dadurch, sowie durch die unbestechbarste Reinheit, durch Muth und Edelmuth und Treue des Charakters Deinen

lieben seligen Bruder[1] oft zurückrief. Seit drei oder vier Jahren war er, der immer auf dem Lande, unter seinen Bauern, die ihn als Vater liebten, und mit seinen Büchern gelebt hatte, durch einen so ungerechten als gewaltsamen Spruch mitten im Proceß vorläufig aus dem Besitz seines Gutes gesetzt worden. Da bezog er sein Stadthaus. Nie entfiel ihm die leiseste Klage, nie ein Wort über die andere Partei, noch über den Spruch. Doch beschleunigte es wohl in der Stille sein Alter. Aber gleich den Beeren, die, von der Rebe gerissen, auf Stroh gelegt werden, ward er noch milder, indem er sich runzelte.'

An demselben Tage schrieb er der Schwester Catharina: ‚Du erinnerst Dich gewiß des guten Herrn von Landsberg, welcher manchmal zu uns kam, auch kannst Du ihn bei unserer seligen Gallitzin gesehen haben. Er ist diesen Morgen an einem Brustfieber gestorben. Er war ein Mann von seltener Herzenseinfalt, Milde und Reinheit, von Verstand und vielen Kenntnissen und von großer Frömmigkeit. Du wirst Dich erinnern, gehört zu haben, wie ihm seine Schulen am Herzen lagen. Es ist zum Erstaunen, wie viel er für die Bildung des Volkes gethan hat. Wir haben viele Leute nach einander im Hause gehabt, welche dort gebildet worden. Sehr wohl unterrichtet sind sie, von zarter Gewissenhaftigkeit, freundlich und froh.'

‚Für sehr Viele ist sein Tod ein sehr großer Verlust in mehr als einer Rücksicht.' ‚Die Sichel des Todes hält in diesem Jahre unter denen, die wir lieben, reiche Erndte.'

‚Seit Monaten,' klagte er am 11. December 1810, ‚sehen wir ein sehr liebenswürdiges Weib von uns hinwegscheiden, deren Tod eine sehr große Lücke machen wird in

[1] Graf Ludwig von Reventlow.

vieler Absicht. Es ist die jüngere Schwester der Meerveldt, ein junges, schönes Weib, seit etwa 6 Jahren — früher als die ältere — verheirathet an einen rechtschaffenen, sich auszeichnenden Mann, Herrn von Schmising-Kerssenbrock. Nach letzterm Namen werden sie genannt, obgleich der eigentliche Name Schmising alten Geschlechtes ist. Die letzten Jahre lebte sie auf dem Lande. Zu ihrer Entbindung kam sie im Mai nach Münster. Sie wird wohl nicht lange mehr leben. Mit Grazie des Verstandes und des Herzens, wie mit Grazie der Gestalt geschmückt — die zu den lieblichsten gehört, so ich je sah — ist sie von ganzem Herzen fromm, daher auch ergeben und selbst heiter, so sehr auch ihr Herz am Manne und an den Kindern hängt. Wir sehen sie oft, bald werden wir für dieses Leben von ihr Abschied nehmen.'

‚Am 11. Januar 1811,' sagte er in einem spätern Briefe an Bruder und Schwägerin, ‚wandelte sie lächelnd hinüber, unsere Freundin, von welcher ich Euch neulich schrieb. Sie hat viel gelitten, aber sie war geduldig, heiter, freundlich. Nach ihrem Tode fand es sich, daß der ganze Rücken wund war; sie hatte kaum über diesen Schmerz geklagt. Das Scheiden von ihrem sehr geliebten Manne und ihren drei Kindern hat ihr einige, wohl nicht leichte Kämpfe gemacht, aber die hatte sie bestanden. Zuletzt sagte sie dreimal nach einander: Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände, zeichnete sich mit dem Kreuz, wandte sich und verschied. Clemens Droste, der zugegen war, sagt, er könne den Himmel ihres Blickes mit so emporgerichtetem Auge, daß man kaum noch etwas vom Blauen sah, nicht beschreiben. Wohl ihr! Als ich am 30. December von ihr ging, gab sie mir noch so freundlich die Hand, und als ich diese mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! an meine

Lippen drückte, antwortete sie mir das: In Ewigkeit! mit himmlischem Ausdruck ihrer schönen Augen. Wohl ihr! Auch ihre Leiche hat einen sehr schönen Ausdruck! Sie hatte vor Kurzem das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt.'

‚Die Frucht, die man an den Sterbebetten frommer Christen sammeln kann, hat treibende Kraft für die Ewigkeit; sie befruchtet den Willen zu den reinsten Entschlüssen der Hingebung und Liebe um Jesu Christi willen im Weinberge des Herrn.'

Am Sterbebette Fürstenberg's zog der im obigen Brief erwähnte Clemens August von Droste-Vischering, Generalvicar der Diöcese Münster, einer der vertrautesten Freunde der Stolberg'schen Familie, eine solche Frucht. ‚Ich komme bittend,' schrieb Clemens am 6. November 1810 an Stolberg und die Gräfin, ‚um Ihrer Beider Gebet für mich. Ihnen Beiden kann ich wohl anvertrauen, daß seit dem Tode des Herrn von Fürstenberg und seit dem bald darauf erfolgten Lesen der Lebensbeschreibung des heiligen Carolus Borromäus in mir Etwas vorgegangen ist, welches ich lediglich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes zuschreiben kann. Meine Verantwortlichkeit würde sich aber noch sehr vermehren, wenn ich nicht treu mitwirkte, und ich bedarf besonderer Erleuchtung, um die rechte Art, mich zu betragen, zu finden. Es war immer meine Meinung, mich ganz für das Seelenheil Anderer hinzugeben, aber meine Handlungen spazierten oft daneben her; insbesondere betrachtete ich meine Geschäfte als Generalvicar als etwas sehr Vorübergehendes, und was man nur so halb thut, wird lästig. Nun aber war es mir, als fühlte ich zuerst mehr Milde, dann als ob der Herr mir sagte: Ich will, du sollst dich ganz für die Diöcese, welche dir für jetzt anvertraut ist, hingeben. Da konnte ich nun wohl nicht anders, als sagen: ecce adsum, ein Wort,

welches seine Fürchterlichkeit nur durch Vertrauen auf Gott verlieren kann. Nun soll ich also für so Viele beten, kämpfen, arbeiten; ich soll lehren, bitten, züchtigen, das soll ich, der ein schwächerer und größerer Sünder ist, als Sie glauben; ich soll nicht zu viel, nicht zu wenig und Alles auf die rechte Weise thun und bin unweise. Bitten Sie, daß Gott aus den Steinen Kinder Abrahams mache. Insbesondere bin ich im Zweifel in Hinsicht des Predigens. Wäre mir nicht so angst beim Predigen, so würde es mir an Zeit nicht fehlen, und die Angst kömmt aus Eigenliebe, an welcher ich freilich in dem Augenblicke vielleicht nicht schuld bin, aber daß sie noch so viel vermag, das ist meine Schuld. Uebrigens bin ich seit jener Hingebung so viel weniger gereizt zur Ungeduld, fühle mehr Ruhe, und das Ganze scheint mir auch so in die Fügungen der Vorsehung zu passen, daß ich jenen Ruf Gottes nicht für Täuschung halten kann. Lassen wir Gott für das Gute danken und loben und des Schlechten wegen um Verzeihung und Besserung bitten, wie auch um Licht, in einem so übermenschlichen Berufe, in solchen labyrinthischen Zeiten.'

'Alle die Droste'schen Brüder sind Männer von höchstem Werthe,' schrieb die Gräfin Sophie im Anfang 1811 nach Windebye, 'Ihr werdet sie, wenn sich in diesem Jahre unsere Hoffnung des Wiedersehens erfüllt, noch mehr lieb gewinnen, wie früher, wie denn überhaupt im Kreise unserer Freunde in dem schweren Druck der Zeit sich Alles veredelt, läutert und stärkt.'

'Ich kann es nicht lassen, meine beste Luise,' heißt es in einem anderen Briefe, 'Euch von Zeit zu Zeit zu schreiben, ob ich gleich weiß, daß mein Mann es alle acht Tage zu

thun pflegt. Das kleine äußere Detail kann er doch nicht erzählen, auch wäre es wohl sehr schade, wenn er sich damit befaßte, da jedes Wort aus seinem Geist und Herzen erquickt und labt, wo es hinfällt. Indessen weißt Du es doch auch gern zuweilen und ich erzähle es Euch gern, und so ergreife ich zuweilen die Feder, um Euch die äußeren Linien unserer Existenz darzustellen. Andreas würdest Du sehr zu seinem Vortheile verändert finden und ihn lieb gewinnen. Von unsern hiesigen Kindern weiß ich wenig Details zu sagen, aber es scheint mir je mehr und mehr, daß Gott sie segnet; sie bekämpfen manchen Fehler treuer, suchen gehorsamer zu werden. Christian nimmt zu an kindlichem Sinn, und sein gutes Herz, sein gerader, richtiger Sinn gewinnt immer mehr die Oberhand über so manche Leidenschaft, die sich früh in ihm entwickelte und ihn früh in Disharmonie brachte. Er hat den meisten Kampf, aber Gott wird ihm helfen, denn sein Herz richtet sich immer mehr auf Ihn, und wenn er auch noch oft fällt, so wird er wieder aufstehen. Wahrhaft und gutherzig und freigebig sind sie Alle, und das sind Anlagen, für die ich Gott sehr danken muß. Ihre zärtliche Ehrfurcht für ihren großen Vater entwickelt sich von Jahr zu Jahr mehr oder weniger bei Allen. Sie sind freilich noch nicht fähig zu fühlen, in welchem Grade er anders und besser ist als fast alle anderen Menschen, aber das muß man auch noch nicht von ihnen verlangen. Ueberhaupt sehe ich immer mehr ein, wie Vieles man an den Kindern stört und den stillen Zug Gottes in ihnen hindert, wenn man zu viel, zu frühzeitige Entwickelung von ihnen verlangt, oder auch nicht Jeden nach seiner Individualität behandelt. Eine große Freude würde es mir sein, Euch die Kinder zu zeigen. Gott wolle sie uns geben und Euch zu uns führen.'

‚Münster wird nun ein Arrondissements-Ort. Alle, die

in Bergischen Diensten waren, sind nach Hamm gezogen, und waren sie gleich nicht reich, so sind doch dreißig Familien weniger in einem Ort wie dieser eine Verminderung des Gewerbes; der Weihbischof und Andere, die fast Alles, was sie hatten, zu Almosen verwandten, haben ihre Präbenden verloren und wissen nicht einmal, ob man ihnen das, was sie eben bedürfen, lassen oder es ihnen auszahlen wird. Die Zwei, die mit so mildem Herzen der Noth ihrer leidenden Brüder abhalfen, Fürstenberg und Landsberg, sind von dem Herrn der Ernte abgerufen worden und hören nun: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset u. s. w., und sind eingegangen in die Freude ihres Herrn. Die Noth ist sehr groß, Du kannst denken wie groß, da von den Landeszinsen und von den Pensionen seit der Besitznahme 1807 nichts und zuweilen nur einige Monate auf dringendes und wiederholtes Bitten ausgezahlt worden sind. Wie es mit der Universität und mit den Schulen werden wird, weiß man noch nicht.'

Im März 1811 fanden sich Bruder und Schwägerin zum Besuche ein und blieben vier Wochen, die ihnen, als wären es vier Tage gewesen, verschwanden. ‚Sie sind dahin,' rief Stolberg am 9. April den Scheidenden nach, ‚aber sie sind auch nicht dahin, die schönen zu flüchtigen Tage der Liebe. Sie schwanden wie ein Traum, aber wie ein gottgesandter Traum, der auf Wirklichkeit und auf Zukunft deutet. Gott wolle, so lang der Schlaf dieses Lebens dauert, uns noch mehr solche süße Träume schenken! Gott sei gelobt für den Muth der Liebe, mit dem Ihr viele und große Schwierigkeiten überwandet, uns und Euch diese Freude, diesen Segen zu bereiten. Das kinderwimmelnde Haus schien uns gleichwohl leer, als Ihr uns verlassen hattet. Gott wolle Euch geleiten.' Und am 12. April: ‚Diese Zeilen werden vielleicht

mit Euch zugleich nach Windebye kommen. Ich sehe ihnen nach mit einer Sehnsucht, welche sie nicht ausdrücken können. Die Liebe geht hienieden immer an der Sehnsucht Hand, und Sehnsucht geziemet uns Pilgern. Sie verläßt uns auch dann nicht, wenn wir auf unserm irdischen Pfade, wie in den letzten vier schönen Wochen, uns begegnen. Gott wolle uns noch manchmal so zusammenführen. Ihr wollet keinen Dank, aber mein Herz kann doch nicht ganz die innigste Empfindung darüber verschweigen, daß Ihr so viele Schwierigkeiten bekämpft habt.' ‚Wir haben,' sagt er noch einmal am 16. April, ‚vier Wochen für ein wahres Leben gesammelt! Es ist durch und durch wahr: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten Der Abschied schwebt einem bei solchem Wiedersehen immer vor, aber in fruchtbarer Wolke. Ihr habt bei den Großen und Kleinen eine Sehnsucht zurückgelassen, die uns Alle ganz durchdringet!'

‚Den Fall des Sieveking'schen Hauses,' fügt er hinzu, ‚über den mir Perthes schrieb, haben wir sehr bedauert, auch herzlichen Theil genommen an Deiner Theilnahme am Unglück dieser verständigen und guten Frau. Kein Verstand, keine Erfahrung, keine Rechtschaffenheit sichern anizt die festesten Häuser. Sollten nicht Häuser einstürzen, wenn Reiche dahingeschwemmt werden von der Flut dieser Zeit? Aber ich stimme Dir vollkommen bei; à vol d'oiseau betrachtet — und die Psyche hat ja Flügel — ist es eine zwar schicksalsschwere, doch segensvolle Zeit. Was zum Einsinken lange schon sank, was dem Einsturz nahe lange schon wankte, das sinkt, das stürzet auf Einmal; und nur dieses auf Einmal weckt die tief eingeschlummerte Menschheit. Es wird Besseres kommen; aber der Augenblick des Uebergangs — und wer bestimmt seine Dauer — ist grauenvoll.'

‚Der bösen Wetterlaune sind schöne Tage gefolgt. Gestern hörte ich die erste Nachtigall. Andere haben sie vorgestern gehört, ja schon Gründonnerstag soll sie gesungen haben. Es scheint, daß die Fruchtblüthen nicht gelitten haben. Ach, es ist ungestörtes Lebensprincip in der affectlosen Vegetation! Der Apfelbaum aß nicht vom Apfel.‘

‚Für Luise,‘ heißt es am 23. April, ‚hat uns die böse Witterung der ersten Reisetage vielen Kummer gemacht. Gottlob, daß sie es so glücklich überstanden. Liebe ist die Flamme des Lebens, an dessen Oel sie freilich manchmal zehrt, aber auch es vor Erstarrung bewahrt, bis sie ein reinerer Lichtstrahl wird, der aus der Sonne selber schöpft.‘

Im Laufe der nächsten Monate konnte Stolberg freudige Familienereignisse mittheilen. Julia, seine älteste Tochter zweiter Ehe, verlobte sich mit dem Grafen Xaver von Schmising-Kerssenbrock, und Henriette, die jüngste Tochter erster Ehe, mit dem Freiherrn Carl von Hardenberg, einem jüngern Bruder von Novalis. Am 5. Februar 1812 fand Henriette's, am 10. März Julia's Hochzeit in Münster statt.

‚Schon im Jahre vorher,‘ berichtete die Gräfin Sophie einem schweizerischen Freunde, ‚wurde mir von einem Kundigen anvertraut, daß Stolberg wegen seiner politischen Gesinnung und freimüthigen Aeußerungen der Napoleonischen Regierung verdächtig geworden und unter strenger Aufsicht stehe. Man rieth uns dringend, Münster und das französische Gebiet zu verlassen, und so reifte der Entschluß, nach Tatenhausen bei Bielefeld, einem Schmising-Kerssenbrock'schen Gute, überzusiedeln, nachdem wir zuvor noch eine Reise nach Carlsbad, wo mein Mann auf ärztlichen Rath die Bäder gebrauchen sollte, gemacht und unsere Töchter Mariagnes

und Henriette besucht hatten.' Wegen ihrer Werke christlicher Wohlthätigkeit, der Unterstützung der Nothleidenden und Armen, sagt Katerkamp in seiner Biographie der Fürstin von Gallitzin, ‚werden Stolberg und seine in wahrhaft christlichem Sinne edle Gemahlin noch lange in segensvollem Andenken in Münster leben.' ‚Stolberg stand in Münster in allgemeinster Verehrung,' schrieb Friedrich von Schlegel; ‚Münsteraner, die ihn persönlich gar nicht gekannt, sprachen von ihm und seiner Familie mit wahrer Rührung; armen Kindern in der Stadt und auf dem Land sei er wie ein Vater gewesen; seine eigene gläubige Einfalt und Kindlichkeit habe zur Erbauung gedient.'

Als Stolberg die Stadt ohne amtlichen Geleitsbrief verließ, und in Folge dessen von Gensdarmen zurückgeführt wurde, rief er aus: ‚Gott sei Lob und Dank, nun ist der hundertste Psalm mein Passeport!' [1]

Aus der letzten Zeit seines Aufenthalts in Lütjenbeck und Münster finden sich noch folgende Briefe.

An seine Schwägerin Luise.

Lütjenbeck, 4. Juni 1811.

Jedes Wort, jeder Umstand, den Du uns von unserm geliebten Milchen [2] erzählst, ist uns heilig. Wenn so Geliebte so von hinnen scheiden, fällt mir immer ein, was unser herrlicher Young so schön sagt, daß solche Abscheidende, indem sie im Fluge gen Himmel sich erheben, uns immer eine Schwungfeder der Eitelkeit, d. h. der Anhänglichkeit am Irdischen und Zeitlichen mit ausziehen. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, sie vorigen Sommer

[1] Berichtet Nicolovius im Leben Stolberg's, 98.

[2] Gräfin Emilie Ranzau, geb. Bernstorff.

noch gesehen, mich so herzlich an ihr und über sie gefreut, mich an ihr so erbaut zu haben.

Lütjenbeck, 30. Sept. 1811.

Schönborn[1] hat an physischen Kräften, dünket mich, nicht unmerklich gealtert. Aber sein Geist, der gewaltige, und sein Herz, das liebevolle, genießen herrlicher Jugend, und an Denkart scheint er mir fester, inniger, dadurch auch heiterer, glücklicher geworden zu sein. Es ist unglaublich, wie viel er weiß, und wie Alles, was er weiß, seinem Geiste dienstbar, und wie der Geist selbst in seiner Herrschaft über die menschliche Wissenschaft das Bedürfniß des Höheren in Demuth fühlt und dem Höheren je mehr und mehr nachstrebt. Wohl ist es wahr, allerliebste Luise, daß man sich nicht genug des großen, allwiederbringenden Jenseits freuet! Du meinst, in der Jugend sei uns diese Idee oft gegenwärtiger, lächelnder, als im Alter. Auf gewisse Weise wohl. Die Jugend sieht mit entzücktem Blick in die herrliche Zukunft, lehnt sich aber doch dabei auf den noch starken Stab des Lebens. Auch lassen wir im Blicke nach jenseits hin der Sehnsucht nach geliebten Abgeschiedenen insofern zu freien Lauf, daß sie zu leicht der Hauptgegenstand unserer Sehnsucht werden, der doch Er sein sollte, in dem sie und wir leben, uns regen und sind, Er, der allein wahrhaftig liebenswürdig ist, weil Er allein ist.

Am 27. October.

Wir dürfen, dünket mich, in dem Sinne, wie Du es sagst, nicht sagen, daß Gott für uns in einem unzugäng-

---

[1] Der Dichter, dessen Ankunft er in einem früheren Briefe gemeldet

lichen Lichte wohne. Er will der Mittelpunkt unserer Empfindung sein und mit Centnerkraft uns an sich ziehen. Unser Herz soll und kann nur Ruhe finden in Ihm, ohne irgend eine Vermittlung, als die des Einigen Mittlers. Tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te, sagt so schön als wahr Augustin. Jeder, auch der ewige Genuß der Liebe im Umgang mit unseren Geliebten ist gegen die Seligkeit, zu der wir berufen sind, wie Klopstock sagt, nur Glückseligkeit auch. Er ist allein der würdige, höchste Gegenstand unseres ganzen Ichs. Sinnlichkeit und Sünde befangen uns, sie sind die Bande der nicht fabelhaften Psyche, aber auch mit gebundenen Flügeln kann und soll Sehnsucht nach dem nicht fabelhaften Gott der Liebe zappeln. Vermögen wir ja doch, ihrer Geistesschöne wegen, an großen und guten Menschen der Vorzeit mit contemplativer Liebe enthusiastisch zu hangen. Ich erinnere mich der Zeit, wo jedes große B mich an Brutus und jedes H an Homer mahnte und mich ergriff. So wie der Regenbogen mit allen Farben, die er in sich vereint, den Himmel mit der Erde verbindet, so will der Stifter des neuen Bundes, auf den jener Bogen deutete, mit allen Empfindungen uns mit sich verbinden und durch sich mit dem ewigen Vater, den wir so wenig, wie Kinder den sterblichen Vater in den Spielsachen, in unsern Mitgefährten so lieben können und sollen, wie wir Ihn lieben können und sollen bloß seiner selbst, seiner Vollkommenheit wegen, Ihn, der allein gut ist, weil er allein ist! Ihn, der uns dazu beruft, mit seinem Sohne in Ihm vereinigt zu werden. Wir sollen Alles — insofern es uns Centrum werden könnte — verlieren, um Alles in ihm wieder zu finden. Der Beruf zu diesem mystischen Tode ist mir so ausgemacht gewiß, als ich gewiß bin, daß ich physisch ster-

ben werde. Und daher fühle ich mich an Plethorie des Lebens zeitlicher Anhänglichkeit sehr krank, weil sehr vom wahren Leben entfernt.

Münster, 10. Dec. 1811.

Deinen lieben Brief vom 1. beantworte ich, beste Luise, an dem letzten Geburtstage, den unsere Julia noch im Hause der Eltern, als jungfräuliche Tochter feiert. Wie ist mir der Tag so gegenwärtig, an dem sie vor 21 Jahren geboren ward! Welche süße Freuden hat ihrer Mutter und mir dieses liebe Kind gemacht, wie früh und wie Vieles verhieß sie! Wie erfüllt sie in so überlaufendem Maße jede Hoffnung, die sie gab! Gott sei Dank für alle Gnaden, die er auf das liebe Haupt dieses Kindes ausschüttete, schon als es noch das blonde Krausköpfchen mit so liebevollem, frommem Herzen war, das sich ihm immer mehr entfaltete! Das sind ewige Gnaden. Aber wie freue ich mich auch, daß sie doch in unserer Nähe bleibt. Ihr Bräutigam ist ein durch und durch reiner, edler, liebevoller Charakter, voll schöner Einfalt und wahrer Gottesfurcht. Er wird uns immer lieber. Seit gestern ist er wieder hier. Seine Verwandten wissen Julia, freilich Jeder nach Maßgabe seines eigenen Gehaltes, sehr zu schätzen.

An seinen Bruder Christian.

Sept./Dec. 1811.

Sage Luisen, auf ihre Empfehlung hätte ich, als ich in Brinke[1] war, Müller's Allgemeine Geschichte angefangen. Sie interessirt in hohem Grade. Welche weite Umsicht gibt er in die ihm offen liegenden Tiefen der Vorzeit! Wie voll-

[1] Dem Gute des Grafen Xaver von Schmising-Kerssenbrock.

ständig bei dieser Kürze! Des gedrängten Styls Eigenthümlichkeit paßt zur gedrängten Fülle des Inhaltes. Und man verzeiht ihm auch selbst manche Verletzung der Sprache, wenigstens mehr als die nicht selten vorkommenden fremden Worte, die eben bei seiner mannhaften Schreibart desto widriger auffallen. Schade ist es, daß er bei sonst tiefem Gefühl für Wahrheit und Recht doch von Bewunderung falscher Größe, sowohl egoistischer Staaten als schwungsüchtiger Männer, sich manchmal hinreißen läßt. In Absicht auf Religion ist er wohlmeinend, aber sehr schwankend. Es ist zu bedauern, daß seine später gemachte Umarbeitung des die Religionsgeschichte enthaltenden neunten Buchs verloren gegangen. Sie soll weit befriedigender gewesen sein.

Ich freue mich, daß Ihr das Vergnügen gehabt, unsern wackern Niebuhr bei Euch zu sehen. Wollet ihn herzlich von mir grüßen.

Was Du mir von Johannes Müller[1] schreibst, wundert, rührt und erfreut mich. Die gewisse gezogene Linie, über die er nicht ging, ist auch mir in seiner Weltgeschichte auffallend und betrübend. Sein Kopf ward von Zweifeln, wie es scheint, heimgesucht, welche wohl ihren Grund in den hohen Bedürfnissen seines zugleich von Lüsten und von Ehrgeiz hinabgezogenen, von Natur edlen und großen Herzens hatten. Ich dachte nie ohne Wehmuth an ihn.

In Lütjenbeck nahm ich Abschied von unserm Freund, dem Kometen. Man sagt, daß er sich sehr in die Tiefe des Himmels entferne und immer weniger scheinbar werde. Wie verändert fand nach 150 Jahren dieser Fremdling unsere Erde! Wie wird er sie im Jahre 1961 finden? Er aber

[1] Daß Müller beabsichtigt habe, ihm seine Universalgeschichte zu widmen.

wandelt seine Himmelsbahn und zeuget von unwandelbarer höherer Ordnung der Dinge. Wie ganz anders die Geschichte der Menschheit und wie lehrreich doch auch sie! Wie unterhaltend auch oft, gleich einem Spaziergang, wenn man zur Stadt hinausgehet, fumum et opes strepitumque Romae vergessend! Mit großem Interesse beschäftigte mich noch heute die Geschichte des Odenatus, Gemahls der Zenobia. Er zeigte, was Weisheit, entschlossener Muth und kluge Verbindung auch mit kleinen Mitteln vermögen.

Ich lese izt mit großem Interesse — wiewohl nur in flüchtigen Abendhalbstündchen — das mir von Dir diesen Frühling empfohlene Büchlein von A. W. Schlegel über dramatische Kunst und Literatur. Es ist in der That eine der gedankenvollsten Schriften, so ich je gelesen, mit tiefer Einsicht, nicht nur in die Sache, die er behandelt, sondern den Menschen selbst, geschrieben. Seine Würdigung der Theater verschiedener Nationen und die Art, wie er zeigt, daß aus dem Geiste einer jeden gerade diese Art hervorgehen mußte, scheint mir treffend und trefflich. Ich bin nun bei der Vorlesung über Shakespeare. Gewiß sind wir mit ihm darüber einer Meinung, daß man diesen nicht genug bewundern könne. Daß er aber so tadellos sein sollte, wie Schlegel ihn sieht, kann ich nicht einsehen. Im Grunde kommt es darauf wenig an, was die Würdigung des gewaltigen Genies selbst betrifft; aber die Beschönigung der Fehler führt leicht zu falschem Urtheil. Wer hätte übrigens glauben sollen, daß aus den beiden Schlegels, aus diesen ehemals so herben Herlingen, so reiner, edler Wein kommen würde? Eine gewisse Einseitigkeit weimar'scher Kunstschule wohnt ihnen aber dennoch bei.

An seine Schwester Catharina.

Münster, 5. Dec. 1811.

Dieser Tag[1], allerliebstes Kätchen, hängt, indem auch er, wie die andern, auf schnellem Strome der Zeit dahin gleitet, eine feiernde Flagge und bunte Wimpeln aus, deren Anblick Vielen erfreulich und werth ist. Ich sehe Dein liebes Bild als Schiffzeichen und mit flammender Schrift den Namen Catharina darunter geschrieben. Gott segne die Fahrt, bestes Kätchen! Auch wir hier, fern von Dir, lassen Flaggen und Wimpeln wehen und feuern Kanonen ab, die dem inneren Ohr ertönen, und das Herz durchdröhnen. Wahrscheinlich begehest Du diesen lieben Tag in Emkendorf bei unsern Geliebten, deren Feier, Freuden und Leiden immer auch die unsrigen, wie die unsrigen die ihrigen sind. Solche Tage haben unter andern ein Vorzugsrecht, daß sie sich absondern von den andern, sich säubern von den Makeln der Zeit; hindeutend auf süße Vergangenheit und auf selige Zukunft, gehören sie nicht sowohl der Zeit als der Ewigkeit. Wir gehen hier unsern stillen, durch Absonderung ruhigen, durch sich selbst glücklichen Lebenswandel, in welchem ein Tag nach dem andern dahin gleitet.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 14. Jan. 1812.

Die kleine Sichel der Tage eilet der großen Sense des Jahres mit Eile nach. Und wie nimmt dieses Gefühl der Eile bei uns mit jedem Jahre zu! Wie wird uns sein, wenn wir aus der Dachtraufe dieser Zeit uns auf dem gestadelosen Ocean der Ewigkeit finden werden! Ueberhaupt ist mir die Zeit meines Lebens, so wechselnd und bunt es auch

[1] Catharina's Geburtstag.

gewesen, doch unglaublich schnell dahingegangen. Es ist lächerlich, wie oft mir vorkommt, als wäre ich noch jung. Und wie Vieles erinnert mich doch an mein Alter! Die großen Kinder, mehr noch die Gräber, deren Male schon ernstes Moos bewächst! Und meine Träume führen mich noch sehr oft unter die wohlgemeinte Mentorsorge des guten Clauswiz[1] zurück.

Am 4. Febr. 1812.

Es ist wohl der letzte Winter, den wir hier zubringen. Wir miethen von Xaver's Vater ein großes Landschloß seines Gutes Tatenhausen, welches nur zwei Stündchen von Brinke liegt. Es hat einen großen Garten und liegt an einem sehr schönen Wald; der Weg nach Brinke ist sehr anmuthig. Ich bete die väterliche Hand Gottes, welche uns überhaupt so liebevoll geleitet hat, an, daß sie uns diese Ruhestätte finden ließ. Ich sehe einen stillen, ruhigen Abend des Lebens vor mir, und die Erfüllung des Wunsches, den ich von jeher hatte, auf dem Lande zu leben. Xaver ist einer der lautersten, edelsten und liebevollsten Charaktere, so ich kenne. Er hat auch für das Schöne viel Empfänglichkeit und die kindlichste Einfalt. Unsere Julia wird sehr glücklich mit ihm sein und er mit ihr. Denket Euch, was uns diese Nachbarschaft sein müsse!

An seine Schwester Catharina.

Münster, 10. März 1812.

Am Hochzeitstag unserer Julia schreibe ich Dir diese Zeilen, allerliebstes Kätchen, da Du Dich gewiß heute oft in unsern Kreis hineindenkst und hinein empfindest. Es ist der Hochzeitstag einer geliebten Tochter, ein Tag der Weh-

[1] Des ersten Hofmeisters der Brüder.

muth; aber wenn sie einen Mann wie diesen heirathet, ein Tag der herzlichen Freude zugleich, welche vor der Wehmuth vorwaltet. Diese sieht zurück, jene vorwärts; diese zurück in Tage der Zeit, jene vorwärts über Tage der Zeit hinüber in den Tag der Ewigkeit. Kerssenbrock ist ihr und mit vollkommenem Rechte von Tag zu Tag immer lieber geworden. Beide sind sehr glücklich.

Angst und Sorge macht uns der geliebte Clemens Droste. Er hat das faule Nervenfieber. Heut läuft der elfte Tag. Er hat es in seinem schönen Berufe geholt an einem Krankenbette, nachdem er im Lazarethe schon so Viele, die diese Krankheit hatten, besucht hatte. Die Anzeichen sind indessen sehr günstig. Es ist weit mehr Hoffnung als Furcht. Indessen Gefahr ist immer. Was wir an ihm verlieren würden, das weißt Du; für die Stadt, für das Land würde sein Tod ein unersetzlicher Verlust sein.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 24. März 1812.

Unser Kellermann hat sich entschlossen, mit uns nach Tatenhausen zu ziehen, sich unsern Kindern zu widmen. Es ist für uns ein nicht zu schätzendes Glück. Wir durften ihm nicht zureden, nur in schweigender Erwartung fürchten und hoffen. Indessen wünschten seine und unsere besten Freunde, daß er bei uns bleiben möchte, Overberg, Clemens Droste, Brockmann. Gleichwohl hatte er als Pfarrer einen großen Wirkungskreis, und seine Predigten wurden vorzüglich besucht. Gott gebe, daß meine Kinder durch wahres Gedeihen seine Wahl krönen mögen!

Die Gräfin Sophie schrieb: Geliebte Luise, ich habe in Deinem Briefe an Stolberg Deine Meinung über l'amour pur gesehen, und da kann ich es doch nicht lassen, aus mei-

ner freilich sehr dürftigen Erfahrung für das, was mir Wahrheit ist, zu zeugen. Wer mir den inneren Umgang mit Gott, die, so viel mir meine Schwäche es zuläßt, beständige Beziehung auf ihn nehmen wollte oder nehmen könnte, der würde mein Leben zu einem gehaltlosen Treiben, zu einer öden, dürren Eiswüste machen. Im Lichte dieser Sonne sehe ich meine Geliebtesten schöner und liebenswürdiger und schöpfe Liebe, wo sie allein rein und unbefleckt von Eigenliebe zu finden ist. In diesem Lichte allein finde ich auch Muth, mich selbst so dürftig zu erblicken, als ich es bin, und finde in allen Menschen etwas Liebenswürdiges, weil sie ja doch Gott angehören und ihre hohe Bestimmung wieder erreichen können. Von meiner frühesten Kindheit hatte ich ein oft schmerzhaftes, unerträgliches Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen, Sichtbaren, einen Durst nach dem ewigen, vollkommenen Wesen. Dieser Durst war so unersättlich, daß ich immer nach dem Tode verlangte; nur Liebe zu meiner Mutter hielt mich, und Niemand verstand, was ich wollte. Nichts konnte mein Herz stillen. Sehr schlechter Unterricht, eigener seichter Verstand und ein thörichtes Herz hatten mich von dem wahren Wege abgebracht. Nur nachdem ich Gott, den meine Seele suchte, durch kindlichen Glauben an Jesum Christum, durch Liebe suchte, fand ich Ruhe. Eine neue Welt ging mir auf und Alles, was mir Räthsel war, ward mir gelöst, oder der Glaube und die Liebe beruhigten mich darüber. Aber ich muß in stiller Sammlung des Gemüths immer wieder schöpfen und fühle, wie dieser Umgang allein meine müde Seele erquickt und mir Kraft zu jedem Kampfe gegen mich selbst gibt, Ergebung, Liebe für Zeit und Ewigkeit. Ich drücke mich unvollkommen aus und spreche überhaupt so ungern und mit sehr Wenigen über diese Gegenstände, denn man wird so selten verstanden;

aber mein Herz drang mich. Einst, geliebte Luise, werden wir gewiß uns ganz verstehen und hinsinken in Liebe und Anbetung.

An seinen Bruder Christian.

Brinke, 6. Mai 1812.

Da ich in der letzten Hälfte des März meinen neunten Theil[1] geendigt habe, und so kurz vor der Reise den zehnten nicht anfangen wollte, habe ich von der Zeit an meinen Geist mancherlei Spaziergänge thun lassen. Unter Anderm habe ich den ersten Theil von Niebuhr's römischer Geschichte gelesen. Ich bewundere die gewaltige Gelehrsamkeit, oft auch den Scharfsinn unseres Freundes; aber wer wird ihn lesen? Welcher Aufwand von mühseligen Untersuchungen, deren Resultat oft nur gelehrte Ausbeute gibt! Sonderbar ist es, daß er bei diesem Fehler des historischen Pedantismus den entgegengesetzten des Apriorisirens der deutschen Professoren nicht zu vermeiden wußte. Es ist sehr viel Verstand in dem Buche, und in einigen Stellen wird man auf erfreuliche Weise durch Geist überrascht. Aber es ist weder ein freudiger noch ein gewisser Geist. Es fehlt ihm an Einfalt. Daher auch, bei ausgezeichneter Sprachkunde, der dennoch schwere Styl. In Hypothesen ist er sehr dreist, und vorgefaßte Ansichten, z. B. offenbare Parteilichkeit für die Plebejer, geben ihm Anlaß zu falscher Würdigung. Die pragmatische Sucht macht ihn manchmal ungerecht selbst gegen Livius, und für die edle Liebenswürdigkeit Plutarch's fehlt es ihm ganz an Sinn. Mit diesen Fehlern bleibt er immer ein schätzbarer Schriftsteller, kein Stern erster Größe, und zu gut, um nur als ein Famulus,

[1] Der Religionsgeschichte.

wie freilich außer Semmler, Baumgarten's Famulus, wohl noch keiner war, für große Schriftsteller zu sammeln. Unter Anderm fehlt ihm ganz die Kunst, die Sprache leicht zu führen, gleich als ließe man sich von ihr führen, und dennoch sie sagen zu lassen, was man will. Aber bei Grundsätzen, die mir oft mißfallen, erscheint seine Empfindung immer so, wie sie ist, edel, zart, und Liebe zur Wahrheit folgt ihm auch auf seinem Steckenpferde, der Hypothese.

Münster, 8. Mai 1812.

Ich habe Jacobi's letzte Schrift gelesen. Die vorangehende: ‚Ueber eine Weissagung Lichtenberg's' scheint mir in sehr hohem Grade vortrefflich. Die über die Recension (immer muß doch Jacobi sonderbare, manchmal geringfügige Anlässe zu Schriften auf den Titel setzen) hat auch vortreffliche Stellen, das Ganze aber scheint mir gehaltlos und eine windige Prahlerei mit Ansichten, die er dem Christenthum abborgt, dessen ganzes Wesen er doch, so viel an ihm, dem Sterblichen, liegt, zu entkräften, zu vernichtigen trachtet. Indem er dem göttlichen Platon huldigt, scheint er zu vergessen, daß dieser, oder vielmehr Sokrates, im platonischen Phädros, auf so schöne Weise, wie der Hirsch nach der Quelle, nach einer zu wünschenden göttlichen Offenbarung schreit, deren Möglichkeit Jacobi wegzudemonstriren sich bemüht.

In Brinke habe ich den ersten Theil von Johannes Müller's Biographie und Briefen gelesen. Kein Mensch hat wohl — und dazu so früh — in der Jugend — den wahren Geist der Geschichte so erfaßt, wie er. Der gute Bruder hat, ich begreife nicht warum, den Brief ausgelassen, welchen Johannes im 21. Jahre schrieb und den der braunschweigische Zimmermann in seiner kleinen Schrift über ihn

anführt, ein Brief, dessen große Ansichten zum Erstaunen sind, wenn man die Jugend des Verfassers bedenkt. Sein Leben ist sehr interessant; zwar zeigt er viel Eitelkeit, aber dabei doch so heitere Gutmüthigkeit, daß man ihm jene nicht so hoch anrechnet. Der Plan seiner Studien, wie er ihn sich selbst entworfen, und die Weise, wie er diesem Plane gefolgt ist, scheinen mir bewunderungswürdig. Er muß, soweit die Briefe des ersten Theils gehen, lauter an Sitten gewesen sein, wie aus Bonnet's vorzüglich, dann auch aus anderer trefflicher Männer, z. B. Tronchin's Freundschaft und Zeugnisse erhellt.

Brinke, 14. Mai 1812.

Das wehmüthige, aber herzerhebende und gesegnete Andenken der Geliebten [1], welche heute vor einem Jahr von hinnen schied, gibt mir die Feder in die Hand, und vergegenwärtigt mir Euch und die andern Unsrigen, die ihr nachsehen. Um ein Jahr sind auch wir, seit sie von hinnen schied, unserm Ausgange näher gekommen. Das letzte war fruchtbar für mich an Ereignissen, und wie bald schwand es dahin! Oft wende ich anizt auf mich die Worte des Lafontaine an: Tout établissement vient tard et dure peu. Aber unsere Niederlassung hienieden soll auch nur ein Sitz des Vogels auf dem Zweige sein.

Seit meiner Rückkehr aus Münster habe ich nun auch den zweiten Theil der Lebensgeschichte Müller's gelesen. Er hat mich noch mehr als der erste interessirt. Euch verdanke ich diesen Genuß. Welchen vielumfassenden Geist, welches Gefühl und welchen Sinn für das Wahre, Gute, Schöne hatte der Mann! — Wie früh roch auch er Unrath in der Philosophie der Zeit, und wie blieb, bei allen Zerstreuungen,

[1] Gräfin Emilie Ranzau, geb. Bernstorff.

tiefes Gefühl der Religion in ihm, daher er auch die Weltgeschichte so rein erfaßte, weil er dem Gang der Vorsehung nachspürte und, wie er selbst so wahr als schön sagt, in Christus den Schlüssel der Weltgeschichte fand. Wie liebenswürdig war er als Sohn, als Bruder, als Bürger eines Freistaats und als Diener von Fürsten, denen er mit Würde diente. Möge er, der lange krank war, der so viel Religionssinn besaß, der die Wahrheit so gesucht und so freimüthig bekannt, der so viel Segen der Mutter auf sein Haupt gerufen hatte, die Zeit der Krankheit noch gut angewandt haben!

Schade ist's, daß wir ihn in der Schweiz [1], wo er zugleich mit uns war, nicht begegnet haben! Ueber wie Vieles empfand und dachte er, wie wir! Daß er für Klopstock so wenig Sinn hatte, thut mir weh und ist mir unbegreiflich. Auch ließ er sich manchmal zu unverdienter Bewunderung hinreißen, wie z. B. für Saint Martin und Vaillant. Von den Schriften des ersten habe ich genug gelesen, um nicht Verlangen zu tragen, den homme de désir, den er so lobt, auch zu lesen.

Diesen Nachmittag kam Ernst. Wie wohl uns hier werde beim geliebten, lieben und liebenswürdigen Paar, könnt Ihr Euch vorstellen.

Brinke, 18. Mai 1812.

Die Art, wie Müller vom Verluste des Jünglings in Wien redet, hat mich darum sehr erfreut, weil ich mir die Möglichkeit denken kann, daß diese Freundschaft, welche doch gewiß rein war, durch Mißverstand mag mißdeutet worden sein und so vielleicht auch andere. Ich möchte ihn mir so

[1] Im Jahre 1775.

gern rein denken, und der Bruder spricht in einer Note von früheren Verleumdungen gegen ihn.

Im Mai 1812 trat Stolberg mit seiner Gemahlin und dem auf Urlaub befindlichen Sohne Ernst die bereits erwähnte Reise nach Carlsbad an und verweilte längere Zeit in der Stolberg-Wernigerodischen Familie, bei seiner Tochter Mariagnes in Neudorf in Schlesien, einer Wernigerodischen Besitzung, und bei seiner Tochter Henriette auf dem Hardenbergischen Familiengut Oberwiederstedt in der Grafschaft Mansfeld. In Weissenfels, wo der Vater Hardenberg's Salinendirector war, sah er den Schwiegersohn, der nach kurzer glücklicher Ehe schon am 28. Mai 1813 starb, zum letztenmal.

Ueber die Reise und aus der Reisezeit besitzen wir in Briefen an den Bruder Christian und dessen Frau, und in Tagbuchaufzeichnungen ausführliche Berichte, von denen nachstehende von allgemeinerem Werth.

Wernigerode, 25. Mai 1812.

Am 19. verließen wir unsere Lieben in Brinke. Zwischen Brinke und Hervorden stiegen wir aus in Engern, wo in der Kirche Wittekind begraben liegt. Oben, nach alter Art und Kunst, liegt der alte Held, starrend in Stein und in Lebensgröße. Am 20. reisten wir nach Hildesheim, wo ich ein interessantes Stündchen beim trefflichen Fürstbischof, Fürstenberg's Bruder, hatte. Sehr wohl ist uns hier bei dem edlen Paar. Der sichtbare Segen, welcher über das Wernigerodische Haus waltet, offenbart sich vorzüglich durch die guten Weiber, die hineinheirathen. Morgen geht's nach Stolberg.

Stolberg, 29. Mai.

Stolberg scheint mir noch schöner als selbst Wernigerode. Diese Berge alle mit dem schönsten Laube, bedeckt von Man-

nigfaltigkeit der Buchen, Eichen, Ahorne, Eschen, Birken, Masholder, alle in ihrer Art von vorzüglicher Schönheit; diese Felsen und Grotten und Bäche, diese Fruchtbarkeit in den Thälern, die Aussichten aus dem uralten, doch so wohl erhaltenen prächtigen Schlosse, zu dessen Füßen tief in zwei Thälern die Stadt sich wie in zwei Flügeln verbreitet, die unmittelbare Nähe der schönsten Waldungen, wo oft vier bis sechs Gänge über einander durch die schönste Aussicht führen, geben dieser Lage eine eigene, so hohe als anmuthige Charakteristik. Seit 28 Jahren sah ich nicht diesen alten, mehr als tausendjährigen Sitz unserer Väter, und mit der Aussicht auf die Berge, Thäler und den Wildebach strömen alle diese verflossenen Jahrhunderte vor meinem Blick dahin. Unser Vetter und Base erzeigen uns viel Freundschaft und deren Sohn Joseph macht Ernst auch die weiteren Gegenden bekannt.

Oberwiederstedt, 2. Juni.

Sehr gerne ginge ich über Weimar, der trefflichen Herzogin wegen, und bliebe dort einige Tage, würde mich auch freuen, die Großfürstin zu sehen und die Gräfin Bernstorff; aber Du begreifst, welche Geister dort mich abhalten. Doch werde ich vielleicht Goethe in Carlsbad finden, wo er, wie ich höre, sehr oft zu sein pflegt.

Oberwiederstedt, 7. Juni.

Ich habe hier Schelling's Schrift wider Jacobi gelesen. Sie ist in hohem Grade verunglimpfend und erregt den gerechtesten Unwillen. Du weißt, in wiefern und wie sehr ich mit Jacobi's Ansicht unzufrieden bin, vorzüglich mit dem Stolze, der so geradehin die Möglichkeit einer wirklichen Offenbarung läugnet, so viel er auch von Offenbarung schreibt. Dieser Stolz, diese Vermessenheit, mit welcher er

jene lebendige Quelle zu verstopfen sich bemüht, um die Menschheit aus seiner gespaltenen Cisterne zu tränken, macht mich für seine arme Seele zittern. Schon seit vielen Jahren ist er nicht mehr der Mann, den ich in Pempelfort als demüthigen Zweifler nach Erkenntniß lechzen sah und so lieb gewann. ‚Er ist in seinem Dichten eitel geworden.‘ Aber mit ernster und hoher Würde behandelt er seinen Gegenstand, erkennt das Unzureichende des Verstandes, ihn zu umfassen, und erkennt das θεῖον in der Menschenbrust. Durch Surreptionen mancher Art bemüht sich Schelling, ihn bald als Atheisten, bald als fanatischen Schwärmer vorzustellen, und rühmt sich geradezu, zuerst das Dasein Gottes rein erwiesen zu haben. Sein Gott ist von Ewigkeit her die höchste Stärke gewesen, welche aber nicht in actu, sondern nur in potentia die sich später entwickelnde Weisheit und Güte in sich enthielt. Er fällt also in die alberne Ungereimtheit des Grafen Schmettau, der ‚einen sich von unten auf gedient habenden Gott‘ lehrte, obschon nicht in dem platten Ton von Schmettau. So wie dieser Gott mit einem Feldmarschall verglich, der von der Pike auf gedient hätte, so Schelling mit Newton, der als Kind die Anlage zum größten Geometer in sich hatte, ehe er es wirklich ward. Der letzte und längste Theil der Schelling'schen Schrift besteht aus einer Vision, in welcher er, mit vielem Witze, aber mit eben so vieler Bosheit, Jacobi lächerlich zu machen sucht. Offenbar ist Schelling ein Mann von vielem Geist, aber von rasendem Dünkel. Vom Christenthum spricht er mit Ehrfurcht und glaubt wahrscheinlich an die göttliche Sendung Christi, dessen System ganz zu enthüllen ihm, dem Schelling, vorbehalten war. Er hat an Perthes geschrieben: Er wünschte, daß ich diese Schrift läse. Ich würde dann eine andere Idee von seiner Philosophie bekommen, als ich hätte, und sehen,

daß er wo ganz anders hinaus wollte, als ich dächte. Er sei ein sehr antheilnehmender Leser meiner Geschichte der Religion. Aus Obigem ergibt sich mir, wie er die Dreieinigkeit verstehe.

Ganz anders, mit vieler Würde und dem unverkennbaren Verdienste Jacobi's Gerechtigkeit widerfahren lassend, hat Friedr. Schlegel eine vortreffliche Recension von Jacobi's Schrift gemacht. Sie steht im ersten Stück seines deutschen Museums. Suchet Euch das zu verschaffen. Von dieser Recension möchte ich jedes Wort unterschreiben.

Oberwiederstedt, 8. Juni.

Diesen Nachmittag fuhren wir, das Schloß von Mansfeld zu besehen. Es liegt auf einem Berge, unten die Stadt. Das Schloß, so groß es auch ist, macht doch nur einen kleinen Theil des ehemaligen Ganzen, dessen ungeheure und in hohem Grade romantische Trümmer, verbunden mit dem geschichtlichen Andenken seiner Heroen, den Geist auf mancherlei Weise ergreifen. In den verwandten Hallen tönte mir der Schild von Selma, und die Leier gab einen dem Schild entsprechenden Anklang.

Mansfeld's Trümmer.

An meine ältesten Söhne.

Ihr saht sie mit mir, Söhne, der Helden Burg[1] ꝛc.

Carlsbad, 12. Juni.

Die Schönheit des Erzgebirgs und der böhmischen ihm angrenzenden Berge fiel mir auch dießmal wieder auf, als sähe ich sie zum ersten Mal. Aber es sind Schönheiten

[1] Gesammelte Werke 2, 260.

einer rauhen Natur. Man möchte oft glauben, jenseits des 65. Grades in Schweden, Norwegen oder den nördlichsten Theilen Schottlands zu sein. Doch findet man sehr viele fruchtbare Thäler und wunderschöne Auen, deren frisches Grün mit den dunkeln Tannen schön absticht. Die Wohnungen sind freundlich, das Volk sehr fleißig und freundlich. Etwa fünf Stunden von hier fanden wir dicht neben uns in Klüften Schnee. Wohlgemuth kamen wir endlich am 11. nach Mitternacht hier an. Nachmittags kam Goethe zu uns. Da ich ihn in 28 Jahren nicht gesehen hatte, fand ich ihn sehr verändert. Er, der so schlank und so blaß war, ist dick und roth, sieht sehr gesund aus. Er war sehr freundschaftlich, zeigte Rührung und Freude und auch mich überströmte die Erinnerung der lang verflossenen Zeit. Schon seit dem 3. Mai ist er hier und will bis im September bleiben. So pflegt er alle Jahre zu thun. Ich habe bei ihm Alexander Humboldt wiedergesehen, welcher durchreiste.

Carlsbad, 24. Juni.

Die Cur scheint sowohl Sophien als mir sehr wohl zu bekommen. Ein junger Däne ist hier, Namens Sibbern, der in Jena studirt hat und bestimmt ist, Professor der Rechte in Christiania zu werden. Er ist gebürtig aus Kopenhagen, ein interessanter junger Mann, voll edleren Patriotismus und Liebe zum Schönen. Als ich dänisch mit ihm zu reden anfing, ging ihm das Herz auf. Er ist Kenner der dänischen Dichter und voll Enthusiasmus für sie, nordische Alterthümer und ihre in der That schöne Sprache, doch so, daß er auch der hohen deutschen Schwester volle Ehre angedeihen läßt. Er zeigt gute Gesinnung, und ich hoffe, er werde Nutzen stiften.

Carlsbad, 10./16. Juli 1812.

Auch auf geistiger Aue der Empfindung und der Betrachtung pflückt man mancherlei Blumen, einige einzeln, andere windet man in einen Kranz. Oft welken sie bald dahin, ‚und ihre Stätte kennet sie nicht mehr'. Doch auch vergessen wirken sie in nachbleibendem Dufte, denn nichts was da ist, vergehet, so unerkennbar es auch in der Umwandlung werden mag. Für die Geliebte möcht' ich einige Blumen sammeln, ob vielleicht der Hauch der Liebe sie lebendig erhielte. Blumen geistiger Aue welken nicht alle, und ob sie auch welken, so lassen sie lebendigen Samen. Manche tragen schon reifen Samen, indem sie blühen. Mögen diese sein, was sie wollen, in der Hand meiner Sophia werden es Vergißmeinnicht sein.

Dem sinnenden, empfindenden Menschen tönt seltner oder öfter, leiser oder lauter, heller oder dumpfer mancherlei Anklang: Anklang aus der offen liegenden, doch geheimnißvollen, in ihren Schönheiten so erhabenen, einfältigen, wundervollen, aus Wundern hervorgehenden, Wunder bereitenden Natur, Anklang aus den Menschen um ihn her, Anklang aus Werken der Menschen, Anklang aus eigener Erinnerung und leiser Wahrnehmung, hehr und leise, fernher, wie von Harmonie der Sphären, Anklang großer Ahnung. Je reiner er selbst, desto reiner der Anklang, den er vernimmt. Er verwahrlose derer keinen, wolle aber nicht auf Noten setzen, was ihm auf solche Weise tönt. In den Schwingungen dieser Laute regen sich Kräfte der unsichtbaren Welt, sie bringen Blüthenstaub von Jenseits her in die empfängliche Seele. Diese ahnet sie, sehnet sich, ängstet sich, fühlt namenlose Wonne und gebiert geistige Frucht.

Wir wähnen manchmal aus Vertrauen in Gott ruhig zu bleiben bei den Anschlägen der Feinde Gottes wider Seine Kirche, wenn unsere Ruhe nur Kälte ist. ‚Der Schaden Josephs‘ rührt uns nicht. Manchmal auch wähnen wir aus reinem Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil der Menschen uns zu härmen, wenn unser Harm nur Kleinmuth ist. Dem edeln Kämpfer hebt eigene Gefahr den Muth, denn sterben will er gerne, wenn nur die Fahne des Heers vorwärts wallet und er den Sieg erkämpfen hilft. Auch die stille Thräne der frommen Wittwe kämpft für die Heerschaaren Gottes.

Dräuet, drängt, lästert und wüthet ein Sanherib? Sanherib, wer bist Du? ‚Die Jungfrau, Sions Tochter, verachtet Dich und spottet Dein! Die Tochter Jerusalem schüttelt ihr Haupt Dir nach!‘ Aber dieses Hauptschütteln geziemt nur der reinen jungfräulichen Sionsseele, die schüchtern, im Gefühl eigener Ohnmacht, mit Kräften jener Welt den Arm Gottes ergreift, in Glauben, Hoffnung und Liebe Ihm anhanget, an diesem Arme sich den Verhältnissen der Zeit entschwinget, die Erde unter den Füßen sieht und im Lichte Gottes ringsumher Sein Reich schauet, in welchem dereinst jedes scheinbare Mißverhältniß in Harmonie sich auflösen soll.

‚Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!‘ sagte jener Vater des Mondsüchtigen im Evangelium. Demuth begleitete den Glauben des Flehenden und der Sohn Gottes machte den Knaben gesund.

Die Liebe der Welt treibt alle wahre Liebe aus dem Herzen. Die Furcht Gottes macht uns für jede wahre Liebe empfänglich.

Blumen von gleicher Schönheit pflückte er ‚auf geistiger Aue der Empfindung und Betrachtung‘ für seine Tochter Mariagnes von Ende Juli bis September während seines Aufenthaltes in Neudorf.

‚Sehr richtig ist die Bemerkung eines großen Geistes, daß das Gemeine und Alltägliche uns leicht zu sich hinabziehe, wofern wir uns nicht oft zum Höhern erheben. ‚Kein Tag ohne Zeile‘ machte sich ein Schriftsteller zur Richtschnur. Sie gilt noch mehr für das Lesen als für das Schreiben. Geistige Genügsamkeit führt zur Gemeinheit. Hast Du wenig Zeit, so gib dem Geiste einen Büschel Ambrosia, einen Tropfen Nektar. Kraft solcher Nahrung kannst Du auch im Umgang mit leeren Menschen nicht verschmachten.

Die stille Nacht zieht ihren Schleier über die Erde und enthüllt uns den Sternenhimmel, diesen unendlichen Schauplatz der Macht und der Weisheit Gottes. Derjenige scheint mir nicht auf würdige Weise ein Johanneswürmchen betrachten zu können, der noch zweifeln kann, ob der Sternenhimmel, dieser unendliche Schauplatz der Macht und Weisheit Gottes, auch der unendliche Schauplatz seiner Liebe sei. ‚Gott ist die Liebe.‘

Einige beseitigen die Vorstellung des bewohnten Weltalls aus engherzigem Patriotismus für die Erde. Können sie gleich diese nicht zum Mittelpunkt der Schöpfung machen, so glauben sie dennoch, daß die zahllosen Himmelsheere, unter denen sie wie ein Stäubchen schwimmt, ihr wie Lämpchen einer Erleuchtung zur Ergötzung dienen sollen. Aber welchen Zweck hätten dann diejenigen Sterne, welche nur das be-

waffnete Auge entdeckt hat und noch entdeckt, die gleichsam erst seit gestern entdeckten Firmamente, die man Nebelflecken nannte, bis dahin erfüllt? Etwa Herschel's Teleskop zu verherrlichen? Nicht den Schöpfer? Denn ein lebendiges Insect hat mehr Gehalt und Würde als Orion's Gestirne, wofern auf Orion's Sternen sich kein Leben regt. Solche engherzige Vorstellung scheint mir noch ungereimter, obschon viel unschuldiger, als der Wahn eines Idealisten, der da glaubt, daß nur er das Dasein habe und alle andern Menschen sammt der ganzen Welt nur ein Spiel seiner Phantasie sei.

Andere wenden den Blick ängstlich vom Gedanken eines bewohnten Weltalls aus einer kleinlichen Ansicht von Religiosität. Der Gedanke befremdet sie, daß Gott unter allen Weltbewohnern nur den Erdbewohnern sich durch Jesum Christum solle geoffenbart, sie zum Gegenstand seiner höchsten Erbarmung solle gemacht haben. Aber wissen wir nicht, daß ‚Alles, was im Himmel und auf Erden ist', das Sichtbare und das Unsichtbare, ‚durch Ihn (den Sohn, das Wort) und für Ihn geschaffen worden'? Jene Welten also auch. Die Bewohner derselben bestanden vielleicht größtentheils, als sie geprüft wurden, im ursprünglichen Guten; viele derselben fielen vielleicht ab, wie wir oder wie die gefallenen Engel. War Sühnung für jene nothwendig wie für uns, so ward sie ihnen wie uns, durch Ihn, durch das ewige Wort, durch den Sohn, der überall das Gute hervorbringt und das Böse bekämpft. Oder ist Gott nur der Erde Gott? Nicht auch der andern Welten Gott? Ja freilich auch der andern Welten Gott!

So einleuchtend als richtig ist der Spruch: ‚Ich denke, also bin ich.' Die uns verliehene Fähigkeit zu lieben bürgt

unsere Unsterblichkeit. Ich kann lieben, also werde ich sein. Haben wir die wahre Liebe, deren Quell und Gegenstand Gott ist, jene Liebe, die sich durch unbedingten Gehorsam thätig erweist, so können wir sagen: ‚Ich liebe, darum werde ich ewig lieben, ewig selig sein.‘

Es gibt Wahrheiten, zu denen der Mensch nur durch Offenbarung gelangt, die aber auch, wenn geoffenbart, einleuchten wie die Sonne. Nur die wahre Religion lehrte uns, daß die Liebe allein unsere ganze Bestimmung sei, daß sie alle Tugenden umfasse, hervorbringe, nähre, daß nur in der Liebe unsere Glückseligkeit sei. Unrein und schwankend sind unsere Freuden ohne die Liebe; ohne sie ist unsere Bestimmung ein trauriges, nicht zu lösendes Räthsel, ohne sie kein wahres Leben. Sie ist des Lebens Leben und nur sie! Der Unendliche gibt sie und ihr Gegenstand ist der Unendliche!

Das Licht, durch welches alles Sichtbare sichtbar wird, ist das edelste der sichtbaren Welt; man möchte es die sinnliche Seele der Welt nennen. Es bringt hervor, es offenbart, es belebt, es erwärmt, es verschönt, es nimmt durch Mittheilung nicht ab, es ist das Bild der Wahrheit und der Liebe. Was durch verliehene Kraft die Sonne den sichtbaren Geschöpfen ist, welche sie bescheint, das ist durch eigene Kraft das ewige Wort, der Sohn des Vaters, ‚die Sonne der Gerechtigkeit‘ den Geistern.

Sinnreich ist die schöne Fabel der schönen Pandora, aus deren durch Vorwitz geöffneter Büchse alle Uebel in die Welt

kamen, nur die Hoffnung blieb im Boden der Büchse zum Trost der armen Sterblichen. Die Religion Jesu Christi erhöht die Hoffnung zur Tugend und zeigt uns solche in schwesterlichem Vereine mit dem Glauben und mit der Liebe.

Warum erhöhet die Religion Jesu Christi die Hoffnung zur Tugend? Weil sie die Tochter des Glaubens und der Liebe ist. Die Liebe vergöttlicht den Glauben und die Hoffnung, weil sie göttlich ist.

Es gibt noch eine Tugend, welche nur die Offenbarung Gottes bekannt machte, welche nur die Religion gibt, die Demuth. Völker, zu denen die Offenbarung nicht gelangte, hatten kein Wort, sie auszudrücken, obschon sie in den Herzen einiger Gott suchender Heiden, z. B. Sokrates, lebte. Die Demuth entäußert den, der sie hat, alles Eigenen, sie scheint ihn in den Staub zu senken, aber auch aus diesem Staube schwingt sich Verklärung empor. Denn der Demüthige, der ganz seinen hiesigen Raupenstand preisgibt und sich einspinnt in Unscheinbarkeit, wird vom Strahl der Gnade belebt, schwingt sich, unbemerkt von Andern, im Geiste empor, lebt vom Thau des Himmels, sonnt sich im Strahl Gottes.

Hätten wir wahren Glauben, wahre Hoffnung, wahre Liebe, o wie inbrünstig und wie kräftig würde unser Gebet sein! Wer, mit diesen Tugenden begnadigt, um Wachsthum im Guten bittet, wird gewiß erhört. Bittet er um zeitliche Dinge, so bittet er nicht unbedingt, und versagt ihm Gott das was er begehrt, so gibt er ihm Anderes und Besseres. Bittet er für einen Andern, welcher seine Fürbitte vereitelt,

so gehet doch der Segen aus ihr aus und wendet sich dem Beter zu.

Keinem Beobachter seiner selbst und Anderer kann es entgangen sein, wie geneigt wir sind, im Verkehr mit unserm Nächsten die Liebe zu verletzen. O daß wir es uns zur Gewohnheit machten, bei jedem Anlasse irgend einer Erinnerung an den Nächsten für ihn zu beten! Vorzüglich aber, wenn wir uns gegen ihn gereizt fühlen.

Die Natur spricht uns an durch alle Sinne oder vielmehr Gott durch die Natur. Und wie herzlich, wie freundlich ist diese Sprache! Wer Gott durch sie und durch seine wörtliche Offenbarung und durch seinen innern Zuspruch vernahm, der erkennt in drei Sprachen den Einen und beantwortet jeden Zuspruch mit einem: ‚Abba lieber Vater‘.

‚Nimm mich mir und gib mich dir!‘ das war das tägliche Gebet des seligen Waldbruders Claus, der bekannt ist unter dem Namen Niklas von der Flüe (vom Felsen). Nach neunzehnjähriger heiliger Einsamkeit verließ er seinen Felsen auf kurze Zeit, um die Zwiste der Eidgenossen zu sühnen. Und es gelang ihm. Was mußte nicht dem gelingen, der dem eigenen Willen so abgestorben war!

Die von Weisheit geleitete Liebe erlaubt uns nicht immer, mit unsern Geliebtesten von dem zu reden, was uns eben in Absicht ihrer glühend am Herzen liegt; aber mit Gott können wir immer von ihnen sprechen.‘

Aus Neudorf liegen auch noch zwei Briefe Stolberg's an seinen Bruder Christian und die Schwägerin Luise vor, vom 12. und 19. August 1812. ‚Ich empfehle Euch,' schreibt er, ‚wofern Ihr es nicht schon kennt, das höchst interessante Büchlein von Alex. Humboldt: Ansichten der Natur. Ob aber wirklich nur der schon 1808 herausgekommene erste Band existiren mag? Mit großem Interesse habe ich auch Goethe's Leben hier gelesen und lese izt, obschon du pouce, des Denon Voyage d'Égypte, mit Interesse für den Verstand und großem Unwillen. In Carlsbad empfahl und lieh mir Goethe den ersten Theil von Jacobi's Schrift, auf daß ich Hamann's Briefe lesen möchte, von denen Goethe mit Bewunderung sprach, wie sie es auch verdienen. Aber ist es nicht sonderbar, daß Goethe mich damit bekannt machen mußte und sie so anpries? Das theure Werk des Denon mit den schönen Kupfern gehört dem Grafen Geßler, der fast mehr hier als im nahen Reichenbach ist, wo er Zimmer gemiethet hat. Er hat aber auch hier ein Zimmer, ein wahrer Freund des Hauses, der Viel gesehen, Viel erfahren, Viel gelesen, vielfältige Kenntnisse, viel Verstand hat und große Anhänglichkeit an einige wenige Freunde, ein Mann von 60 Jahren, Vetter der Grafen Geßler, die mit meinem Bruder und mir in Halle studirten.'

‚Ihr werdet Euch wundern, zu hören, daß die Krüdener eine Zeitlang in Gnadenfrei, einem Brüdergemeindeort, einige Meilen von hier, mit ihrer Tochter gelebt habe und von den Brüdern als eine Enthusiastin angesehen worden. Noch diesen Frühling hat Mariagnes sie in Peterswaldau gesehen, wo man ziemlich von ihr eingenommen war. Auch soll sie dort zwar sehr fromm gesprochen haben, doch ohne jene an Verzückung grenzende Exaltation. Sie hatte noch ein junges Mädchen bei sich, dessen Eltern man nicht zu kennen scheint.

Die Tochter soll ein schönes Mädchen sein, das aber ganz den Weltton hat und dem nicht wohl bei dem Wesen der Mutter ist. Fern sei es von mir, die Mutter als eine Heuchlerin anzusehen, aber ihr Zustand scheint mir auf Täuschung gegründet, welche nicht ohne Eitelkeit sein mag.'

Kurz vor seiner Heimkehr schrieb er aus Oberwiederstedt zum Geburtstage des Bruders am 15. October: ‚Von verschiedenen Jahren, mehr an Zahl als unser seliger Vater und unsere selige Mutter gelebt haben, strömen die Erinnerungen Deiner Geburtstage mir in's volle Herz! Wie viele dieser Tage feierte ich an Deiner Seite! Wie viele auch getrennt von Dir! Und vielleicht Dir desto näher! Denn Sehnsucht ist einmal unser wahres Element hienieden in der Pilgerschaft, und gegenseitige Sehnsucht hat Kräfte, die durch Ahnung und sichere Erwartung vereinender Zukunft zu Kräften jener Welt werden. Wir rücken Beide in den Abend des Lebens immer tiefer hinein, und rücken gern tiefer hinein, weil wir des großen, heiligen Morgens eines ewigen Tages harren. Trennung von den Geliebten ist ein glühendes Feuer, an dem die sinnliche Anhänglichkeit geläutert, die Seele durch Leiden der Liebe gekräftigt wird und die Sehnsucht sich entzündet! Daß Gott, der uns die Liebe zu einander in's Herz gab, in diesem Jahre, das Du heute beginnst, diese Sehnsucht durch frohes Wiedersehen in Tatenhausen kühlen werde, ist mein inbrünstiger Wunsch und meine süße, ich darf ja wohl sagen zuversichtliche Hoffnung.'

‚In Tatenhausen begann für Stolberg,' schreibt die Gräfin, ‚seit dem Herbste 1812 die Zeit einer gänzlich ungestörten Arbeit für sein großes Religionswerk und für die Erziehung der Kinder. Seine Begeisteru[illegible]

Gottes strahlte im reinsten Glanze und durchleuchtete auch seine Liebe für das so lange geknechtete Vaterland, welches sich gegen Napoleon erhob. Jede Siegesnachricht durchschütterte sein Herz mit Freude, und die Hoffnung, daß nun eine bessere christliche Zeit für Europa anbrechen werde, erfüllte ihn wie mit dem Feuer neuer Jugend und Thatkraft. Wie hatte er gelitten unter dem schweren Drucke der Fremdherrschaft, wie war er empört über den Verrath, den Deutsche gegen Deutsche übten, wie opferfreudig brachte er jetzt seine Söhne dem Vaterlande dar!'

Bevor wir dieser seiner vaterländischen Gesinnung und Opferfreudigkeit des Näheren unsere Aufmerksamkeit zuwenden, theilen wir aus dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Tatenhausen bis ‚zur Kunde von der Völkerschlacht bei Leipzig' noch einige Briefe und Aufzeichnungen von anderweitigem Inhalte mit.

An seine Schwägerin Luise.

Tatenhausen, 23. Oct. 1812.

Ich habe Dir von der Freude geschrieben, die mir ‚der Held des Nordens' von La Motte Fouqué gemacht hat. In Leipzig kaufte ich seine Erzählungen und seinen Ritterroman: ‚der Zauberring'. Aus Versehen erhielt ich von den Erzählungen nur den zweiten Theil. Sie sind allerliebst. Der Zauberring ist ein herrliches Gedicht, reich an Phantasie, in sehr schöner Sprache geschrieben und im besten Geiste gedichtet, wie überhaupt alle seine Schriften, auch bei der Darstellung der Leidenschaft, sehr rein sind und dem Heiligen huldigend. Ich werde daher auch meine Knaben den Held des Nordens und den Zauberring lesen lassen.

Da ich auf der Reise nicht arbeiten konnte, habe ich, so wenig Zeit mir auch übrig blieb, doch mehr als seit

vielen Jahren gelesen. Im Alter bedarf man es desto mehr, dünket mich, das Oel guter Schriften in das eigene Getriebe zu träufeln, eingedenk des Sprüchleins vom Marschall Villeroi, das er zu Ludwig XIV. auf dessen Frage: ‚A quoi sert la lecture?‘ sagte: ‚Sire, elle fait à mon esprit ce que vos perdrix font à mes joues.‘ Ich werde nun auch meine homerischen Lectionen mit den Knaben wieder fortsetzen.

An Dr. Freudenfeld [1].

Tatenhausen, 14. Nov. 1812.

Es war mir eine sehr angenehme Ueberraschung, als ich nach Eröffnung eines Briefes von mir unbekannter Hand zuerst nach der Unterschrift sah und Ihren Namen fand. Denn ich hatte im Frühlinge dieses Jahres Ihre Gedichte gelesen. Doch von diesem, als dem mir wertheren Gegenstande, will ich, das Bessere auf zuletzt aufsparend, ein Wörtchen sagen, wenn ich erst den Inhalt Ihres Briefes werde beantwortet haben.

Die Schriften von St. Martin sind mir nicht unbekannt. Im Jahre 1797 las ich seine größte Schrift, welche, wofern mein Gedächtniß mich nicht täuscht, L'homme sous tous ses rapports oder L'homme et ses rapports betitelt ist. Des trefflichen Claudius Enthusiasmus für diesen Schriftsteller hatte mich mit einem günstigen Vorurtheile für ihn eingenommen, welches mich nicht verlassen hatte, obgleich ich nach wiederholtem Versuche, das Buch Des erreurs et de la vérité zu lesen, es aus der Hand gelegt hatte. Jenes andere wurde mir von einem Freunde empfohlen, und ich las es von einem Ende zum andern.

St. Martin hat Ernst und Tiefsinn, wie man ihn bei

[1] Aus Mecklenburg, convertirte i. J. 1817. Der Brief aus einer Copie.

seinen Landsleuten selten findet, auch Geist, aber sein Geist blieb mir fremd. Erlauben Sie mir, auf ihn anzuwenden, was Lessing irgendwo, ich weiß nicht von wem sagt: ‚Er sagt viel Neues und Wahres, nur schade, daß das Neue nicht wahr und das Wahre nicht neu ist.‘ Erlauben Sie mir ferner, Ihnen folgende Anecdote von ihm mitzutheilen. Der Freund, welcher mich bewog, das Buch sur les rapports de l'homme zu lesen, ein guter und verständiger Russe, hat sie mir selbst erzählt. Er und seine Frau, eine Frau von Geist, die wie der Mann religiös war, waren enthusiastische Verehrer von St. Martin, waren von Paris nach Lyon gereist, ihn zu sehen, aus seiner Tiefe zu schöpfen. Als sie vertraut mit ihm geworden, sagte St. Martin zu meinem Freunde, einem sehr gebildeten Manne: ‚Was wollen Sie von mir? Nicht für Männer wie Sie schrieb ich, Sie bedürfen meiner nicht, ich schreibe für ein verderbtes, vor Krankheit ekles Publikum, ob es vielleicht unter dieser Hülle die Wahrheit genießbar finden möge. Ihnen empfehle ich das Evangelium und die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen.‘

Mir schien, daß die Stellen seiner Werke, welche am meisten auffallen und ihn berühmt gemacht haben, von der Art sind, daß man mit Fug ihn fragen möchte: ‚Aus welcher Macht sagst Du solches?‘ Wer enthüllte ihm die Geheimnisse der Geisterwelt, wer vertraute ihm die Wirkung der Gestirnkräfte u. s. w. Wenn er dem Heiligen naht, so scheint er mir trocken und kalt, leer von Demuth, nicht angeweht von dem Geiste der Liebe, wie er aus dem wahren Christenthum evangelisch erquickend Herz und Seele labt und kräftiget. Wollen Sie mir gleichwohl Ihre Uebersetzung seines Ecce homo (dessen Titel mir der Anspielung wegen mißfällt) gütigst übersenden, so werde ich sie mit

Aufmerksamkeit lesen und Ihnen unumwunden meine Meinung sagen. Doch muß ich um Erlaubniß bitten, sie einige Zeit zu behalten, weil ich die saubersten Handschriften nicht mehr ohne Mühe lese. Was meinen lieben Claudius anbetrifft, so scheint mir, daß er von seiner Bewunderung für St. Martin ziemlich zurückgekommen ist.

Ihre Gedichte haben mir wahre und große Freude gemacht und den Sänger mir werth gemacht; in sehr schöner Sprache athmen sie die schönste reinste Empfindung und haben jenen ätherischen ahnungsvollen Charakter, welcher mir der wahre Charakter der Poesie, das heißt des Emporrufs der gebundenen Psyche zu sein scheint, die sich nach der wahren Heimath sehnt.

An seinen Bruder Christian.

Tatenhausen, 21. Nov. 1812.

Was soll, was kann ich für alle Worte Deiner Liebe sagen, und was über die von Empfindung durchglühte, auf Flügeln jugendlicher Phantasie und männlicher Kraft sich erhebenden Ode[1] der hohen Camönenjungfrau? Oder vielmehr der in Camönensprache singenden, unsterblichen Liebe? Was kann ich anders sagen, als daß die Empfindung mich beseligt, und daß ich den Ausdruck derselben mit freudigem, brüderlichem Stolze bewundere.

An Friedrich de la Motte Fouqué[2].

Tatenhausen, 10. Dec. 1812.

Willkommen wie die Erscheinung eines guten Geistes, unerwartet und erwünscht, war mir die Erscheinung Ihres

---

[1] Die Ode Christian's zum Geburtstag des Bruders. Gesammelte Werke 2, 263—265.

[2] Aus einer Copie.

liebevollen Briefes, so erwünscht, daß ich mir schon vorgenommen hatte, an Sie zu schreiben, ehe ich Ihren Brief empfing, angezogen von dem Geiste und dem Herzen, die so lebendig mich aus Ihren Werken ergriffen haben. Sie sind mir zuvorgekommen, mein edler Freund — ich fühle es, daß ich Sie so nennen darf — zuvorgekommen mit Ihrem Schreiben, zuvorgekommen um viele Jahre mit Ihren freundlichen Gesinnungen. Aber ich fühle Lust und Liebe in mir, Sie einzuholen, oder vielmehr, ich meine in der kurzen Zeit, seitdem ich mit Ihrem Geiste bekannt bin, Sie eingeholt zu haben. Denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin für die schönen Freuden, welche mir Ihr Sigurd, Ihre Erzählungen und Ihr Zauberring diesen Sommer und Herbst gemacht haben; jene Freuden, die man nur dann vollkommen empfindet, wenn die volle poetische Ader aus einem edlen Herzen fließt und man durch die schönste Zerstreuung, welche die Aufmerksamkeit auf das Gedicht nur unterbricht, um sie desto glühender zu beleben, von diesem auf den Dichter geführt wird und in seinen Werken ihn lebendig vor sich sieht und je mehr und mehr ihn lieb gewinnt.

Das Wehen des Geistes, welches in Dichterseelen fährt, ist ein himmlisches Wehen. Man vermag nicht zu sagen, woher es komme, noch wohin es fahre, daher es zu allen Zeiten und unter allen Völkern kommen kann. Aber so unabhängig auch in seinem Ursprung es ist, so wird es doch, mehr oder weniger, seltene Ausnahmen ausgenommen, vom Geiste der Zeiten etwas angefochten, welcher die zu Nachgiebigen mit sich fortreißt, und Stärkere, die ihm widerstreben, nur zu oft zu einer Art von Uebertreibung des Antagonismus verleitet, welcher, weil er übertreibt, seine Tendenz verfehlt. Ihre Muse bleibt unbefangen und behält daher ihre angeborene Grazie, welche dem äußerst befangenen

Geiste dieser Zeit weit kräftiger entgegenwirkt, als alles offenbare Widerstreben.

Aus tiefem Ernste eines für alles Gute entflammten religiösen Gemüthes erquillt der Strom Ihrer Poesie tief und klar, tausend Blumen am Ufer tränkend und immer den Himmel spiegelnd. Diese reine Unbefangenheit bewahrt sie auch meiner innigsten Ueberzeugung nach vor den grübelnden Theorien der neuesten Schule, welche die Poesie zur Kunst herabwürdigt, was sehr gegründet wäre, wenn Kunst von kennen und nicht von können abzuleiten wäre.

Meine Frau ergötzet sich mit mir an Ihren herrlichen Werken, und so streng gewissenhaft sie auch in Absicht auf Wahl der Bücher für die Kinder ist, daher Alles, was Leidenschaften in ihnen entflammen kann, entfernt, weiß sie doch zu sehr den Geist der höhern Liebe, die zum Urquell zurückführt, vom gewöhnlichen Geiste der poetischen Liebelei zu unterscheiden, um nicht mit verschiedenen meiner Knaben Ihre Erzählungen zu lesen und Ihren Zauberring, in dem ich Ariostischen Reichthum und Tassische Reinheit bewundere.

Ich kann und mag es nicht läugnen, lieber edler Freund, daß Ihre frühe Liebe zu mir und meinem Bruder, den ich weder als Dichter noch als Menschen von mir getrennt denken kann, mir wie ein lindes Oel in's alte Gebein geflossen.

An seinen Bruder Christian.

Tatenhausen, 16. Dec. 1812.

Ich freue mich sehr, daß Du die Ode an mich bekannt machst, wiewohl ich sie dem Schlegel'schen Journal nur halb gönne, weil jene beiden Brüder in Absicht auf Poesie wahre Ketzer sind; desto gefährlicher, da sie in ihrem Sinn mit Verstand, oft sogar mit Geist reden. Es thut mir sehr leid, daß das Perthische ‚Museum' aufhören mußte. Das war doch ge-

kamen, nur die Hoffnung blieb im Boden der Büchse zum Trost der armen Sterblichen. Die Religion Jesu Christi erhöht die Hoffnung zur Tugend und zeigt uns solche in schwesterlichem Vereine mit dem Glauben und mit der Liebe.

Warum erhöhet die Religion Jesu Christi die Hoffnung zur Tugend? Weil sie die Tochter des Glaubens und der Liebe ist. Die Liebe vergöttlicht den Glauben und die Hoffnung, weil sie göttlich ist.

Es gibt noch eine Tugend, welche nur die Offenbarung Gottes bekannt machte, welche nur die Religion gibt, die Demuth. Völker, zu denen die Offenbarung nicht gelangte, hatten kein Wort, sie auszudrücken, obschon sie in den Herzen einiger Gott suchender Heiden, z. B. Sokrates, lebte. Die Demuth entäußert den, der sie hat, alles Eigenen, sie scheint ihn in den Staub zu senken, aber auch aus diesem Staube schwingt sich Verklärung empor. Denn der Demüthige, der ganz seinen hiesigen Raupenstand preisgibt und sich einspinnt in Unscheinbarkeit, wird vom Strahl der Gnade belebt, schwingt sich, unbemerkt von Andern, im Geiste empor, lebt vom Thau des Himmels, sonnt sich im Strahl Gottes.

Hätten wir wahren Glauben, wahre Hoffnung, wahre Liebe, o wie inbrünstig und wie kräftig würde unser Gebet sein! Wer, mit diesen Tugenden begnadigt, um Wachsthum im Guten bittet, wird gewiß erhört. Bittet er um zeitliche Dinge, so bittet er nicht unbedingt, und versagt ihm Gott das was er begehrt, so gibt er ihm Anderes und Besseres. Bittet er für einen Andern, welcher seine Fürbitte vereitelt,

so gehet doch der Segen aus ihr aus und wendet sich dem Beter zu.

Keinem Beobachter seiner selbst und Anderer kann es entgangen sein, wie geneigt wir sind, im Verkehr mit unserm Nächsten die Liebe zu verletzen. O daß wir es uns zur Gewohnheit machten, bei jedem Anlasse irgend einer Erinnerung an den Nächsten für ihn zu beten! Vorzüglich aber, wenn wir uns gegen ihn gereizt fühlen.

Die Natur spricht uns an durch alle Sinne oder vielmehr Gott durch die Natur. Und wie herzlich, wie freundlich ist diese Sprache! Wer Gott durch sie und durch seine wörtliche Offenbarung und durch seinen innern Zuspruch vernahm, der erkennt in drei Sprachen den Einen und beantwortet jeden Zuspruch mit einem: ‚Abba lieber Vater‘.

‚Nimm mich mir und gib mich dir!‘ das war das tägliche Gebet des seligen Waldbruders Claus, der bekannt ist unter dem Namen Niklas von der Flüe (vom Felsen). Nach neunzehnjähriger heiliger Einsamkeit verließ er seinen Felsen auf kurze Zeit, um die Zwiste der Eidgenossen zu sühnen. Und es gelang ihm. Was mußte nicht dem gelingen, der dem eigenen Willen so abgestorben war!

Die von Weisheit geleitete Liebe erlaubt uns nicht immer, mit unsern Geliebtesten von dem zu reden, was uns eben in Absicht ihrer glühend am Herzen liegt; aber mit Gott können wir immer von ihnen sprechen.‘

und macht aus dem Christen, was Platon vom Dichter sagt, ein geflügeltes, heiliges Wesen.'

— — —

'Die Ungewißheit der Todesstunde ist ein großes Geschenk Gottes. Sie ist geeignet, uns wachsam zu erhalten und erhält zugleich dem Leben ein Interesse. Wüßte der Jüngling, daß er achtzig Jahre alt werden sollte, so würde er weit geneigter sein, die Bekehrung aufzuschieben und doch zugleich, den Blick auf bestimmtes Ziel heftend, alles Interesse am Leben verlieren. Die Ungewißheit der Länge unseres Lebens macht uns weise für die Ewigkeit und gibt angenehme Täuschung für die Zeit.'

'Nein, kein Seufzer steigt vergebens
Aus dem Herzen, welches liebt,
Zu dem Geber ew'gen Lebens,
Der uns Gnad' um Gnade gibt.'

— — —

'Als im Todeskampfe unser Heiland um Vorübergehen des Kelches bat, da sagte er: nicht Mein Wille, sondern Dein Wille geschehe. Als er aber kurz vorher um ewiges Heil für die Seinen bat, da sagte er: Vater, Ich will, daß wo Ich bin, auch die seien, die Du Mir gegeben hast.

— — —

An seinen Sohn Alfred an seinem Geburtstage.

Schau' vom Pfade des Lebens hinauf zur ewigen Sonne,
Sie nur erleuchtet den Geist, sie nur erwärmet das Herz!
Siebenfach bricht sich ihr Strahl, in Wahrheit, in Weisheit, in Stärke,
In demüthigem Sinn, Reinheit und Glauben und Muth!

Sieben Farben, Ein Strahl; er heißet Liebe! Die Liebe
Senkt sich vom Himmel herab! führet zum Himmel empor!

An seinen Sohn Franz.

Fürchte Gott mit heiliger Scheu, so fürchtest du Keinen!
Liebe Gott, so liebst du, was lebt auf Erd' und im Himmel!

In Maria Theresia's weißes Büchlein.

Das Büchlein ist noch weiß, o mög' auf seine Seiten
Aus keinem schwanken Kiel ein albern Wörtchen gleiten!
Denn was geschrieben steht, behauptet seinen Ort,
Und guten Raum verdient doch nur ein gutes Wort.

Dein Bild ist dieses Buch, du liebe, süße Kleine!
Du hast noch freien Raum für's Gute und für's Reine,
Den fülle Gott dir aus! Er schreib' in's Herz dir ein:
‚Sei mein, du liebes Kind, so bin ich ewig dein.‘ [1]

An seinen Bruder Christian.

Tatenhausen, 12. Juni 1813.

Welchen längst erwarteten Verlust wir erlitten haben, das errathet Ihr. Harbenberg [2] ist nach langwieriger, äußerst schmerzhafter Krankheit am 28. Mai heimgegangen. Heute Vormittag kam zu uns die arme Henriette mit den beiden Kindern. Sie ist sehr wohl gefaßt. Die ungetrübte Heiterkeit, die Freundlichkeit, die immer rege Liebe und Andacht, mit welcher ihr seliger Mann so lange gelitten, lassen ihr den schönsten Trost, und Gott stärkt sie sichtbar. Sein letzter Hauch war: Gelobt sei Jesus Christus! Seine letzte Bewegung eine zustimmende Bewegung mit dem Kopf zur Erwiederung auf diesen ihm von Henriette gebrachten Gruß.

---

[1] Vergl. Gesammelte Werke 2, 282. 292.
[2] der Schwiegersohn, vergl. oben S. 204.

Seine Schwester hat am folgenden Tage an Sophie geschrieben, Henriettens schöne Fassung sei während seiner Krankheit und nach seinem Tode der ganzen Familie zum Trost und zur Erbauung gewesen. Gottlob! daß sie nun hier bei uns ist.

Am 19. Juni.

Ich habe mich gefreut, Deine Ode an mich gedruckt zu sehen, und mich verlangt zu sehen, ob Goethe und was er Dir für Deine Sendung derselben mit der schönen Strophe schreiben werde. Ich denke in Brinke den zweiten Theil seines Lebens zu lesen.

Am 14. Juli.

Wir sind Alle wohl. Vor etwa vierzehn Tagen hat sich Franz eine Mistgabel hinter den Zehen durch den Fuß durch und durch gestoßen. Er ist wieder vollkommen wohl und achtet nicht viel darauf. Sie sind gottlob Alle eine Art von Eisensaat. Mögen sie gedeihen und den Bedürfnissen der Zeit entsprechen! — Diesen Frühling hatte ich Freude an einem Buchfinkennest, das auf einem vollblühenden Apfelbaum war. Ich besuchte es täglich. Eines Morgens hatte es der Gärtner herausgerissen, weil, sagte er, diese Vögelchen Samen fressen. Es ging mir sehr nahe, und so entstand die Beilage [1]. Seit vorgestern Abend ist Overberg hier.

4. August 1813.

Heute vor 31 Jahren ging unsere geliebte Schwester [2] hinüber in's Land des Wesens und der Wahrheit. Wohl ihr! Was würde ihre zarte Seele gelitten haben, hätte sie Alles erlebt, was seitdem geschah! Uebrigens geschieht nichts

---

[1] Die schöne Ode: das Nest. Gesammelte Werke 2, 278—279.
[2] Henriette, verehelichte Gräfin Bernstorff.

Neues unter der Sonne, aber die Zusammenhäufung des Schwarzen oder die lichtern Farben des zugleich Existirenden charakterisiren die Zeit.

Tatenhausen, 15./16. Oct. 1813.

Körner's Sohn, die Freude des Vaters, sein einziger Sohn, ist, wie so eben Cai in der Zeitung las, geblieben. Er war schon, als ich den Vater sah, in Wien, wo er ganz literarisch sich beschäftigte und Gedichte gemacht hat, in denen, wo nicht eigentliche Poesie, doch viel Verstand, viel Seele und schöne Sprache ist. Der Vater, ein feiner Denker und ein sehr biederer Mann, hatte große Freude daran.

Es ist eine thränenreiche Zeit! Aber es ist ein in dunkeler Frühe gefallener Morgenthau, den sie weint. Gott sei mit dem aufblühenden Geschlecht! Er wolle ihm milden Himmelsthau und belebende Sonne schenken.

Am 27. Oct.

‚Gott der Herr scheint zum Gerichte zu gehen. Möge er die Völker und ihre Machthaber lenken! Mir ahnt, als gingen wir einer neuen Zeit entgegen. Gott helfe dir, Er lasse dich neu gesunden und erstarken, du großes, gutes Vaterland, dem von Jugend auf meine Liebe gehörte, in Leid und Freud, in Schmach und Ruhm.‘

‚Ich kenne und kannte in meinem langen Leben,‘ sagte Franz v. Fürstenberg während der Zeit der schmachvollen Erniedrigung Deutschlands unter dem Napoleonischen Joch, ‚Viele der Edelsten der Nation, Keinen aber sah ich Stolberg an ächter Vaterlandsliebe übertreffen. Sein deutsch und kaiserliches Herz ist rein wie Gold und glänzt wie Demant.‘

— — —

Zweites Buch.

Vaterländisches.

I. Aus der Zeit der Knechtschaft.

‚Die wahre Vaterlandsliebe,‘ schrieb Stolberg wenige Wochen nach seiner Conversion aus Carlsbad an die Fürstin von Gallitzin, ‚faßt in Allem das höhere Wohl des Volkes, dem man angehört, in's Auge: die Güter des Glaubens, die des Rechtes, der Freiheit und Sitte. Sie kann nie wandeln auf den Wegen des gewaltsamen Umsturzes und der Revolution, nie pactiren mit einem äußern Feind und nie sich in den Dienst des Unrechts begeben, auch wenn scheinbar ein augenblicklicher Vortheil sich aus diesem Dienste ergeben sollte. Welch' eine Schmach für uns Deutsche ist der unter uns herrschende Franzosengeist, die Dienstbeflissenheit gegen den gewaltsamen corsischen Abenteurer, der mit seinen Horden Schrecken und Verheerung verbreitet und kein anderes Recht kennt als das der Macht und des Schwertes.‘

‚Was all' unsere Kräfte lähmt und uns immer tiefer erniedrigen wird,‘ äußerte er sich am 18. September desselben Jahres 1800, ‚das ist nicht bloß die Scheelsucht und Vergrößerungssucht deutscher Staaten gegen Kaiser und Reich, das Buhlen mit den Franzosen und die Hoffnung, mit ihrer Hülfe neue Gebiete zu gewinnen, sondern viel mehr noch

die durch eine ungläubige Philosophie und sittenlose Literatur geschwächte Charakterkraft des Volkes, dessen Mangel an sittlicher Energie und an Rechtsgefühl.'

‚Dringen einmal,' prophezeite er am 17. October, ‚die Franzosen in's Herz von Deutschland vor und bleiben sie Sieger, so werden sie bald unter uns ihre Lobredner finden und es wird nicht an Stimmführern fehlen, die schamlos genug sind, sie als Befreier zu begrüßen. Hoffend richte ich meine Augen auf England als einen Hort der Freiheit.'

‚Aber,' sagt er weiter nach den fürchterlichen Verheerungen und Brandschatzungen der Franzosen im südlichen Deutschland am 2. December 1800 in einem Briefe an seinen Bruder, ‚die Mächte, welche die Arme in den Schooß legten und legen, so nahe ihnen auch des Nachbars Haus brennt, scheinen sich gegen England verbünden zu wollen. Preußens Benehmen gegen Hamburg ist empörend. Im Wahnsinn des Neides gegen England, welches nebst Oesterreich allein Europa schützt, wird man sich noch mit den Franzosen verbünden, denen man sich schon lange knechtisch unterwirft.' Preußen, hieß es, unterhandele bereits mit Bonaparte. ‚Man meint, die Lausitz solle preußisch werden. Das würde mir leid thun sowohl wegen Sophiens Gut [1], als auch der Herrnhuter wegen, welche sich unter sächsischer Regierung sehr glücklich in ungestörter Ruhe finden, da hingegen der Schafspelz berlinischer Toleranz von der Art ist, daß ich immer besorge, es springe, ehe man es sich versieht, wie durch die Revolution in Frankreich geschah, ein reißender Wolf hervor.'

‚Mir scheint Bonaparte der Schlange ähnlich, von welcher gefabelt wird, daß sie durch ihren starren Anblick die kleinen

[1] Brauna bei Kamenz in Sachsen.

Vögel so bezaubere, daß sie — aus Furcht ihr in den Rachen fliegen. Sine numine flagitio additis damnum! kann man allen, England allein ausgenommen, zurufen. Die anderen sehen in einer Apathie, wie der des Faulfiebers, ein Reich nach dem andern einstürzen und eifern für kleine Handelsvortheile, bethört durch die Vorspiegelungen des allgemeinen Feindes, dessen Absichten sonnenhell am Tage liegen, wider das einzige Land, welches noch den freien Nacken emporhält und wahrscheinlich die andern alle vor sich wird in Fesseln der Franzosen sehen.'

‚Es ist sehr wahrscheinlich (nach ziemlich zuverlässigen Nachrichten), daß Preußen sich noch zurückhält, um England sich in den Krieg mit den übrigen Mächten verwickeln zu lassen und dann Hannover zu nehmen, welches ihm Bonaparte schenken will. Daß der König von Preußen, dem Bonaparte so viel Dank schuldig ist, nicht umsonst die schönen rheinischen Provinzen fahren lassen wird, ist wahrscheinlich.'

‚Auch Rußland ist von den Banden des Corsen umstrickt und Kaiser Paul gleicht mir einem Wahnsinnigen.' ‚So schwarz zog sich, dünkt mich,' schreibt er am 8. Febr. 1801 seiner Nichte Charlotte von Bernstorff, ‚selbst seit diesen schrecklichen zehn Jahren der Himmel über Europa, ja über alle vier Welttheile nicht zusammen. Paule, Du rasest! aber nicht die große Weisheit macht Dich rasen. Ich kann mir seine Freundschaft mit Bonaparte und sein schändliches Betragen gegen Ludwig XVIII. nicht anders als dadurch erklären, daß jener ihm für seinen zweiten Sohn Constantin den Thron des orientalischen Kaiserthums zeigt. Aber hinter dem Schleier, der sie umwölkt, hat die Hand, welche dem Belsazar sein Urtheil schrieb und in deren Wage die Götter der Erde izt so sichtbar leicht er-

funden worden, ohne Zweifel Worte furchtbaren Inhalts geschrieben. Habt Ihr vor einigen Wochen den unbegreiflichen Artikel im Correspondenten, welcher aus der Petersburger Hofzeitung genommen war, gelesen, in welchem von Paul gesagt ward, er wolle eine Art von politischem Turnier halten, zu welchem alle Potentaten mit ihren Kampfrichtern und Knappen erscheinen sollten? Unter den Kampfrichtern stand Dein Bruder Christian[1] mit Pitt und Thugut. Am Ende des Artikels ward, daß Paul nicht recht klug sei, nicht undeutlich angedeutet.'

Nach Paul's Ermordung, über die er aus den Berichten des sächsischen Gesandten nähere Nachricht erhielt, meldete er dem Bruder am 8. Mai 1801: ‚Die schreckliche Petersburgische Geschichte ist nun außer allem Zweifel. Auf Paul's Geschrei ist die Kaiserin herbeigestürzt, welcher gleich, wofern sie sich rege, unmittelbarer Tod von den Mördern angedrohet worden. Paul hatte schon die Abdankungsakte unterschrieben. Darauf ward er heftig, aus Wortwechsel kam es weiter. Ob dieses weiter ein prämeditirtes Impromptü war? wer kann es wissen. Es wird sich nun bald zeigen, ob Alexander sich wird festzusetzen und seine blutigen Throneinsetzer zu strafen wissen; oder ob er nervis alienis mobile lignum sein und alsdann doch nicht mit Unrecht einen Theil der Schmach des Frevels tragen werde.'

Mit den Sorgen, ‚für das große gemeinsame deutsche Vaterland und die Ehre der Nation' verband sich bei Stolberg ‚im Speciellen die Sorge für das Hochstift Münster und dessen treue, biedere Bewohner, die mir,' schreibt er im August 1801, ‚schon jetzt so lieb geworden, als hätte ich

[1] Der dänische Staatsminister.

zeitlebens unter ihnen gewohnt. Was aus dem verwaisten Lande werden wird, ist ganz ungewiß und ich sehe mit banger Ahnung in die Zukunft.'

Das Hochstift Münster war nämlich durch den am 27. Juli 1801 erfolgten Tod des Fürstbischofs und cölnischen Erzbischofs Maximilian Franz verwaist worden, und das Domcapitel, dem während der Erledigung des bischöflichen Stuhles verfassungsmäßig die Regierung des Landes zufiel, befand sich ‚in schwerer Verlegenheit'. In Folge des in dem unseligen Lüneviller Frieden aufgenommenen ‚Entschädigungsartikels für weltliche Fürsten' mußte es ‚jeden Augenblick die Säcularisirung befürchten'. Um derselben zu entgehen, betrieb es die Wahl des Erzherzogs Anton Victor, eines jüngeren Bruders des Kaisers Franz, zum Bischof und Landesherrn und setzte sich darüber in Einvernehmen mit dem cölnischen Capitel. Die Bürger der Stadt sahen dieser Wahl mit Freuden entgegen, ahnten aber Schlimmes, als ein Abgesandter der preußischen Regierung, Dohm, in Münster ankam.

‚Ich begreife sehr,' schrieb Stolberg am 4. September an den Bruder und die Schwägerin, ‚daß Ihr die Säculasirung von Münster für ausgemacht haltet. So viele Fürsten wollen Entschädigung und unter diesen Preußen, welches auf so schnöde Weise das Clevische den Franzosen, man begreift nicht warum, verrätherisch schenkte, oder wie Einige behaupten, verkaufte. Oesterreich ist mit Frankreich in den Entschädigungsplan eingegangen. Alle Bisthümer sind kaum hinreichend, ihn in's Werk zu setzen. Münster und das noch übrige izt auch durch den Tod desselben Fürsten erledigte Erzstift Cöln sind sehr beträchtlich. Der Vortheil, einem Erzherzog beide Länder zu geben, ist für Oesterreich sehr klein in Vergleichung mit der Verlegenheit, in

die es sich setzt, wenn es diese Länder dem Entschädigungsplan entzieht. Und wie natürlich wäre zu erwarten, daß Preußen Himmel und Erde erregen würde. Gleichwohl führt Dohm eine sehr bescheidene Sprache und in diesen Tagen wird der österreichische Commissarius erwartet. Sobald er hier sein wird, werden die Domherren den Erzherzog Anton erwählen. Das Capitel zeigt schöne Eintracht, Würde und Muth. Woher kommt es, daß Preußen, welches mit der gewaltsamsten Schamlosigkeit Hannover noch immer besetzt hält, sich in Absicht auf Münster so gemäßigt in seiner Raubgier zeigt? Einen schönen Zug von den Hannoveranern muß ich Dir erzählen. Eben sollte die Comödie angehen, als die erste Division Preußen einrückte. Gleich rief das ganze Parterre, die Spieler sollten God save the king singen. Alle stimmten mit ein und verließen alsbald das Haus, so daß an keine Vorstellung der Comödie zu denken war. Als Dohm hier ankam, wollte ein Theil des Pöbels sich vor seinen Wagen spannen, um ihn — aus der Stadt wieder hinauszufahren. Zum Glück ward es noch zu rechter Zeit verhindert. Mich dünkt, selbst in diesem Ausdrucke des so sehr gereizten Unwillens sei charakteristische Mäßigung.'

‚Nicht nur der äußere Wohlstand der Einwohner dieses bisher glücklichen Landes,' sagt er in einem andern Briefe, ‚würde gefährdet werden, wenn es statt eines unabhängigen Staates die Zahl zerstreuter Provinzen einer großen Monarchie vermehren sollte, auch die Sitten, welche vergleichungsweise rein und auf erleuchteter Religiosität gegründet sind, würden mit abnehmender Religiosität einer so schnellen als gewissen Entartung unterworfen sein. Ich kenne Deutschland ziemlich genau und kann wohl mit Wahrheit sagen, daß kein Land im deutschen Reiche so rein an Sitten, daß

in keinem die Religion so lauter gelehrt und so treu befolgt werde, als im Hochstifte Münster. Die Regierung des verstorbenen Fürstbischofs, welcher, selbst sehr thätig und weise, die Einsichten und den erleuchteten Eifer des Freiherrn von Fürstenberg benutzte, hat zum Wohlstande, zur wahren Aufklärung, zu ehrwürdiger Sittlichkeit und Religiosität unglaublich viel beigetragen.'[1]

‚Du wirst Dir wohl selbst vorstellen,' schrieb ihm der in seinen politischen Ueberzeugungen gleichgesinnte Bruder, ‚mit welchem Blick des wahren Interesses wir unser Auge auf die für Euch so wichtige Frage heften, ob das Bisthum Münster als solches bestehen oder in die preußische Monarchie eingeschmolzen werde. Wenn nicht Umstände eingetreten sind, die mir verborgen liegen, so kann ich es mir nicht möglich denken, daß Euer Domcapitel seinen Vorsatz ausführen werde. Wie sollten die im Lüneviller Frieden bestimmten, nur allein auf das Säcularisationssystem sich begründenden Entschädigungen nicht auf die eben izt in dem günstigsten Augenblick erledigten geistlichen Länder Cöln und Münster angewendet werden, und wie sollte Preußen

[1] Ganz übereinstimmend mit Stolberg urtheilte Freiherr von Stein am 13. November 1802 in einem Briefe aus Münster an die Frau von Berg: ‚Herr von Fürstenberg hat eine große Masse gründlicher, gemeinnütziger Kenntnisse unter die hiesigen Menschen verbreitet; er hat beträchtliche Einnahmequellen den Erziehungsanstalten zu verschaffen gewußt . . . Man findet mehr äußere Achtung für Religion, mehr Menschen von frommen und andächtigen Gefühlen, als ich anderwärts gefunden, und er erhält seinen Mitbürgern den Besitz eines gewiß unschätzbaren Kleinods, dessen Verlust alle unsere Philosophismen nicht ersetzen. Der Münsterländer ist ein ernsthaftes, nachdenkendes, redliches Volk, das seine Verfassung liebt, weil es sich wohl darunter befand, ruhig, unabhängig lebte, wohlhabend ward.' Pertz, Leben Stein's 1, 241—242.

auf seinen Ersatz der so schändlich an Frankreich überlassenen Provinzen, izt, da es die Gelegenheit hat, sich in Westphalen auszudehnen, Verzicht thun? Zwar kann ich mir die Möglichkeit denken, daß Oesterreich und Frankreich, die hier ein gemeinschaftliches Interesse haben, weil letzteres weit lieber die Fortdauer eines Bisthums siehet, als es zugibt, daß Preußen seine Macht so nahe am Rheinstrom erweitert, mit einander einverstanden sind; allein, da England niemals in die Abtretung von Hannover an Preußen willigen wird, so läßt sich keine bequemer liegende Entschädigung für Preußen finden, als eben Münster, und ich fürchte gar sehr, wenn der Erzherzog Anton gewählt ist, daß sogleich preußische Regimenter einrücken, ja wohl gar die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Preußen beginnen. Es gibt mir gar große Unruhe.'

‚Deine Ansicht über die politische Lage dieses Landes,' antwortete Friedrich Leopold, nachdem am 10. September 1801 der Erzherzog einstimmig gewählt worden, ‚ist die natürliche, sowie nämlich durch den Lüneviller Congreß, durch Preußens Begierde nach Entschädigung für die rheinischen Provinzen, durch so manche Aeußerungen, besonders die sehr gewaltsamen von Preußen, die Sachen gestellt worden. Gleichwohl hat, wie Du nun weißt, die Wahl ungehindert stattgehabt. Vor weniger als acht Tagen kam ein Brief von Dohm an's Capitel, im Namen des Königs geschrieben. Der gescheidte und was mehr ist, vernünftige Dohm hatte sich auch zu diesem Schritte müssen mißbrauchen lassen. In diesem Schreiben erklärt der König, daß er die Wahl nicht anerkenne und daß, wenn von Entschädigung des erwählten Erzherzogs die Rede sein werde, solche Niemandem als dem Capitel allein zur Last fallen solle. Endlich drohet er noch, „das ganze Capitel insgesammt und jeden Capitular

insbesondere" mit den Folgen seiner königlichen Ungnade. Zugleich mit diesem Schreiben kam ein Brief von Dohm an Fürstenberg mit sehr höflicher Bitte, ihm nur drei Stunden von hier ein rendez-vous zu geben, was Fürstenberg nach genommener Rücksprache mit dem Capitel auch that. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß Fürstenberg mit dem Edelmuth und der Gewandtheit, die ihm eigen sind, des beschämten und gemißbrauchten, dabei an sich achtungswerthen Mannes geschont habe. Das Capitel hatte in der ganzen Sache nicht das Geringste gethan, was ihm zum Vorwurf gereichen konnte, sondern so viel an ihm lag mit Weisheit, Energie und Aufopferung aller Privatabsichten die politische Existenz seiner selbst und des Landes gesichert. Der österreichische Gesandte zu Regensburg hat den Inhalt eines Schreibens von seinem Hofe an ihn vielen Gesandten kund gethan. Es heißt darin: der Kaiser habe, sowie den Grafen Westphal nach Münster, auch den Grafen Schlik als Wahlbotschafter nach Arnsberg, wo das cölnische Capitel izt residirt, geschickt, dadurch also sattsam gezeigt, wie ungegründet das von Berlin aus verbreitete Gerücht sei, als reiche der Kaiser dem Könige zur Erreichung seiner Absichten auf diese beiden Hochstifte die Hand.'

Aber Christian ‚war über den Gang der Dinge und die geheimen Machinationen nichts weniger als beruhigt'. ‚Dein gestriger sehr lieber Brief,' schrieb er am 27. September, ‚war mir um so interessanter, weil er mir über die äußerst kritische Lage Eures Münsterlandes, auf welches ich ohne Unterlaß mein Auge geheftet habe, so wichtige Aufklärungen gibt. Indessen bleibt dennoch immer eine Dunkelheit, die nur durch einen Strahl in die innersten Absichten der österreichischen, preußischen und französischen Regierung zerstreut werden könnte. So viel ist mir vom ersten Anfang der

Sache klar gewesen, daß man in Wien und in Paris den gemeinschaftlichen Wunsch hege, das Münsterland nicht an Preußen zu überlassen. Wodurch soll dann aber Preußen und das Haus Oranien entschädigt werden, etwa durch die überdem noch nicht erledigten Bisthümer Bamberg und Würzburg? Dieß wäre für Oesterreich ja weit gefährlicher, als die Ausdehnung der preußischen Monarchie in Westphalen. Frankreichs Politik ist nicht zu verkennen; welcher Triumph würde es für Bonaparte sein, wenn er diesen Erisapfel mit glücklichem Erfolg ausgeworfen und dadurch einen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen erregt hätte! Der Zunder ist dort so brennbar, daß es nur eines geringen Anlasses bedarf; wider Oesterreich würde das preußische Heer mit Freuden das Schwert gürten und ein Bündniß mit Frankreich könnte ja leicht unter der Bedingung, daß die Franzosen in's Hannover'sche einrücken dürfen, geschlossen werden. England selbst ist für Preußen nicht furchtbar, und daß Rußland jetzt, da Alles dort auf der gefährlichsten Messerschärfe schwebt, sich in einen Krieg mit Preußen einlassen sollte, das scheint mir sehr unwahrscheinlich. Gott gebe, daß ich mich irre, allein es wird mir schwarz vor den Augen und meine Besorgniß ist groß, daß sich abermals in unserm unglücklichen Vaterlande die Sicheln in Schwerter umwandeln werden.'

Zum Kriege kam es nicht, aber ‚die schmählichste Zeit der deutschen Erniedrigung begann im Frohndienste von Frankreich und Rußland, und der empörende Handel mit geistlichen und weltlichen Ländern mußte jedem Patrioten die Schamröthe in's Angesicht treiben'. Noch am 16. März 1802 hatte Stolberg geschrieben: ‚Meine Hoffnung auf das Schicksal unseres Landes steigt. Es wird mir immer wahrscheinlicher, daß das preußische Cabinet, welches alles Vertrauen und

alle Achtung so schnöde verscherzt hat, seine habsüchtigen Pläne nicht erfüllen und für die Aufopferung seiner den Franzosen leichtsinnig in den Rachen hingeworfenen treuen Provinzen unentschädigt bleiben werde.' Jedoch schon wenige Monate später wurde er eines Anderen belehrt: ‚Das Münsterland fiel dem schmachvollen Theilungshandel zum Opfer als künftige Provinz der preußischen Monarchie.'

‚Am 3. August,' meldete er der Schwägerin, ‚werden die Preußen, 3000 bis 4000 Mann stark, worunter eine Batterie Artillerie, in die Stadt einrücken. So nachdrücklich soll dem guten, bisher glücklichen Völkchen der verheißene Segen der preußischen Regierung angeboten werden. Uebrigens ist von dorther, die Bestellung wegen der Quartiere, Fourage ꝛc. ausgenommen, nichts Officielles an hiesige Regierung gelangt. Dieß beweist schon, was auch andere Umstände genug zu erkennen geben, daß Oesterreich in Absicht auf Münster seine Zustimmung noch nicht gegeben habe und Preußen diesen Schritt, gestützt auf den Corsen, gewaltsam durchsetzen will.

Regum timendorum in proprios greges,
Reges in ipsos imperium est Jovis.

Dem sei wie ihm wolle, so hätte es zur Einladung dieser fremden Heerde keiner solchen Macht bedurft, da ein Commissar, welcher sich auf die ganze preußische Macht stützen könnte, hinlänglich wäre, die preußische Devise: Suum cuique auf seine Art zu dolmetschen. Es wird Alles still in äußerer Ruhe zugehen. Der commandirende preußische General, Blücher, ist ein guter Mann, den man schon lange hier kennt, weil er die Demarcationstruppen commandirt und in Münster sein Quartier gehabt hat. Einigen Personen ist eine authentisch sein sollende preußische Proclamation sub rosa mitgetheilt worden, welche den Segen der preußischen

Regierung freundlich und emphatisch, doch zugleich mit Nachdruck anbietet. Bald muß sie wohl öffentlich werden.'

„Heute sind die Preußen,' heißt es dann weiter am 3. August, ,in die Stadt eingerückt. Obgleich der König bei Beantwortung der kaiserlichen Beschwerde über voreilige Maßregeln sich erklärt hat, als wolle er nur vorläufig sich in Besitz setzen mit gebührender Rücksichtnehmung auf fernere Bestimmungen der Reichsentschädigungsdeputation, so zeigen seine Schritte doch den Vorsatz, sich des Landes auf immer zu bemächtigen. So lautet ein Brief von Haugwitz an's Capitel und in diesem Geiste hat man schon heute das sämmtliche münster'sche Kriegspersonal in preußische Eid und Pflicht genommen. Der Wachsamkeit und Thätigkeit des Capitels muß man es verdanken, daß das Volk, welches in höchstem Grade erbittert ist und laut um Erlaubniß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, schreit, zurückgehalten wird. Ein hiesiger Reiter (die münster'schen Reiter sind eins der schönsten Corps, so ich je gesehen, lauter Landeskinder und haben sich den Franzosen furchtbar gemacht) begegnete gestern einem preußischen Husaren. Dieser verlangte seinen Paß zu sehen. Als der Münsterländer die Forderung schamlos fand, antwortete der Preuße: Weißt Du, daß Du auf preußischem Boden bist? Jener fackelte nicht, zog den Pallasch und hieb ihn in Stücke. Da indessen sowohl die geistliche als weltliche Obrigkeit sich in hohem Grade befleißigen, der gereizten Wuth des bisher glücklichen Volkes Einhalt zu thun und die Preußen glimpflich verfahren, so muß man hoffen, daß die Sache — so wie sie nun einmal ist — doch säuberlich werde behandelt werden.' [1]

---

[1] Dieser Brief vom 3. August findet sich zum Theil auch bei Hennes 157.

‚Wird,‘ fragt er nach einigen Wochen, ‚die neue Regierung ihrem neuen Landestheile denselben Segen bringen können, den diesem die vorige brachte? Wird sie den Münsterländer ungeschmälert in dem Besitze seiner religiösen Güter, des katholischen Erbes seiner Väter belassen? wird sie ihm zeigen, daß sie ihn nicht als Stiefkind betrachtet? ihn in seiner Biederkeit zu schätzen wissen, seine Eigenthümlichkeiten schonen, kurz, wird sie fortwirken in dem Geiste, in welchem Fürstenberg gewirkt? Kein deutsches Land kann einen trefflicheren Staatsmann, einen edleren Volksfreund aufweisen.‘

‚Während des siebenjährigen Krieges,‘ sagt er am 22. October desselben Jahres 1802, ‚mußte dieses Land gezwungen Theil nehmen an den Wechselfällen großer Heere, deren Gegenwart, selbst wenn sie sich befreunden, immer theuer zu stehen kommt. Aber schon lebte, schon waltete mit segnendem Einflusse Franz von Fürstenberg. Wer einen herrschenden Gedanken verfolgt, der verfehlt selten seinen Zweck. Verfolgt er ihn mit so hellem Haupt als warm sein Herz ist, und ist dieser Zweck edel, so wird er von der allwaltenden Vorsehung zu ihrem Diener gesalbt. Als die Last der Versorgung mehr als eines Heeres auf dem Lande lag, da trat der junge Mann auf, im achtundzwanzigsten Jahre weise wie ein Greis, wie er izt liebenswürdig in blühender Jugend des Geistes ist. Er trat auf, ordnete, versah, sänftigte, schlichtete, wehrte ab, Allen unentbehrlich, denen redliche Beförderung ihrer Sache am Herzen lag, allen Guten willkommen, Aller Augenmerk, weil das Ganze nur sein Augenmerk war und an ihn nur er nicht dachte. Jedem Dienste des Vaterlandes widmete, erbot er sich, unermüdet, unverzagt. Ohne nach der Gunst des Volkes zu streben, dessen Wohl ihm so heilig war, ohne Ehrsucht, riß er durch Weisheit, Thätigkeit und Tugend den Willen der Menschen

seinen Maßregeln nach, mächtig im Rathe des Landes und in Verhandlungen mit Fremden glücklich durch selbstgelenkten Erfolg, insoweit einem Sterblichen die Lenkung des Erfolgs vergönnt wird. Im Getümmel jener Zeit entwarf er den weit aussehenden, nicht chimärischen Plan der Veredelung seines Volkes. Allmählich und ohne Unterlaß wirkend wie die Natur führte er aus, was er entworfen hatte, und in jeder Frucht der Ausführung lag schon der Kern des zu seiner Zeit auszuführenden neuen Entwurfes. Auch die moralische Natur hat ihren Winter, ihren Frühling, ihren Sommer und Herbst, aber wie selten sind die Politiker, welche diesen Kalender nur zu lesen wissen! Wir sahen noch in unseren Tagen einen großen Monarchen scheitern, weil er im Frühlinge Früchte des Herbstes pflücken wollte. In diesem Lande that man nichts für den Schein; man wollte nicht scheinen, sondern sein. Während jede Anstalt, jede Fabrik im übrigen Deutschland ausposaunt ward, beachtete fast Niemand den wachsenden Zustand des Fleckens Papenburg, welcher durch Canäle in die Ems, durch diese in den Ocean, bis hin nach Amerika die Früchte des emsigen Münster'schen Handels absendet. Wie hätte man in dieser sinnlichen, nährigen, lungernden Zeit die stillen Fortschritte der Erkenntniß, der Sittlichkeit, der erkannten und geübten Religion nach Verdienst bemerken sollen? Doch blieben sie nicht unbemerkt. Der segensvolle Einfluß einer Schulordnung, nach welcher jeder einzelne Schullehrer nach Einer Norm gebildet, geprüft, gewürdigt, angestellt, belohnt wird, ward auch von Fremden anerkannt, und das treffliche Lehrbuch dieser Anstalt findet selbst in protestantischen Ländern Eingang. Wer Sinn für das Gute hat, dem können die Früchte der Volksbildung in diesem Lande nicht entgehen. Und diese erweckten, nährten, belohnten den stillen, männlichen Patriotismus

der Münsterländer, unter den glücklichen Landleuten — denen Schutz wider Beeinträchtigung und wider Willkür gesichert war — wie unter den Bürgern, welche den dritten Landsstand ausmachten und ohne Neid auf die beiden ersten Stände sahen, weil Ein Patriotismus Allen gemein war. Und bei dieser so gegründeten Gesinnung, in diesem wachsenden Zustande bescheidenen, sich von Innen entwickelnden Gemeinwohls sollten die Münsterländer gleichgültig geblieben sein, wenn ihr Vaterland auf einmal mit fremder Heeresmacht überzogen, unterwürfig gemacht ward? Zersplittert — wer weiß in wie viel Theilchen — sieht der verhältnißmäßig ansehnliche, durch schöne Harmonie gerundete, bisher unabhängige Staat sich zersprengt gleich einer himmlischen Sphäre, welche einem flammenden Kometen plötzlich in die excentrische Bahn zu treten die unerwartete Ehre gehabt hätte.'

‚Nichts ist so sehr unser Eigenthum, ja nichts Anderes verdient eigentlich diesen Namen — da alles Andere, wenn es auch von Menschen unangetastet bleibt, doch wie Well' auf Welle vom Erben zum Erben im schnellen Zeitstrom hingerissen wird — nichts verdienet im höheren Sinne den Namen Eigenthum, als unsere Gedanken, unsere Gesinnung, unsere Religion! Dieses Eigenthum wollen wir auf unsere Kinder vererben und dieses Eigenthum folget uns hinüber über's Grab. Geraubt kann es uns wider unsern Willen nicht werden, aber gekränkt, aber gefährdet! Die preußische Regierung weiß, daß wir nicht etwa nur auf Toleranz, daß wir auf uneingeschränkten Vollgenuß aller Rechte in Absicht auf unsere katholische Religion in diesem ungemischten katholischen Lande das heiligste Recht haben.'

‚Weit schlimmer aber, als die Occupation durch die Preußen, wäre für das Land,' schreibt er im Mai 1803, ‚die Unterjochung durch irgend einen Frohnknecht Bonaparte's,

wie ich eine solche für die Zukunft befürchte. Was wird geschehen, wenn einmal Hannover und die Hansestädte sich in Frankreichs Händen befinden?'

‚Wie izt verlautet,' fährt er am 7. Juni fort, ‚haben die Franzosen mit der hannöverschen Regierung eine Convention geschlossen, kraft welcher ihnen das Land geöffnet wird und sie eine große Summe Geldes empfangen, dagegen nicht feindlich verwüsten sollen. So werden sie denn freundlich verwüsten! Unbegreiflich wäre es von Preußen und von Dänemark, wenn sie die Besitznahme der Hansestädte ohne Schwertschlag zugäben! Diesen Augenblick sind wir hier in einer Ruhe, deren sich jeder Biedermann — bei brennendem Hause des Nachbars — zu schämen hätte, wenn nicht die Verantwortung wo anders hin gehörte. Ohne Zweifel hast Du in der Hamb. Zeitung (dem Correspondenten) vom 3. die vom Grafen Kielmannsegge der hannöverschen Brigade ertheilten Verhaltungsbefehle gelesen. Neutral, völlig neutral will man sich dort ansehen gegen feindselig überziehende Heeresmacht. Welche Verblendung, welche sichtliche Leitung am Illuminatenseil!

Taederet, puderet, pigeretque vitae,

wenn man nicht den Blick emporgerichtet hielt, auf den Alten der Tage und auf die höhere Ordnung der Dinge, welcher jeder Tag uns näher bringt.'

Die Gräfin Sophie fügte am 10. Juni in einem Briefe an Christian hinzu: ‚Hier ist jetzt Alles vollkommen ruhig und ist es böser Wille oder Willenlosigkeit, es scheint, daß man den Feinden das nördliche Deutschland mit noch geringerem Widerstand überlassen will, als den Theil unseres Vaterlandes, den sie schon inne haben. Selbst ein Weiberherz empört sich beim Gedanken an diese Schmach. Aber es scheint, daß die Schale des Zornes ausgegossen ist. Cet

esprit de vertige et d'erreur etc. Laßt uns um so fester unsern Anker in das nicht versiegende Meer der ewigen Liebe werfen, mein geliebter Bruder, wo keine Stürme unsern Nachen zertrümmern können.'

Auch gegen seine Schwägerin Luise äußerte sich Stolberg ‚in Schmerz und Bekümmerniß über die Erniedrigung Deutschlands und die Charakterlosigkeit, dieses moralische Faulfieber der Zeit'. ‚So weit,' schrieb er ihr am 14. Juni 1803, ‚ward die erhabene Kunst, neutral zu bleiben, doch noch nie getrieben als von der hannöverschen Regierung, welche sich gegen, oder vielmehr für die Horden, die das Land überschwemmen und berauben, neutral erklärt. Bei dieser immer allgemeiner werdenden Verkehrung aller Worte, Begriffe und Gefühle wandelt mich unaussprechlicher Ekel an.' Und acht Tage später: ‚Die alles Völkerrecht verletzende Invasion des neutralen Kurfürstenthums, die Todesruhe, mit welcher Deutschland das ansieht, die schmähliche Capitulation, das alle Rechte mit Füßen tretende Manifest von Mortier, in welchem die Hannoveraner zum Aufruhr eingeladen werden, sind, dünkt mich, kräftige Beweise, wie weise und edel England handelt, allein vor den Riß zu treten. Handelten Alle noch izt so, Europa würde noch izt gerettet, so aber scheint mir die schmählichste aller Unterjochungen, welcher theils feige Furcht, theils lang angelegter Verrath entgegeneilen, unvermeidlich. Blücher hat gar nichts mit der hannöverschen Capitulation zu thun gehabt. Ich vermuthe, daß sie theils das Werk der Bestürzung, theils des vielleicht nur zu gegründeten Mißtrauens in die Denkart eines Landes sei, in welchem, wie in so vielen andern, zerstörende Grundsätze selbst durch die Ramification des öffentlichen Unterrichts, von Göttingen an bis herunter zu den Dorfschulen, verbreitet wurden.'

‚Die zerstörenden Grundsätze‘, welche Deutschland untergruben, leitete Stolberg vorzugsweise aus den geheimen Gesellschaften her. Es war und blieb bis an sein Lebensende seine festeste Ueberzeugung — ‚und wahrlich,‘ sagt er, ‚eine auf evidenten, mir genau bekannt gewordenen Thatsachen beruhende Ueberzeugung‘ — daß insbesondere die Illuminaten in allen Ländern Europa's, England ausgenommen, mit den französischen Revolutionsmännern von Anfang an in Verbindung gestanden und gemeinsam mit diesen die Revolutionirung unseres Welttheils betrieben. Die europäischen Cabinette, glaubte er, würden ‚als Werkzeuge dieser im Verborgenen wirksamen Partei benützt‘.

Unzähligemal kommt er in seinen Briefen auf diese ihm ‚evidente Thatsache‘ zurück. Aus ihr erklärte er sich auch ‚zum guten Theil, daß in Wien, bei dem besten Willen des Kaisers, so viele unfähige Creaturen in der Armee wie in der Regierung bedeutsamen Einfluß ausübten, und daß Preußen im Jahre 1805 in den Tagen der Noth den Kaiserhof im Stiche ließ, und dann selbst im Jahre 1806 dem corsischen Eroberer unterlag.‘

An seine Schwester Catharina.

Lütjenbeck, 19. Juli 1803.

Die politische Ungewißheit oder vielmehr die Ungewißheit im Politischen, in welcher man bei Euch wie bei uns schwebt, mag wohl daher kommen, daß die Cabinette selbst nicht wissen, was sie wollen. Und sie wissen nicht, was sie wollen, weil sie nicht wissen, was sie können. Und sie wissen nicht, was sie können, weil sie blinde Werkzeuge in Händen argusäugiger, nicht gesehener, aber desto mächtigerer Machthaber sind. In England will und kann man und weiß, was man will, und daß man kann. Und da-

rum wird England auch Europa retten oder zuletzt hinstürzen.

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 29. Juli 1803.

Die Landung in England scheint mir nur darum wahrscheinlich, weil Bonaparte nach dem lächerlichen Prahlen sie wohl nicht, ohne sich gar zu lächerlich zu machen, wird unterlassen können. Aber ich halte sie für so wenig furchtbar, selbst wenn sie gelingt, daß mir 50,000 oder 100,000 Franzosen nur der Ruhe von Europa gebrachte Hekatomben scheinen werden. Ich sehe in England nichts von der so unbegreiflichen als schmählichen Bethörung, welche ganz Europa in Furcht und in einer Art von Bezauberung hält. Ich wette, daß dem schamlosen Corsen dort die Larve abfallen, er in seiner Blöße erscheinen und scheitern werde an dem Unternehmen. Indessen wird ja wohl das übrige Europa dem erhabenen Beispiel von Hannover und der Universität Göttingen folgen und sich für neutral erklären, so handgreiflich es auch ist, daß wenn England besiegt würde, die immer von Frankreich beabsichtigten Plane zur Zerrüttung von ganz Europa ausgeführt werden würden. Freilich nicht ohne mächtigen Vorschub der Verräther, welche schon so lang Europa an den Rand des Verderbens führten. So sehr als je sinnen eben izt die Franzosen und ihre in der Welt verstreuten Helfershelfer darauf, ganz Europa bis Petersburg inclusive zu revolutioniren. Ich weiß es aus guter Quelle, und wer sieht es nicht?

Am 4. October.

Ja wohl wird für Fürsten und Völker seit vierzehn Jahren ein lehrreiches Collegium gelesen. Aber man sieht

nicht, daß es fruchtet. Evidenz und Erfahrung zu morden war gleich anfangs ein Hauptmittel der Revolution, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Der Mörder von Anfang ist auch Vater der Lügen. Es frappirt mich oft, wie ohne Talent die französischen Lykurgen, durch bloße Lügen und Mord (moralischen wie physischen) unterstützt, durch ihre verborgenen Helfershelfer in allen Ländern, die Welt zerrüttet haben. England allein ließ den Taumelbecher vor sich übergehen und aus England wird auch, wofern Europa noch der Rettung fähig ist, die Rettung kommen.

Von Lafayette[1] haben wir lange nichts gehört. Diesseit des Grabes wird er seine Nichtigkeit schwerlich erkennen. Er zappelt wie ein Fisch im Sande und weiß nicht, daß die undae civiles, wie unser Horaz sie nennt, nicht sein Element seien, sondern nur der Strudel der Zeit ihn einen Augenblick da hineinriß und scheinen machte. Ich glaube, daß das allgemeine Urtheil auch von Bonaparte sagen werde, daß nur Umstände ihn hoben, und daß er fallen mußte.

Münster, 15. Nov. 1803.

Mich schaudert bei Eurer Lage, aber die unsrige ist nicht minder gefährdet. Der Westhunnenstrom wird sich ergießen. Da die Machthaber Europens, durch göttliche Gerichte geblendet, ihnen nichts entgegensetzen, so bleibt uns nur Eins übrig, aber das Eine enthält Alles: diesem Strom den moralischen, christlichen Damm entgegenzusetzen, wider den alle Macht der Finsterniß nicht mehr vermag, als wir ihr einräumen wollen. In Berlin will man sich von der Stärke der Franzosen im Hannöverschen nicht überzeugen lassen, oder

[1] Mit dem die Stolberg'sche Familie durch dessen Schwägerin Marquise von Montagu aus früheren Jahren bekannt war.

belächelt die Berichte, welche unser General Blücher darüber gibt. Ob sonnenhelle Evidenz oder Illuminatenblendwerke in Petersburg und Wien obsiegen werden, davon hängt, wie scheint, das Schicksal von Europa ab!

Man sagt, daß die Franzosen auch vom Kurfürsten von Hessen Contribution fordern. Ich hoffe, daß er kein Narr sein werde, er, der 20,000 Mann, die besten Krieger in Europa stellen kann. Ueber das Betragen eines gewissen Hofes kann und darf ich meine Indignation auf dieses Blatt nicht ausfließen lassen.

Münster, 6. Dec. 1803.

So wie Ihr voriges Jahr wegen Annäherung feindlicher Horden um uns bekümmert waret, so sind wir es um Euch. Und diese Besorgnisse werden früher oder später an Euch und an uns erfüllt werden, so lange die unbegreiflichste aller Bethörungen in Europa fortdauert und jede Macht aus kurzsichtigem Egoismus ruhig zusieht, daß der Nachbar überzogen, ausgesogen, in äußerste Zerrüttung gesetzt wird.

Was man izt in Berlin will oder zu wollen wähnt, darüber liegt tiefe Nacht, dumpfe ekelhafte Nacht eines Kerkers! Furcht vor den Russen, eine Furcht, die dort unbeschreiblich groß ist, würde wohl nicht erlauben, daß man ihnen den Durchzug weigerte, wenn die geheime unnachlassende Kraft jener ganz Europa außer England umschlingenden Hydra nicht zu wirkend wäre.

Wie war es doch mit der allgemeinen Denkart so ganz anders, als Dänemark Anno 62 sich mit entschlossenem Muth einem mächtigen Heere widersetzte! Jetzt kommt es auf die Erhaltung von ganz Europa, auf Erhaltung der ganzen bürgerlichen, sittlichen, religiösen Existenz, es kommt auf's To be or not to be an, und man läßt ruhig Hannover

verschlingen, zieht die Truppen, welche die grenzenden Länder deckten, und in Verbindung mit den hannöverischen beide Länder erhalten hätten, zurück, und muß zittern für den Retter aus Norden, weil man fürchten muß, verschlungen zu werden, ehe er kommt. Der weise Odysseus ließ sich nicht an der gnädigen Verheißung des Cyklopen, zuletzt nach den Genossen gefressen zu werden, begnügen, sondern ermunterte die Genossen, welche sich in den Winkeln verborgen hielten, bohrte dem ekelhaften Unholde mit ihrer Hülfe das Auge aus und rettete die, welche noch übrig geblieben waren und sich selbst!

Wer kann sich des bittern Lachens enthalten, wenn man liest, daß die offizielle Zeitung in Paris, der Moniteur, izt fragt: wann je Bonaparte gesagt habe, daß er in England landen wolle? und wenn dem englischen Ministerium vorgeworfen wird: es habe der englischen Nation mit solchen Absichten der Franzosen nur einen Schrecken machen wollen. Wie Recht hatte der Erzbösewicht, der Uranstifter alles dieses Unfuges, Weishaupt, zu sagen: O Menschen, was kann man Euch nicht weiß machen! Sein und seiner Helfershelfer größter Mord ist der, daß sie die Evidenz unter den Menschen erschlagen haben, wodurch sie denn unter Anderem bewirkten, daß ihre wirkungsvolle Existenz noch heute bezweifelt wird.

In graues Gewölk legt sich dieses Jahr zur Ruhe. Stilles und festes Vertrauen wird immer jeden kleinen Nachen, dessen Steuer es führt, in den Hafen bringen; aber welchen Stürmen müssen nicht die großen Staatsschiffe entgegensehen!

Münster, 17. Jan. 1804.

Wohl habe ich es mir gesagt, da ich es an mir selbst empfand, daß auch Dich dieser Jahreswechsel zu feierlicher

Vergegenwärtigung aufrufen würde. Wenn sich das Jahr, dem Ohre zwar unhörbar, in leisen Angeln umdreht, so ergreift uns doch der Schauer der Flügelthüren, die sich hinterwärts schließen und vorwärts eröffnen. Das vorderste Antlitz des Janus hat schon den Schleier, der dem anderen entsank, und wir sehen in das noch weiße Blatt des jungen Jahres hinein. Dieses möchte wohl ohne Zweifel mit merkwürdigem Inhalt beschrieben werden. Noch immer dauert die tiefe sturmweissagende Stille!

Bonaparte's Küstenreisen werden Dich an Caligula erinnert haben, der nach ungeheurer Rüstung wider Albion am gallischen Gestade — Muscheln sammeln ließ!

Graf Meerveldt ist ein sehr interessanter Mann. Er war 22 Jahre alt, als er Lieutenant ward, jetzt ist er 39 und schon seit 3 Jahren Generallieutenant. Er hat eine sehr angenehme Bildung, spricht sehr interessant und nie von sich. Einen Zug von ihm, den ein Anderer erzählt hat, theile ich Dir mit. In einer der ersten Schlachten des Erzherzogs Carl, da die Entscheidung auf der Messerschärfe stand, sprengte Meerveldt auf ihn: ‚Dort ist der Feind schwach, sprengen wir mit einem Regiment Reitern hinein!‘ ‚Der Erfolg ist zweifelhaft und die Gefahr groß.‘ ‚Aber wir haben der Erzherzoge mehr; vielleicht entscheidet Ihre Gegenwart!‘ Der Erzherzog ließ es sich nicht zweimal gesagt sein, sprengte in die Franzosen hinein, warf sie, gewann die Schlacht.

Als ich ihm, den ich doch nie gesehen hatte, einen Brief schrieb, den ihm Ernst in Preßburg brachte, so antwortete er sehr freundschaftlich. Sein Bruder, der mein Freund ist, hatte Ernst empfohlen. Er nahm Ernst mit vieler Güte auf und empfahl ihn seinem Major, welcher Ernsten wesentliche Dienste in Wien erzeigt hat. Das ist Alles brav und

gut, aber mancher Andere hätte es auch gethan. Daß er aber von fern auf Ernst den Blick gerichtet hält, schon seit seiner Abreise zweimal Nachrichten über Ernst — die zu seinem Lobe gereichen — erhalten hat, und sogar wußte, daß Ernst vorzüglich mit dem Herrn von Geusau umgeht, dem er auch gutes Zeugniß gibt, ist das nicht sehr viel von einem solchen Manne?

Münster, 17. Febr. 1804.

Die immer ernster werdenden Angelegenheiten der Reichsritterschaft möchten wohl der unmittelbare Anlaß eines durch tausend andere, zum Theil noch viel wichtigere Dinge mittelbar veranlaßten Krieges werden. Ich wünsche, daß Dir die gedruckte diplomatische Schrift darüber zu Händen käme, welche der kaiserliche Gesandte in München übergeben hat. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß sie aus der Feder von Johannes Müller geflossen sei. Ex ungue leonem. Die treffliche Schreibart ist der energischen Gesinnung und des edelsten Patriotismus, welche die Schrift beseelen, werth. Wie schielend und schamlos dagegen die preußische Note! Sehr patriotisch und gut hingegen die schwedische. Ist es nicht aber unbegreiflich, daß der König sie in München schrieb und bekannt machte? Sich auf den Mist des Andern setzen, um wider ihn zu krähen, ist sonderbar.

Stein's Brief an den Fürsten von Nassau[1] müßte uns

---

[1] Vom 10. Januar 1804. Der Brief bezieht sich auf die vom Herzog Friedrich August von Nassau verfügte rechtlose Besitzergreifung der seit Jahrhunderten der Stein'schen Familie zugehörigen Dörfer Früchte und Schweighausen. ‚Schutz erwarte ich,' schreibt Stein, ‚von denselben Reichsgesetzen, worauf die persönlichen Rechte und die Landeshoheit der Fürsten beruht, und von dem Reichsoberhaupt, das seinen Willen denen Fürsten, welche Eigenmacht und Gewaltthätigkeit

Freude machen, wenn nicht der sonderbare Wunsch, Deutschland in die beiden Hauptmonarchien desselben getheilt zu sehen, so seltsam als empörend wäre. Stein ist ein Feind der Illuminaten, gleichwohl sind bekanntlich sie es, welche diesen Plan haben und als nöthige Vorbereitung zu ihren ferneren Plänen ihn hegen.

General Blücher glaubt, daß in drei Monaten Krieg sein werde. Da gewisse Cabinette so wenig eines consequenten Plans als irgend einer Idee von Scham fähig scheinen, läßt sich kaum etwas von ihrem künftigen Benehmen dabei vermuthen. Wüßte man auch, was sie izt zu wollen wähnen,

---

gegen Schwächere sich zu Schulden kommen ließen, deutlich genug eröffnet hat.' Bitter, aber verdient war die Apostrophe an den Herzog: ‚In dem harten Kampfe, von dem Teutschland sich jetzo momentan ausruht, floß das Blut des teutschen Adels. Teutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edlen Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Theilnahme und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandeln oder Bestechung der französischen Heerführer. Was gewinnt Teutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände concentrirt werden?' ‚Es ist hart,' heißt es am Schluß des Briefs, ‚ein erweislich siebenhundertjähriges Familieneigenthum verlassen und sich in entfernte Gegenden verpflanzen zu müssen; die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen und, ich darf es sagen, nützlichen Geschäftsleben im väterlichen Hause, unter den Erinnerungen seiner Jugend, Ruhe zu genießen und den Uebergang zu einem besseren Segen zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht irgend einem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zwecke zu bringen, sondern um der gesetzlosen Uebermacht zu entgehen, um — doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit.' Pertz, Leben Stein's 1, 257—259. Was die deutschen Fürsten damals in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes, wo nur immer möglich, zusammenraubten, nannten sie später ‚unanfechtbaren, legitimen Besitz'!

so würde man doch nicht rathen können, was sie in drei Monaten thun werden.

Münster, 30. März 1804.

Weniger als je kann ich den Frieden wünschen, vor dem mir immer so graute, seitdem man die schnödeste Unterwerfung unter das Joch des verabscheuungswürdigsten Mörderhaufens Frieden nennt. Die ganze Geschichte kennt keine Unthat wie die, welche zugleich wider den Kurfürsten von Baden und den Herzog von Enghien verübt worden. Aber wer achtet auf diese Greuel? auf diese niederträchtigste aller Erniedrigungen? Wer wird des Zischens der Schlange am Gorgonenschilde gewahr, welches fast ohne Ausnahme alle Menschen versteinert! Uebrigens, man sage was man wolle, ich möchte meine Hand in's Feuer für den Kurfürsten von Baden legen, daß er sich werde rechtfertigen können und von der Unthat, die er gewiß tief empfindet, nichts wußte. Erheben sich aber izt die Fürsten nicht, schreien alle die nicht, welche so laut schreien, wenn ein englischer Schiffskapitän, durch zahllose Meineide neutraler Schiffer gereizt, einen solchen mit sich führt, so läugne den Illuminatismus wer da kann!

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 30. März 1804.

Ich werde mich freuen, wenn Ihr Euer Windebye immer mehr verkleinert. Das Leben des Vogels auf dem Zweige ist izt das Einzige. Ich würde immer gern Bäume pflanzen, aber auf's Gerathewohl, nicht daß sie meinen Kindern schatten sollten. Auch darum ist mir Lütjenbeck lieb. Es ist der Zweig, auf dem ich eben darum ruhig sitze und mein Liedchen singe, weil ich ihn gleich verlassen kann. Ehemals konnte man für seine Kinder pflanzen und da sehnte ich mich manchmal nach einem freien eigenen Plätzchen. Izt nicht.

Jzt muß man im eigentlichen und edelsten Sinne ein omnia sua secum portans zu sein suchen und nach dem Schatze streben, nach dem Diebe nicht graben, den Motten nicht benagen, wohin Bonaparte und seine im Finstern schleichende Europa beherrschende Lotterbubenbande nicht die Hände ausstreckt. Zwar möchte sie auch das, aber es ist unsere eigene Schuld, wenn wir uns den rauben lassen. Die neuesten Frevel sind die ärgsten und prangen saubere Frucht verheißend auf der Alles umschlingenden Pflanze, deren Gedeihen mir seit vierzehn Jahren die Haare bleicht.

Dein Reich komme! Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!

Am 17. April 1804.

Ich weiß nicht, ob Ihr das Journal des Débats zu sehen bekommt, welches im gelehrten Artikel zwar manchmal gute, im politischen aber keine anderen Gesinnungen äußert, keine andern Nachrichten gibt, als solche, die von der basse cour des Tuileries gutgeheißen werden.

Diese Zeitung erzählt, mit der schamlosesten Albernheit, wie Pichegru es gemacht habe, sich, als er ganz allein war, zu erdrosseln. Jeder Umstand, den nur ein Geist hätte beobachten können, den nur eine commère erzählen könnte, ist angeführt. Und die Aerzte haben nach der Besichtigung des Körpers entschieden, qu'il s'était suicidé!

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Bonaparte in die jacobinischen Maßregeln besonders in Absicht auf Enghien von den Jacobinern ist mit Gewalt hineingestoßen worden; er sollte ihres Gelichters sein! Er sollte den Vortheil anscheinender Mäßigung nicht vor ihnen voraus haben, sondern durch ganze Mitschuld — das einzige Band der Bösewichter — mit ihnen verbunden sein, mit ihnen stehen und fallen.

Bei dem ungeheuern Zauber, den vereintes Glück und Macht haben, würde Bonaparte sich mit der Zeit von der Bande losgewunden und selbstherrschend regiert haben. Man hätte sich an ihn gewöhnt und er hätte sie, deren Scherge er nun ist, zuletzt entbehrt. General Graf Meerveldt, welcher Feldzüge mit Enghien gemacht hat, sprach mit der größten Achtung von seinen kriegerischen Talenten, seinem Geist und Charakter. Die Franzosen sagen qu'il recommençait le grand Condé, dem er auch ähnlich gewesen sein soll. Madame Bonaparte hat kniefällig, ihren Mann durch drei Zimmer verfolgend, gebeten und beschworen, Enghien zu schonen. Er hat kalt geantwortet: il faut qu'il meure. Andere setzen hinzu: c'est un Bourbon! Wißt Ihr die schöne Erfindung der englischen Pestverbreitung? Bonaparte befiehlt, daß allen Armeen und allen Gemeinen, diesen von der Kanzel, jenen auf Befehl der Generale eine Bekanntmachung dieses Inhalts vorgelesen werde. Die englische Regierung habe ganz Frankreich verpesten wollen und dazu große Ballen von wollenen Zeugen aus der Türkei kommen und das damit beladene Schiff an den Strand scheitern lassen. Die Wachsamkeit der französischen Regierung sei aber unterrichtet gewesen. Man habe die Ballen untersucht, den miasme pestilentiel gefunden und dann die Ballen verbrannt. Wenn Weishaupt einem seiner Bundesbrüder triumphirend schrieb: O Menschen, was kann man Euch nicht Alles weiß machen! so gilt das von den Franzosen im höchsten Grade.

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 20. Juni 1804.

Du wirst Dich mit mir herzlich gefreut haben, daß der biedere Wilberforce den Eintritt Pitt's in's Ministerium so wohl be-

nutzt hat, um seine menschenfreundliche Bill[1] wieder vorzuschlagen, und noch mehr, daß der Greuel aller Greuel, dieser Menschenhandel und dieses blutige Joch nun aufhören. Auch ist es sehr gut zur Dämpfung des so absichtlichen als sinnlosen Geschreies der Illuminaten, Kantianer u. s. w. wider England, daß eben dort izt diese große Maßregel ergriffen wird. Als im Jahre 91 die Afterlykurgen in Frankreich ihr Phantom von Menschenrechten in die Welt schickten, verbot eines ihrer Gesetze zu gleicher Zeit, die Freilassung der Neger in Vorschlag zu bringen. Daß Dänemark mit so schönem Beispiel vorangegangen, gereicht ihm gewiß zu großen Ehren, und ich hoffe, auch zu wahrem Segen.

Lütjenbeck, 20. Juli 1804.

Die endlich erschienene Erklärung von Baden über den in seinem Lande verübten Greuel wird Dich so wie mich geärgert haben. Was hat der alte Kurfürst davon, daß er sein graues Haar mit Schande in die schon offene Grube legt? Während seines ganzen Lebens hat er sich einen Ruf, der über sein Verdienst war, zusammengestümpert und nun geht Alles zum — Napoleon! Daß Pitt carries all before him, gibt mir ein Labsal, dessen man in dieser politisch schwülen Zeit so sehr bedarf. Es scheint mir unmöglich, daß seine Festigkeit und Weisheit, in Verbindung mit dem erleuchteten und hohen Nationalgeist der Engländer, nicht Europa trotz Europa retten sollten.

Am 3. August 1804.

Es hat Sigismund[2] nach seiner Abwesenheit von sieben Jahren die lethargische Gesinnung, welche er leider fast

[1] Bezüglich des Sklavenhandels.

[2] Graf von Redern, Bruder der Gräfin Sophie.

überall, wo er izt in Deutschland durchgekommen ist, gefunden hat, sehr befremdet. Daß so fast nirgends das Gefühl der Schmach, des Unwillens, der Gefahr, die uns obschwebt, gefunden wird! Ueberall nur der feige Wunsch, da wo man lebt, noch so lange als möglich, wiewohl gefährdet, bedroht und geschmäht, den lieben Frieden zu erhalten! Gott sei mit Euch, Ihr Geliebten, und gebe uns Seinen Frieden! Nicht wie die Welt gibt, auf daß ‚unser Herz nicht erschrecken und sich fürchten müsse'!

Münster, 16. Nov. 1804.

Wahrscheinlich weißt Du, daß Lombard[1] nicht mehr im Dienste ist. Nach Einigen ist er verabschiedet worden, nach Andern ist er mit Illuminatenpapieren entwichen. Wahrscheinlich fand er sich verwickelt in der Illuminaten-Correspondenz von Montgelas, die dem Kaiser Alexander zu Händen gekommen und die dieser dem Kurfürsten von Baiern mitgetheilt, zugleich auf Entfernung von Montgelas angetragen, solche aber nicht vom verblendeten Kurfürsten erhalten hat. In dessen Namen ist izt Montgelas nach Paris gereist.

Die kleinen, neuen Herren dieses zerstückelten Hochstiftes treiben zum Theil mancherlei Unfug. So hat die fürstlich Salmische Regierung ein Rügetribunal errichtet, welches aus Einem Richter besteht, der auf jede von dazu bestellten Menschen an ihn geschehene Anzeige irgend eines Frevels wider die Beschuldigten ungehörter Sache erkennt und verfährt. Ist ein solcher Unfug denkbar!

Münster, 4. Dec. 1804.

Vom Concordat wissen wir nichts. Aber was läßt sich erwarten dort! unter solchen Auspicien! von einem Papste,

[1] Der preußische Diplomat.

der Bonaparte krönt! von dem Gekrönten! von Portalis! von den Jacobinern! Ich hätte bald den Erzkanzler vergessen, der Illuminat gewesen und keine Sicherheit gegeben, daß er es nicht mehr sei, vielmehr gehäuften Argwohn, daß er es sei. Soviel läßt sich vermuthen, daß die meisten Fürsten Deutschlands das Concordat utiliter acceptiren werden, wo es ihnen illicita einräumt, und dagegen handeln, wo es sie noch allenfalls einschränken möchte.

Naher Krieg wird geglaubt. Ob Preußen es mit Bonaparte oder Rußland halten werde? Ob es hoffe, laviren zu können? was weiß ich? Im Moralischen und Politischen ist die Seichtigkeit unergründlich.

Münster, 2. April 1805.

Die Untersuchung des Illuminatenunfugs in Stuttgart würde Aufklärung über ihre Alles umschlingenden Teufeleien hoffen lassen, wenn nicht Spittler, dieser so bekannte als fähige Illuminat, in der Commission und, da er Minister ist, vermuthlich an deren Spitze wäre.

Dein Epigramm über La Cépède[1] ist excellent!

Lütjenbeck, 27. Mai 1805.

Wir wissen hier über die Projekte Bonaparte's betreffend Rom nichts, als was die Zeitungen sagen. Es ist mir aber wie Dir sehr wahrscheinlich, daß der ehrgeizige Korse sich ohne Rom nicht als König von Italien werde ansehen wollen. Was er bis izt jenseits der Alpen beherrscht, rechneten die Alten ja nicht einmal zu Italien, sondern zu Gallia cisalpina. Er hat aber den Titel König von Italien gewiß nicht umsonst angenommen. Und den Papst in Frank-

[1] Gesammelte Werke 2, 227.

reich abhängig zu haben, schmeichelt seiner Eitelkeit, seiner Politik und dem Illuminatismus.

Am 23. Juli 1805.

Krieg in Italien scheint entschieden, da die österreichische Armee sich dort immer mehr verstärkt. Der ganze Himmel umzieht sich und man muß ein Gewitter wünschen, welches die Luft reinigen und nach dieser schwülen Zeit, unter deren Einfluß Alles zu Grunde geht, bessere Zeiten bringen kann. Selbst gewaltsame Unterjochung würde kein so großes Uebel sein als dieses feige Stillsitzen und Erwarten, bis auch uns das Joch gereicht wird. Auch der Freie und Edle kann in Eisen gelegt werden, aber nur der Feige oder Mißleitete bleibt ruhig sitzen, wenn ein Nachbar nach dem andern vom Räuber ausgeplündert wird.

Lütjenbeck, 27. August 1805.

Nach menschlicher Ansicht setze ich meine größte — ich hätte fast gesagt letzte Hoffnung — auf die wahnsinnige Landung [1], an welcher der Stolz des Menschen, der mein Verachtungsvermögen erschöpft, gewiß scheitert, wofern er sie unternimmt. Aber er wird sie nicht unternehmen, und man wird auch dann noch ihn groß finden, und er wird von Neuem drohen und prahlen und wieder Glauben finden. Seine ganze Größe ist aus gediegener Feigheit Europens zusammengeknetet und darum kann ich nie unterlassen, England zu ehren und ihm dankbar zu sein, daß es allein vor dem Risse steht, so lange schon steht vor dem Riß und — wofern Alles einstürzen soll — doch gewiß zuletzt einstürzt.

Daß diese Politik den Engländern selbst nützlich ist, wie kann ihnen das von den Ländern, die durch Englands Muth

[1] In England.

noch stehen, zum Vorwurf gereichen? Wer warf es je den Spartanern vor, daß sie, wenn sie sich in Thermopylä den Persern entgegenstellten, auch für ihr Land fochten? Muth, Weisheit und Tugend sind dem, der sie hat, immer zunächst nütze.

Die Geschichte von Schlabrendorf soll sich so verhalten. Er war, wie ich schon in Wernigerode gehört habe, schon mehrere Male und zuletzt mit Bedrohung der Sequestration seiner Güter zurückberufen worden, kam aber nicht. Jzt, da Bonaparte ihn für den Verfasser des Buches ‚Napoleon und das französische Volk' hält, hat dieser seine Zurückberufung verlangt. Und da man ihm mehr gehorcht, als Schlabrendorf Andern gehorsam ist, hat man wirklich die Güter sequestrirt und seine Präbende von Magdeburg vergeben. Da ihm nun hiermit der preußische Schutz entzogen wird, so fürchte ich, daß er bald, wo nicht aus der Reihe der Lebenden, doch der Sichtbaren in Paris verschwinden werde. Verschwinden und vergessen, wo so Viele immer verschwinden und vergessen werden, wo Enghien gemordet und vergessen ward, wo einer der tribuns mit convulsivischem Entzücken die verve d'humanité des blutigen Tyrannen erhebt.

Welchen Aberwitz geifert dieses ekelhafte Volk seit 16 Jahren aus! Und dieses Volk will Europa in Ketten legen! Und hat schon das Beste von uns, die Gesinnung so Vieler, in Ketten gelegt!

Hast Du die niederträchtige Rede des schweizerischen Landammanns gelesen, welcher Fortdauer der Freiheit ankündigt, ‚weil der Corse sie werde frei sein lassen, weil er sein Werk nicht zerstören, nicht einem Uhrmacher werde gleichen wollen, der eine Uhr zusammengesetzt hätte, die nur einige Minuten gehen sollte?' Ach, es sieht erbärmlich aus!

O du Land des Wesens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für,
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit,
Mich verlangt nach dir!

Lütjenbeck, 10. Sept. 1805.

Du weißt, daß ich lange den Krieg mit Frankreich für unvermeidlich hielt, wenn nicht das Netz über das ganze feste Land von Europa soll gezogen werden und wir Deutsche nicht das Schicksal von unsern Brüdern in der Schweiz, Holland, Italien, wozu man auch die izt in der That abhängige Nation der Spanier rechnen kann, theilen sollen. Diesen Krieg mit Oesterreich hat übrigens Bonaparte offenbar angesponnen, um einen Vorwand zu haben, nicht zu landen. Aus sehr sicherer Quelle weiß ich, daß er Venedig und das wallisische Tirol fordert und dafür zur Entschädigung will geschehen lassen, daß unser Kaiser sich in Serbien entschädige. Er besteht darauf, und schlägt man es ab, so will er Krieg. Oeffentlich erklärt er izt, er werde mit der Armee der Küste in's Herz der Erblande eindringen, wenn Oesterreich nicht das Heer bei Italien auseinandergehen lasse. Alexander ist nicht eroberungssüchtig und kann in diesem Kriege nichts gewinnen. Keine Regierung thut izt so viel Thaten des Friedens als die russische, aber Alexander, so viele und große Eisen er im Feuer hat, greift zu, ehrt den europäischen Verein und tröstet sich über den Einsturz der südlichen Reiche nicht mit der Cyklopenverheißung, zuletzt von allen gefressen zu werden. Der Ausgang des Krieges ist freilich verborgen, aber lehrt nicht die ganze Geschichte, was auch Montesquieu sehr schön ausführt, daß feiges Stillsitzen, wo Alle bedroht werden, Alle gefährdet sind, nicht minder verderblich als schädlich sei?

Am 15. Oct. 1805.

Wie empörend ist die Felonie dreier unserer Kurfürsten![1] Der alte von Baden, der so spät sein graues Haar, das schon seit Jahren seinen Ehrenglanz verloren hatte, von dem es zweifelhaft blieb, ob von Enghien's Blute daran war, so schändet! Von der großen Sensation, welche die Verletzung des Anspach'schen Gebietes, erst durch die Baiern, dann durch die Franzosen, welche sogar Requisition ausgeschrieben haben, in Berlin gemacht hat, wirst Du gehört haben. Die hiesigen Officiere glauben, daß Preußen mit Frankreich brechen werde. Ich zweifle.

Münster, 25. Oct. 1805.

Aus sehr sicherer Quelle kann ich Dir sagen, daß beide Kaiser entschlossen sind, den Kampf auszufechten bis zuletzt, und glaube mir, was man auch zum Gegentheil seit Jahren ausgestreut hat, beide haben viel Charakter.

Von Ernst weiß ich nichts und werde in dieser mich folternden Ungewißheit vielleicht noch lange bleiben. Denn, wofern er schreiben darf, so laufen die Briefe erst mit der Feldpost durch lange Umwege nach Wien. Ich sehe mein Kind im Geiste bald als flüchtig, bald als gefangen, bald als verwundet, bald als todt, aber auch als wieder verjüngt im neuvereinten Heere, welches für Religion und Vaterland kämpft. Auf jeden Fall ist er da, wo ihm zu sein geziemt, und alle diese Lagen schwebten mir vor, als ich ihn mit Thränen, aber in Gottes Namen ziehen ließ. Und so lange dieser Kampf währt, welcher mit Unterbrechungen lange dauern kann, stehen, so viel an mir liegt, alle meine Söhne Gott und dem Vaterlande zu Dienst; alle die lieben Kinder,

[1] Karl Friedrich von Baden, Friedrich von Würtemberg und Maximilian Joseph von Baiern, die sich mit Napoleon verbündeten.

in deren Leben mein eigentliches Leben lebt; doch nicht mit Ausschluß ihrer guten Schwestern. Diese und meine gute Frau theilen meine Sorgen um Ernst, ohne meinen Trost so theilen zu können.

Münster, 19. Nov. 1805.

Der herrliche Sieg[1] des verewigten Nelson ist mir ein stärkender Trunk in großer Hitze. Welch' ein ehrenvoller Tod und Sieg! Ihn verloren zu haben ist freilich ein großer Verlust, aber sein Geist, der Genius des Siegs, der nie lauter die goldenen Fittiche über die immer siegreichen Flotten dieser edeln Nation schlug, wird sie zu neuen Siegen beleben. Ce sont des vaisseaux que je veux, du commerce, des colonies, sagte der Prahlhans zu den gefangenen österreichischen Generalen! Damit hat es gute Weile!

Am 28./31. Dec. 1805.

Also Austerlitz hätte wieder einmal unsere Hoffnungen zertrümmert — und Preußen unterhandelt mit dem Feind und schließt, wie ich höre, Verträge mit ihm, tritt deutsche Länder ab und läßt sich Hannover abtreten[2]. O Schmach über alle Schmach — und wie rasch wird die Nemesis folgen!

Auch in Euren Seelen, Ihr Geliebten, fühle ich gli rimbombi der Donnerschläge, welche diese grauenvolle Zeit

---

[1] Bei Trafalgar am 21. October.

[2] Am 15. December 1805 schloß der preußische Gesandte, Graf Haugwitz, einen Angriffs- und Vertheidigungsbund mit Napoleon und nahm von diesem das Kurfürstenthum Hannover gegen Abtretung von Neuenburg, Anspach und Cleve an. In Folge dieses Bündnisses sah sich Oesterreich am 26. December zum Frieden zu Preßburg genöthigt. Vergl. Pertz, Leben Stein's 1, 303—304.

um uns her erschallen läßt. Ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie man hier durch falsche Gerüchte in Furcht und Hoffnung gehalten wird. Meine ganze Politik besteht diesen Augenblick in Einem — Fragezeichen. Gott steuere dem Bösen und bessere die Bösen und lasse Glaube, Hoffnung und Liebe nicht erlöschen!

Der lang entworfene Plan der Illuminaten wird sich nun überall entwickeln. Ihnen entgeht man in Europa nicht. Der Erfolg setzt sie über jede Bedenklichkeit hinweg. Gott erhalte die Gesinnung derer, welche noch im politisch-moralischen Schiffbruch dieser Zeit Gesinnung haben! Für andere Wünsche ist die Noth zu dringend, das Leben zu kurz! Aus den Armeen erhält Niemand Briefe. Ich vermuthe, daß das Regiment von Ernst izt beim Erzherzog Carl sei. Die wackeren drei Erzherzoge, wie muß ihnen das edle Herz bluten! Wir stehen an der Schwelle eines Jahres. Es sei der Welt ein Jahr der Schonung! Uns und der Welt ein Jahr der Schonung und des Segens!

Münster, 10. Jan. 1806.

O des schmachvollen Friedens [1], mit dessen ganzem Inhalt wir wohl bald werden beschämt werden! Ist es wahr, daß Alexander innerer Unruhen wegen nach Rußland eilen mußte? Das allein würde mir diese Rückkehr begreiflich machen, zu welcher Franzens Waffenstillstand, selbst Friede, keinen hinlänglichen Grund gibt. Denn Alexander kriegte proprio Marte.

Die arme Prinzeß Auguste von Baiern hat durchaus den kleinen Eugen nicht gewollt. Bonaparte drohte das Land feindlich zu behandeln, da gab sie sich als Opfer.

---

[1] Zu Preßburg.

Bonaparte hat Haugwitz gefragt, warum Preußen, da es sich izt so gesinnt zeige, denn die Franzosen in Hannover habe einrücken lassen. ‚Ah, Sire, on l'a souffert par un abandon de confiance en Votre Majesté.' ‚Bah, c'est une école que je n'aurais jamais faite!'

Ach, combien en a-t-on faites! Vorzüglich in Oesterreich! Aber die größte war und bleibt das lange sich Einlullenlassen durch Geschwätz derjenigen, die Europa's Untergang und Schmach sichtbar vorbereiteten!

Münster, 17. Jan. 1806.

Welches Netz von Verrath muß bei dem schnöden Waffenstillstand den guten Kaiser Franz umgeben haben, daß ihm, der an Ungarns Grenze stand, ein solcher tödtlicher blauer Dunst konnte gemacht werden!

Wie das große Weishauptische Drama sich izt rings in Europa entwickelt! — Feuerbach Minister in München mit Montgelas. Spittler in Stuttgart. Lombard hat auch nicht gefeiert! Ja wohl zehrt diese Zeit an unserm Leben! Aber es mußte so kommen. Das hat die aphilosophische Zeit unserer seichten, aber angebeteten Sophisten herbeigeführt!

An seine Schwester Catharina.

Münster, 11. Febr. 1806.

Pitt's Tod scheint mir den politischen Tod von Europa anzukündigen und ganz Europa sollte ihn betrauern. Hast Du den schönen Artikel im Correspondenten gelesen, wo sein Ende erzählt wird? Hier glauben Viele, und auch in Berlin, dieses Land werde nebst andern ein Kurfürstenthum, vielleicht gar Königreich für den Herzog von Braunschweig werden, dessen väterliches Erbland preußisch werden soll. Ich weiß nicht, ob ich es glauben soll oder nicht.

Eher glaub' ich's. Daß die drei Hansestädte preußisch werden sollen, wird allgemein geglaubt.

Lütjenbeck, 8. August 1806.

Rings um uns her wird für neue Besitzer von fremden Ländern Besitz durch französische Commissarien und Soldaten genommen. Auf der Parade ist auf Befehl von Berlin bekannt gemacht worden, daß man mit Frankreich im besten Vernehmen stünde. Unglaubliche Gerüchte laufen umher oder vielmehr solche, die ehemals unglaublich geschienen hätten, deren Bewährung oder Nichtbewährung man mit stumpfer Gleichgültigkeit erwartet.

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 5./19. August 1806.

Die Anspach'sche Bittschrift[1] nebst den Bemerkungen habe ich gelesen. Erste ist sehr bescheiden und durch edle Bescheidenheit sehr stark. Die Bemerkungen sind sehr scharf, aber sehr wahr. Hat sie wirklich ein Anspacher geschrieben, so rechtfertigt sie der justus dolor. Uebrigens leben wir in einer so erbärmlichen Zeit, daß, der Gefahr falscher Anwendung wegen, auch theure politische Wahrheiten nicht erörtert werden dürfen. Ganz anders war es, als ein tiefer, ernster religiöser Denker, Hugo Grotius, vor dessen Namen ich mich immer beuge, und gegen den mir Montesquieu ein Knabe, sowie Mably gegen diesen ein Junge

[1] Die Franzosen hatten das neutrale preußische Anspach überschritten und rücksichtslos behandelt. Die Patrioten, unter anderen auch Freiherr von Stein, stellten dem König die unvermeidliche Nothwendigkeit vor, jetzt das Schwert in die Wagschale zu legen. Vergl. Pertz, Leben Stein's 1, 302.

scheint, in philosophischer Wage Fug und Pflicht abwog und lateinische Orakel gab.

Daß man hier kriegerische Vorkehrungen trifft, ist wahr, und sehr kriegerische; aber wir leben in einer Zeit der Demonstrationen und des Nachgebens von Einer Seite, des frechen Hohns und des Gelingens von der andern; darum glaube ich nicht an Krieg, wünsche ihn auch nicht, weil seit vorigem Herbst nach menschlicher Ansicht Alles verloren ging, und Gott, wenn Er will, Alles noch ohne Krieg retten kann. Von einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen sehe ich nichts als Unheil, siege der Eine oder der Andere. Von dem Augenblicke an, da Anno 93 das nördliche Deutschland, nach Frieden lungernd, sich zum Verrath am südlichen Deutschland bereden ließ, war Alles, Ehre und Existenz verloren. Darin hat der elende Dalberg nicht Unrecht, so sehr ihn auch sein im Trüben Fischen als Hallunken und als Bruder Crescens bewährt. Wir werden noch Vieles erleben, wahrscheinlich in den nächstfolgenden Jahren; ein aus der Liste unabhängiger Völker ausgestrichenes Europa. Und was ist auch an Unabhängigkeit gelegen, wo die Gesinnung verloren ging!

Lütjenbeck, 22. August 1806.

Kaiser Franz ist also nicht mehr unser Kaiser, unser altes Reich ist aufgelöst. Ich weiß, wie gleichgültig viele Deutsche dabei bleiben und wie Vieles sich sagen ließ von der Veraltung unserer ehrwürdigen Verfassung. Man wird bald gewahr werden, welchen Schritt der zerstörende Geist der Zeit durch Auflösung des Reichs gewann!

Vorgestern war ein französischer General, Beaumont, in Münster. General Blücher hat ihm bei Erweisung vieler Höflichkeit doch auch geziemende Kälte gezeigt. So auch die

andern Preußen. Die Offiziere, Blücher vorzüglich, erwarten mit feuriger Ungeduld den Krieg. Ob nicht dennoch der Friede erhalten bleibt? Ich glaube es fast. Es bleibe nun ein Scheinfriede oder nicht, so werden wir doch wahrscheinlich nova monstra erleben und Alles wird eine Totalauflösung herbeiführen — und was dann? In der Vegetation befördert Fäulniß neuen Wuchs; in der animalischen Welt nur Pest und Würmer. Wie stinkt und wimmelt's schon izt!

Lütjenbeck, 10. Oct. 1806.

Vor einigen Wochen ward dem Capitel befohlen, das Silbergeräth des Doms einzuliefern, weil man es, um es zu sichern, nach Magdeburg senden wolle! Das Capitel antwortete: auf alle Fälle wäre es sicherer in seiner Kirche; wolle man es abholen, so könne das Capitel sich nicht widersetzen. Es ist nach Magdeburg abgegangen und vor drei Tagen ward dem Domcapitel in voller Versammlung durch ein Mitglied der Kammer dessen Aufhebung kund gethan. Die Kammer ließ in extenso, was nicht nöthig gewesen wäre, das Rescript des Königs an sie vorlesen, in welchem auf sehr bittere Weise den Domherren vorgeworfen wird, daß es sein Ansehen nicht gebraucht habe, die Anhänglichkeit der Provinz an den König zu fördern. Nur der Dechant Spiegel ward, seines Patriotismus wegen, sehr erhoben!

Das Ausheben der jungen Mannschaft geht immer noch vor sich. Neulich ist ein angesehener Bauer, ein Greis, in Ketten nach Magdeburg gebracht worden, weil — einer seiner Söhne, der Aushebung zu entgehen, entwichen ist. Dennoch will die Anhänglichkeit sich noch nicht zeigen!

Münster, 20. Oct./4. Nov. 1806.

Du weißt bei Empfang dieser Zeilen besser, als ich izt, Alles was[1] geschehen ist. Gott hat es zugelassen, Er kann noch unerwarteten Ausgang geben! Sein Name sei gelobet! Die izige Lage ist dem Anschein nach schrecklich. Preußen ward mit geschlagen in Austerlitz und Oesterreich und alle müßigen Zuschauer wurden izt geschlagen. Sehen sie das nicht ein, so verdienen sie das Schicksal, welches dann unvermeidlich ihrer harrt!

Sein Wille geschehe! Sein Reich komme! Je mehr alle irdischen Wünsche wie Schmetterlinge niedergeschmettert werden von dem rauhen Winde der Zeit, desto leichter müsse es dem Geiste werden, auf Adlerschwingen sich über den Dunstkreis zur Sonne zu erheben.

Münster, 18. Nov. 1806.

Nach wechselnden Erwartungen, die ich noch vor Kurzem hatte, war mir solcher — wenigstens kein so schneller — Ausgang doch nicht in den Sinn gekommen. Ich glaubte mich gefaßt auf Alles und ward überrascht! Ich alter Knabe kam aus dem Sattel! Aber Gott hielt mich, daß ich nicht fiel und gab mir andere Ansicht. Es mußte so kommen, und es muß wahrscheinlich noch ganz anders kommen. Gott hat gewiß etwas Großes und Gutes vor, und wenn wir es auch nicht erleben, so gewinnen wir doch mehr als die Erde geben kann, wenn wir uns seinem Willen ganz unterwerfen und also einen neugeborenen Willen bekommen, der im Wehen der Natur geboren, schon hienieden an himmlische Brüste gelegt wird.

Der Stoicismus der Alten war der salto mortale, den

---

[1] bei Jena.

auf schwindelnder Höhe an finsterem Abgrund die sich selbst überlassene Natur nahm, weil sie nicht in Seilen der Liebe sich gegängelt fühlte. Hätten wir keinen andern Erweis für unsere Religion, als diese allbelebende Hauche der Liebe, die sie und nur sie in die Flöten unseres geistigen Lebens blies; diesen Seufzer des Psalmisten: Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir auch Leib und Seele verschmachten, so bist doch Du, Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Theil! Was bedürften wir eines anderen Beweises?

Was wird man aber Alles erleben! Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen — sagt der Prophet Maleachi; ehe man nun sieht, welche Gestalt ihm der Künstler gibt, und die alten Gefäße in Gluth dahinfließen sieht, so fühlt man nur die Hitze des Ofens.

Ich kann Dir nicht sagen, welche Beruhigung ich in meiner Arbeit [1] finde, die mich manche Stunde des Tages aus dieser Zeit in die alte Zeit, aus der alten Zeit in die große Zukunft versetzt. Ich habe izt manchmal mit den Propheten zu thun, deren heiliges Helldunkel in der Untersuchung nicht so labyrinthisch ist, als es scheint. Die Geschichte gibt oft den Faden, und wenn man nur den Einen, der das Alpha und Omega in der ganzen Bibel ist, im Gesicht behält, so fällt aus hoher, oben offener Wölbung Licht des Himmels hinein.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 3. März 1807.

In stiller Abendstunde besuche ich Dich, beste Luise, am Abende eines schönen Frühlingstages, wiewohl wir noch in

[1] Für die Religionsgeschichte.

der Region des Winters sind; eines Frühlingstages, den Ihr besser als ich werdet genutzt haben, da ich zwar dreimal, einmal zu Pferd und zweimal zu Fuß, spazieren gewesen, aber doch beschränkt auf unsere nahen Stadtpfade, wo man sich nie anders als im Gefühl der Sehnsucht nach dem Lande wohl fühlt. Sehnsucht ist unsere Amme hienieden, und wehe dem, der hienieden sich entwöhnt glaubt! Aber die Natur des Landes ist eine blühendere Amme, und daß auch sie nur mit Hoffnung säugt, gibt uns, wenn wir's inne werden, eine große, heilige Lehre.

Der erbärmliche Leichtsinn dieser Zeit ist eines ihrer schlimmsten Zeichen! Und das finde ich das Traurigste von Allem! Wäre er nicht, so möchte man hoffen:

When the hurlyburly is done,
When the night is past and gone,

so würde Alles wieder gut werden. Aber die moralischen Nächte sind nicht wie die physischen. Diese geben den Menschen Träume, welche mit dem Morgenroth verschwinden. Die moralischen aber werden von den Fieberträumen der Menschen erzeugt; sie haben kein bestimmtes Maß der Zeit. Sie gehen crescendo von Wahnsinn in Tollheit, bis nach durchlaufener Kometenbahn des Elends endlich die Besinnung kommt!

Lütjenbeck, 7. Juli 1807.

Ja wohl, beste Luise, ist dem Frieden auf Erden nicht mehr zu trauen. In dieser Zeit fallen mir oft die schönen Worte unseres lieben seligen Klopstock ein:

Wer nicht fürchtet, nicht hofft, nur der ist glücklich!
Also denkt er: der Weis' erwartet ruhig,
Was ihm geben die Vorsicht
Werde, Freud' oder Schmerz.

Und das ist sehr gut! So wie Midas' Berührung Alles in Gold verwandelte, gab uns Allen Gott die Macht, Alles, was uns begegnet, in Segen zu verwandeln und so auf leichte Art, es annehmend als kommend von Ihm und als gut, weil von Ihm! Ohne diese Ansicht wäre es in der Welt nicht auszuhalten. Aber wie bietet sich auch diese Ansicht an! Wie laut prediget diese Zeit! Aber die Menschen haben von Midas mehrentheils nur das Ohr! Wäre ich noch in meiner Jambenstimmung[1], wie sollten die Schilfe von den Midassen erzählen!

Alles wird izt so scheinbar wild unter einander geworfen, Alles ist in Geburtswehen, und es ist keine Kraft zum Gebären, wie der gute König Hiskia dem Propheten sagen ließ; aber es wird dennoch eine Geburt an das Tageslicht kommen! Die Resultate der menschlichen Weisheit, welche Thorheit ist, erscheinen so grell, daß der Zauber zerstört wird. Denn es wird immer mehr offenbar, daß der Strom, welcher izt Alles überschwemmt und überschlammt oder übersandet, sich darum so ergoß, weil sie ihn leiten wollte, hier Kanäle grub und dort Dämme durchstach.

Am 28. Juli 1807.

Daß Alles in so vollem Maße kommt, was da kommen mußte, hat das Gute, daß man sowohl alle Lust zum Einspinnen unter dem Monde verliert, als auch mit Schmetterlingsflügeln von Hoffnung zu Hoffnung dieser Zeit zu flattern. Bienen wissen auch aus diesen Pflanzen Honig zu saugen.

Man ist hier noch ungewiß, ob[2] dieses Land zum König-

---

[1] In der er im Jahre 1784 seine köstlichen Satiren dichtete, vergl. Gesammelte Werke 3, 1—85.

[2] Durch den am 9. Juli abgeschlossenen Frieden zu Tilsit, dessen Bedingungen noch nicht bekannt waren.

reich Westphalen, oder zu Holland, oder zu Berg werde geschlagen, ja wohl geschlagen werden. Es fällt mir oft mit Rührung auf, wie unter allen menschlichen Umwälzungen die liebe Natur in hoher Einfalt, Milde, Schönheit und Größe ihren erhabenen und lieblichen Gang fortgeht. Wohl uns, daß sie an einem hohen Gängelbande geleitet wird, in welches die Menschenhand nicht eingreifen kann.

Mit wahrem Interesse habe ich das Büchlein von Rehberg[1] gelesen. Seine Rügen der ehemaligen preußischen Staatsverwaltung scheinen mir vollkommen richtig und desto treffender, da er ohne Bitterkeit noch Spott mit Ernst und Würde rügt. Wie vieles trifft auch die Staatsverwaltung anderer Länder, wo derselbige Geist sich wirksam einschleicht! Uebrigens bin ich nicht mit allen seinen Ansichten zufrieden. Unbegreiflich ist mir, wie er, der Freiheit kennt und schätzt, die Richtigkeit der von Montesquieu zuerst gezeigten Wahrheit, daß die drei pouvoirs, wie M. sie nennt, getrennt sein müssen, in Zweifel stellt. Mich dünket, daß die Unkunde dieser Regel schuld daran war, daß wahre politische Freiheit den Alten auch in der Theorie fehlte; wahre politische Freiheit, die man, dünket mich, außer England nirgends fand. Auch möchte ich nicht in Rehberg's Tadel über die collegialische Geschäftsverwaltung einstimmen. Sie geht langsamen, aber minder gefährdeten Gang; vielmehr verdient das bei den Preußen Rüge, daß in den Collegien eigentlich der Präsident Alles entscheidet; also eigentlich dort keine Collegia stattfinden, obwohl die Form doch noch selbst dort das Gute hat, daß der Präsident doch von den Andern beobachtet wird, und obschon er fast unabhängig von ihnen ist, doch ihr Urtheil scheuen, ihre Angabe fürchten muß. Rehberg's Absicht

[1] Ueber die Staatsverwaltung deutscher Länder. Hannover 1807.

steuert auf einen gewissen Aristokratismus der Geschäftsfähigeren hin, welcher gleichwohl sehr drückend, und wenn diese sich zu einem Plan verabreden, äußerst gefährlich sein würde.

Münster, 11. Dec. 1807.

Freilich ist auch dieses Jahr, Deiner guten Vergleichung nach, wie ein Erdfall anzusehen, beste Luise, und wer kann wissen, was nach so vielen sich schon gefolgten Erdfällen noch einstürzt, da der Boden überall so vulkanisch ist. Man möchte berechnen können, nach wie vieler Zeit hier oder dort die Lava wieder für Fruchtbarkeit empfänglich werde, wenn die Materie, aus der sie hie und da entstand, sich genau schätzen ließe. Doch auch dann nicht, da hier nicht von lauter Materie die Rede ist, und das Moralische viel schnelleren Verfalls, aber auch viel schnellerer Wiederbelebung fähig ist. Doch lehrt uns die traurige Erfahrung, daß so wie Menschen von einem Rückfall in's Böse, von einem mit Bedacht und bösem Willen gemachten Rückfall, fast nie wieder aufstehen, so auch Völker nicht. Und darum ist mir sehr wahrscheinlich, daß in Europa das Gute sich in Wenigen concentriren, der erhaltende und erwärmende Strahl der Wahrheit aber andere Nationen beleben werde, deren Zeit bisher noch nicht kam, welche Erleuchtung annehmen, daher Kraft des Willens erhalten werden. Der Wille ist unser wahres Ich. Daher so oft Leute, deren Urtheil nicht nur in allen Dingen dieser Zeit, sondern auch im Geistigen so scharf und richtig ist, doch schlecht bleiben. Den Willen aber ändern gewiß nur Demuth und Hülfe von Gott. Sokrates erkannte es schon, als er sagte, die Tugend werde uns weder angeboren, noch erlernt, sondern sie sei eine Gabe Gottes. Und das ganze Christenthum gehet

davon aus, und mich dünkt, jeder tiefe Blick in unser Selbst bewähre es.

Vom Jahre 1808 an verrathen die Briefe in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten den Druck, welchen die Späherkunst der Franzosen dem schriftlichen Verkehre auflegte. Freilich schlug Stolberg am 5. Januar dem Bruder vor: ‚Laß uns die Eröffnung der Briefe nicht so anfechten, daß sie den Ausdruck unserer Gedanken und Empfindungen hemmen sollte,‘ aber Christian antwortete: ‚So fest und so beständig man es sich auch vorsetzt, daß diese Lähmung, unter der jeder Briefwechsel izt seufzet, die freie, über jede Fessel erhabene Mittheilung unserer Gedanken und Empfindungen nicht hemmen und uns nicht abhalten müsse, so lange wir noch Pilger dieser Erde sind, ein gemeinschaftliches Leben des Geistes und des Herzens zu leben, ohne uns zu kümmern, daß vielleicht unberufene Augen lesen, was nur der Eine für den Einen schreibt, so ist es leider doch wahr, daß nur zu oft das gekränkte Gefühl über die besseren Vorsätze sieget und es mir schwer wird, selbst bei der Enthaltung eines jeden zu mißdeutenden Wortes, mit der Unbefangenheit und Offenheit zu schreiben, so wie wir es in freieren, besseren Zeiten gewohnt waren. Es kann leicht einmal ein Augenblick einer allgemeinen Untersuchung eintreten.‘ ‚Wollte Gott,‘ fügte er hinzu, ‚wir könnten die Augen abwenden von alle dem, was um uns her geschieht, um sie ohne Unterlaß dahin zu erheben, wo auch schon izt unsere Heimat sein sollte. Das Losreißen aller Art von dem Irdischen wird uns ja izt so leicht gemacht und wir begehen gedoppelte Sünde, wenn wir gleichwohl den überirdischen Geist durch die ihm aufgelegte Bürde herabziehen lassen.‘ Und wiederholt: ‚In Briefen, ich bitte Dich, lasse uns vorsichtig sein.

Späher aller Gattung sind hier im Lande umhergeirrt, und die Künste, die man angewandt hat, sind ohne Zahl.' Später klagte auch Friedrich Leopold: ‚Es entgeht einem alle Lust und Muth zum Schreiben, so lange die Briefe bald geöffnet, bald gesperrt werden.'

‚Aber lahm legen,' sagte er ein andermal, ‚lasse ich mich trotz alles Druckes nicht, auch nicht den Mund verstopfen, wo ich öffentlich Wahrheiten aussprechen kann, die den Fürsten und dem Volke Noth thun zur Erkenntniß dessen, woran sie kranken und wodurch sie in so tiefe Schmach versunken sind.'

Manche Wahrheiten dieser Art, die er öffentlich aussprach, werden wir später bei der Besprechung seiner Religionsgeschichte kennen lernen, hier seien nur aus dem im Jahre 1808 vollendeten dritten und vierten Bande zwei Stellen angeführt: ‚Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir erleben müssen, was wir erleben? Oeffentliches Unglück, Erniedrigung unter Feinden, welche zu besiegen wir gewohnt waren, ist manchmal ein letztes Mittel der erbarmenden Vorsehung. Und es ist billig, daß Nationen, welche, ihres Gottes vergessend, sich auf den fleischlichen Arm verlassen, oder auf gehäuftes Geld, es ist billig, daß solche durch Noth und Wehe zur Besinnung kommen; durch großes Wehe, wenn sie sich vom kleinern nicht wecken ließen; wenn sie Schmach wie Wasser soffen, und dennoch nicht nüchtern wurden.'[1] Und in Bezug auf die Franzosen: ‚Völker, welche schon reif dem Gerichte sind, werden manchmal von der weisen und furchtbaren Vorsehung als Schergen ihrer Gerechtigkeit gebraucht und dann leeren sie die untersten Hefen des Taumelkelchs!'[2]

---

[1] Bd. 3, 39, in der Wiener Ausgabe von 1817.

[2] Bd. 4, 45.

‚Sie werden noch Vieles zerstören, diese Schergen der Gerechtigkeit, aber in Gottes Namen, wenn nur neues Leben zwischen den Ruinen emporwächst.‘ Oder wie er an Perthes schrieb: ‚Das alte Laub muß herunter, auf daß der noch in brauner Knospe schlummernde Frühling für die Entwicklung aufbewahrt bleibe. Ach, könnten wir nur die erste grüne Spitze sehen!‘ [1] Eine solche grüne Spitze glaubte er schon bei der Erhebung Oesterreichs und den Heldenkämpfen der Tyroler im Jahre 1809 zu erblicken, aber bald überzeugte er sich, daß es ‚für einen Völkerfrühling noch viel zu früh‘.

An seinen Bruder Christian.

Münster, 15. Jan. 1808.

Mich däucht, das kleine Buch: ‚Considérations sur la grandeur etc.‘ sei das wahre Meisterwerk von Montesquieu. Es ist gediegene Politik. Vom Esprit des lois kann man, dünkt mich, zu oft sagen, was Lessing so schön von einem Buche sagt: Es ist viel Wahres und Neues darin; nur schade, daß das Neue nicht wahr und das Wahre nicht neu ist.

Münster, 12. April 1808.

Neues haben wir durch Ernst nicht erfahren. Bei der Armee wissen sie nie etwas. Aber sowohl er als Andere stimmen Alle darin überein, daß die Armee furchtbarer als je ist. Aber auch, daß es obenher an dem fehlt, was allein das Ganze beleben kann, moralische Kraft und Entschluß.

Wir wissen Alle a priori, daß so kommen muß, was da kommt; aber izt sieht man auch gar leicht a posteriori, daß es dieser Radicalcur bedurfte, dieser Ausrottung, und bedürfen wird, bis ein Kreis von Wochen wird durchlaufen sein,

---

[1] Perthes' Leben (Gotha, 1857), Bd. 1, 144.

vor denen freilich der Natur schaudert, nach denen aber der Geist sich fast sehnen möchte.

Ein Interesse verschlingt izt so sehr alle andern, vereitelt so sehr jedes individuelle Gefühl von Patriotismus — indem entweder Alles einstürzen oder Alles gerettet werden muß (ich glaube aber, wie gesagt, daß nur noch durch und nach dem Einsturz, nicht Rettung, aber Palingenesie zu hoffen sei), daß die Theilnahme an Vielem, was sonst so wichtig schien, wegfällt und nur der Wunsch: Dein Reich komme! im Herzen übrig bleibt. Es senke sich herab in uns, in die Unsrigen, in viele Einzelne, bis zu seiner Zeit aus den vielen glimmenden Halmen, wenn der Hauch Gottes drüber weht, Eine Flamme werde. Dann wird's gut werden!

Es werden viele Veränderungen erwartet. Manche hoffen, wo ich nicht mehr hoffen mag, Manche fürchten, wo mich die Furcht nicht mehr lebhaft anwandelt, eben weil auch die Hoffnung nicht. Wie beim Sirocco das Meer brauset und schäumt, wenn auf dem Lande, wo die Menschen schmachten, sich kein Blatt regt, so scheint es mir zu sein in dieser erwartungsvollen Zeit. Auf umbraustem, umtostem Felsen schimmert uns die goldene Schrift: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.'

Am 17. Mai 1808.

Ueber öffentliche Verhältnisse müssen wir uns, dünket mich, in vollkommenster Ergebung fassen. Mußten doch Heiden, mußten Attikus und der edle Valerius Massala sich fassen, als es aus war mit Rom. Wir wissen besser als sie, wer die Wagschale in zwar umwölkter, doch wahrgenommener Hand hält. Es ist Alles zum Besten! Diese Ansicht wird bei mir, Gottlob, zur Empfindung, und ich bin heiter im Jahre 1808, wiewohl ich vierzehn Kinder am Leben habe.

Jzt muß Alles rückgängig sein, auf daß es vorgängig werden könne, im Kleinen wie im Großen. Was wird im ganzen Geäder der Verhältnisse nicht noch geschehen müssen, auf daß es einleuchtend werde, wohin die erste Lüge, wie man in der Philosophie den ersten Irrthum nennt, führt und führen müsse.

Ehe man zum Worte Gottes zurückkehrt, wird es noch ganz anders kommen. Ich sehe es kommen, und obschon mir die Haut schaudert, jauchzet doch mein Innerstes. Das tägliche ununterbrochene Studium Eines Buches gibt Aufschluß über Alles und bewährt dieses Buch als Gottes Wort.

Am 24. Mai 1808.

Gottlob, daß die großen Triebfedern der Natur außer der menschlichen Erreichung liegen, daß wir wohl das Sausen des Windes hören, aber nicht wissen, von wannen er kommt, noch wohin er fährt; daß der Lebensodem, welcher Alles erhält, derselbige ist, welcher Alles schuf; sonst hätten menschlicher Uebermuth und Aberwitz schon lange Gottes schöne Welt zu einer Wüste gemacht; hätten sie behandelt, wie der Affe die Uhr. Könnten die Menschen dahin langen, so würde es lange von der Natur geheißen haben, wie Ovid von der Semele sagt: tumultus non tulit aetherios.

Lütjenbeck, 12. August 1808.

Wie bewährt sich das weissagende Wort Jesu Christi, daß, weil die Ungerechtigkeit überhand nehme, die Liebe in Vielen erkalten werde!

Du weißt, Kant glaubte, daß immer gleiche Masse von Kälte und Wärme, nur verschieden vertheilt, auf Erden wäre. So wahrscheinlich mir diese Idee scheint, kommt mir Lavater's Vorstellung, daß immer gleiche Masse von

moralisch Gutem auf Erden sei, sehr phantastisch vor und grundlos. Indessen ist der Gedanke doch wohl wahr, daß bei überhandnehmendem Bösen die in Wenigen sich concentrirende Liebe desto reiner und heller flamme. Diese Reaction ist natürlich.

Am 27. Sept. 1808.

Es sind viele Spanier, zu Pferd und zu Fuß, als Gefangene durch Münster gekommen. Die Menschen und die Pferde edel, brav und mißbraucht. Mit Einigen habe ich gesprochen. Manche wissen sich ziemlich gut auf Deutsch verständlich zu machen. Mit einem machte ich mich durch's Italienische verständlich. Zwei, mit denen ich auf dem Domplatz gesprochen hatte, gingen mir wie Kinder nach, den ganzen langen Hof meines Hauses, mit mir in den Stall, wie Kinder, und sahen mir nach, als ich fortritt. Wiewohl Gefangene, singen sie fröhlich ihre schöntönenden Lieder auf den Gassen.

Münster, 15. Nov. 1808.

Ja wohl ist er ächt und so ächt wie irgend Einer je war, der kräftige und feuerige Achtundvierziger, dessen Lebensduft mir aus Deinem lieben Briefe vom 7. Nov. in Mark und Bein, in Herz und Seele drang! Mit dem innern Ohr, über welches Trennung durch Raum nichts vermag, hören wir den hellen Anklang unserer Kelchgläser, und Er, der gebrechlichen Scherben auf eine kurze Zeit den Nectar ewiger Hügel anvertraute, hörte ihn auch! Unser Wille sei sein Wille, und sein Wille geschehe! Wir leben in einer Zeit, welche, so wie Vielen bitter, auch Vielen gefährlich ist. Aber sie hat auch ihren eigenen Segen. Man lernt sich schmiegen unter den gewaltigen Willen Gottes, und sobald man sich geschmieget hat, wird man inne, daß es der Wille

der ewigen, erbarmungsvollsten Liebe war. Freilich wird wohl mancher Herling dürre, ehe er reifte, aber auch manche uva passa bringt desto reinern und süßern Wein

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 15. Nov. 1808.

Es war ein großes Wort, welches Sokrates sagte: Das innere Auge beginnt erst dann recht zu schauen, wenn das äußere dunkler sieht. Doch bringt das willkürliche Schließen des sinnlichen Auges bei Manchen schon in der Jugend gewiß gleichen, ja edleren Nutzen, als das Ertrüben der Jahre. Aber ich habe mit den Augen der Neubegierde solchen Unfug getrieben, daß ich mich wohl freuen mag, auch durch Zwang auf das, was allein bleibt, concentrirt zu werden.

Es ist schon Abend gegen 9 Uhr. Vor zwanzig Jahren heute um diese Zeit ahnte ich nicht, was mir in weniger als anderthalb Stunden bevorstand.

Kinder eines Tages,
Was ist Jemand?
Was ist Niemand?
'nes Schemens Traum sind die Menschen!
Nahet ihnen aber Glanz von Gott gesandt,
So umfahet sie helles Licht,
Und ein holdes Leben!'

sagte der edle Pindar und ahnte lange nicht soviel, als meine Agnes davon empfand, unkundig, daß das helle Licht und das holde Leben sie zu umfahen schon so nahe waren. Vor zwanzig Jahren! Ich empfinde manchmal mit Rührung, vor welcher Zeit Gott sie leise entrückte. Was würde ihr zartes Gefühl oft gelitten haben!

Je weniger man zu dieser Zeit der dunkeln Tage von den Bienen hört, desto besser geht es ohne Zweifel im Stock. Ich erwarte gutes Wachs zum Erleuchten und süßen Honig.

Die Gräfin Sophie schrieb: ‚Wie Vieles ist geschehen, meine beste Luise, seitdem ich Dir geschrieben, und wie lange wird zerstört werden! Oft wundere ich mich, daß wir so ruhig in unserm häuslichen Kreise mitten unter den Trümmern sein können! Freilich sind wir unbegreiflich und vor den Meisten gesegnet und verschont, und indem ich mit innig dankbarem Herzen so seltenes und großes Glück aus der Hand Gottes in dieser öden Zeit mit einem solchen Mann verbunden nehme, scheint mir immer dieses Glück nicht dauern zu können, weil es so selten und so groß ist. Indessen treibt mich gerade das Gefühl dieser Unsicherheit um so mehr und so beständiger zu Gott.

Meines Bruders[1] Aufenthalt hat mir und auch ihm viel Freude gemacht, er hat meinen Mann innig lieb gewonnen, noch jetzt bezeugt es jeder seiner Briefe. Er ist nun in Sachsen, wird aber da, sowie in Berlin, nur kurze Zeit bleiben und dann Ende des Sommers wieder über den Rhein gehen, um sich mehr und mehr in Flars (seinem Gut in der Normandie) zu fixiren. Man wird dort weniger gehudelt, als in dem armen, zertretenen Deutschland, und er kann mit manchen Dingen sich vertragen, an die ich mich nie gewöhnen könnte, in dem Charakter unserer Nachbarn. Uebrigens sind wir doch ziemlich einer Meinung über sie, und was ihm wehe thut in Deutschland, ist gerade, daß wir unsern schönen, edeln Nationalcharakter eingetauscht haben gegen fremde Sitten, fremdes Wesen, unsere Eigenthümlichkeit verloren und uns dadurch so erniedrigt haben — ja wohl möchte man weinen darüber.‘

Münster, 20. Jan. 1809.

Von Madrid aus ist eine Verordnung für das Großherzogthum Berg erschienen (zu welchem auch dieses Länd-

[1] Des Grafen Sigismund von Redern.

chen gehört), durch welche der Adel einen großen Theil seiner Einkünfte verliert. So etwas wird gefühlt und berechnet. Wenn aber Kraft gelähmt, Gesinnung verderbt, Vertrauen zerstört, Ruhe vernichtet, das Edelste und Ewige im Menschen gefährdet wird — kaum kräht ein Hahn darnach!

Es mag wohl sein, liebste Luise, daß in den vielen Veränderungen der Denkart und Handlungsweise, welche seit der letzten Generation in Europa aufgekommen, Einiges an sich gut sein könnte; aber es kommt, dünkt mich, immer darauf an, aus welcher Wurzel die Dinge hervorgehen. Gottesvergessenheit, Stolz der blindesten Philosophie, crasser Egoismus bezeichnen diese Zeit, und was aus ihr — ausgenommen die Reaction, welche natürlich von einigen Guten her wirkte — hervorging, mußte faul sein. Ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen.

‚Ist nicht rein das Gefäß,
So versäuert, was man hineinthut.‘

Was von der Seite unserer Philosophie auch manchmal scheinbar war, war hohl, ihr Scharfsinn ohne Weisheit, ihre Philanthropie ohne Liebe.

Ich denke ganz wie Du über die Verschiedenheit des Wehes, welches durch die Hand der Menschen kommt, von dem, welches Gott durch Elemente sendet, und billige David's Wahl. Kommt zwar jenes freilich auch von Gott, so wird es doch, durch Menschenhand gehend, eben dadurch herber. Ach was verunreiniget nicht die Hand des Menschen!

Juli 1809.

Die Siegesnachrichten aus dem kaiserlichen Heer haben mich mit Freude durchbebt und es war mir in manchen Augenblicken, als dürfte man für das deutsche Volk Frühlingsluft wittern, aber ich fürchte wieder, es ist noch zu früh

an der Zeit, denn der schlechte Geist ist noch allzu mächtig. Wohl sehe ich bessere Anfänge in der vaterländischen Literatur, aber das Böse überwuchert noch. Man bethört das Volk; elende Scribenten entblöden sich nicht, den Untergang von Kaiser und Reich als etwas Preiswürdiges hinzustellen und die Schergen des fremden Volkes zu loben. Was würde unser Klopstock zu diesen unseligen Zeiten sagen!

An einen befreundeten Offizier im kaiserlichen Heer.

1809.

Dein Stand, Deine izige Lage erfordern Muth. Aber der Muth des Menschen, der dem ewigen Tode trotzt, ist Wahnsinn und Frevel, ist Empörung wider Gott. Mögest Du in Frieden mit Gott sein, so geziemt Dich der Muth. Der Gerechte ist muthig wie ein Löwe, sagt die hl. Schrift.

Am meisten beunruhigt mich die Furcht, daß Du — es sei nun durch offenbaren Fall oder durch Lauigkeit — in Zweifel mögest gerathen sein. Du siehst vielleicht keinen Menschen, dem Du Dich hierüber eröffnen könntest, und hörst vielleicht Vieles, was Dich tiefer in Zweifel oder in Kälte stürzt. Dich nur dabei nicht beruhiget! nur das Gebet nicht unterlassen! Du kannst auf dem Pferde, Du kannst im Getümmel der Schlacht Dein Herz zu Gott erheben und nirgends vielleicht so kräftig, wie im Getümmel der Schlacht. Zweifel selbst können uns zum Besten dienen, wenn sie uns durch Unruhe zu Gott führen. Wandeln sie Dich an, so bedenke, daß unser Glaube, immer derselbe seit Jahrtausenden, allein Kraft zu wahrer Tugend und wahren Trost allen Guten gab. Stelle Dir Jesum Christum am Kreuze, den Sohn Gottes leidend für Dich, lebhaft vor und siehe Du, ob es Deinem Herzen leicht werden könne, dem Glauben an Ihn zu entsagen! Umfasse ihn mit Armen der

glaubenden Liebe, und zweifelst Du, so umfasse wenigstens mit Sehnsucht der Liebe, mit Verlangen, Seiner wieder gewiß zu werden, Den, der Dich zuerst geliebt hat! Suche durch Reinheit des Wandels, und durch Reue, wenn Du sündigtest, Erleuchtung von Gott zu erhalten. Trage Dein Herz in Händen vor Gottes Augen und dann magst Du in Gottes Namen Dein Leben preisgeben für Ihn, für unser Vaterland, für unsern Kaiser. Hast Du es unterlassen, so suche Dein Heil, wo Gott es uns suchen heißt, im Gebet, in der Prüfung Deiner selbst, in der Beicht und in der hl. Communion. Laß keine Todsünde an Dir haften, ohne durch Reue und Beichte, wenn Du beichten kannst — und nichts als Unmöglichkeit darf Dich von der Beicht abhalten — Vergebung zu erhalten. Vor allen Dingen entwinde Dich einer falschen Scham, die sich Gottes und seiner Religion schämt, wofern sie Dich gefesselt hält, und entreiß' Dich einer falschen Ruhe gedankenloser Gottesvergessenheit, wofern diese Dich einschläfert.

Zürne dem Feinde nicht, bleibe menschlich in der Schlacht!

An seinen Bruder Christian.

Lütjenbeck, 7. Juli 1809.

Wohl habe ich mit Dir am 2. Juli das Gedächtniß unseres geliebten Klopstock gefeiert. Unseres ältesten Freundes und welches Mannes! Es gehört zum Zwittercharakter der Stumpfheit und des Flitters unserer Zeit, daß seiner wenig gedacht wird. Mehr oder weniger wird seiner mit Dank, Bewunderung und Enthusiasmus gedacht werden, je nachdem der Strom der Menschheit Gold oder Schlamm mit sich führen wird. Die Tiefe, in die wir sanken — und manches Andere — läßt mich das Bessere hoffen.

Vornholz [1], 15. Oct. 1809.

Wir thun ihn selbander, diesen neuen Schritt, in ein neues Lebensjahr, in ein neues Zusammensein auf dieser irdischen Laufbahn, und wissen nicht, wie viele solche Schritte wir noch selbander zu machen haben. Wir haben deren schon viele zurückgelegt, und empfinden es Beide tief, daß auf dieser Laufbahn uns izt ein großer Raum trennt. Es war mir, als ob die Morgenröthe dieses schönen Tages, die Gold im Munde habende Stunde, die Verheißung des Wiedersehens für das Jahr, das mit ihr begann, freundlich ankünden wollte. Aber in dieser Zeit, welche hart wie Eisen und unstet wie Quecksilber ist, vermag kein Morgen mit Sicherheit für den Tag, den er beginnt, wie viel weniger für ein Jahr zu bürgen! Wie Gott will! Diese Zeit ist eine harte Zuchtmeisterin, laß uns aber ihre Ruthe küssen — denn sie ward ihr von Oben her verliehen — und Ergebung üben, in deren Schatten, wenn man sich tief hineinbegibt, man die himmlischen Schwestern, Glaube, Hoffnung, Liebe, sich ergehen findet. Mögen wir freundlich von ihnen begrüßt werden und ihre himmlische Weisheit vernehmen.

Münster, 14. Nov. 1809.

So lange wir Knechte des Raumes und der Zeit — Bedingung der Sünde, sowie Existenz in ihnen Bedingung der Endlichkeit — sind, stehen die Jahrestage als Leuchtthürme in der Nacht und auf dem Ocean unseres Lebens und erinnern uns, indem wir ihm fühlbar näher kommen, an das große, hochheilige Vaterland, dessen wir harren. Mir sind sie daher sehr lieb und werth, diese Tage der Erinnerung des kurzen vorigen Lebens und der an's Herz

[1] Wo er bei der Freifrau von Nagel auf Besuch war.

gelegten Hoffnung der Zukunft. Ich brachte meinen Geburtstag zwar größtentheils sehr gestört, dennoch mit wohlverwahrtem Kämmerlein des Herzens zu, in welchem geliebte Lebende und geliebte Todte mich freundlich heimsuchten.

Allerdings ist jede Schwelle in ein neues Zehnjahr hinein ein wichtiger Schritt. In mancher Absicht fühle ich mich noch sehr jung, das heißt, wenn ich mich nicht befühle, in anderer doch aber sehr gealtert; doch wofern ich mich nicht täusche, letztes mehr dem Leibe, erstes dem Geiste nach, obschon die Phantasie allerdings seltener ihre Flügel schlägt, wozu aber der Charakter der Zeit, welcher jeden Flug unter dem Lufthimmel, wenn er sich nicht über die Sterne erhebt, niederschlägt, Vieles beitragen mag.

Ich glaube, daß wir zunächst größeren, weiter um sich greifenden Ereignissen, Umwälzungen entgegen sehen müssen, als seit 20 Jahren stattfanden. Gottlob, daß der christliche Stoicismus, welcher auf Glaube, Hoffnung, Liebe, daher auf Demuth gegründet ist, über alle Ereignisse und Umwälzungen der Zeit hinaussetzt.

23. Nov. 1809.

Was ich seit Jahren gesagt habe, sage ich immer wieder: wir können nur gesunden, wenn wir zum lebendigen festen Glauben unserer Väter zurückkehren und diese in der Treue und Kernhaftigkeit ihrer Gesinnung, in der Wahrung und Pflege alles dessen, was uns als ehrwürdiges vaterländisches Erbgut überkommen, zum Vorbild nehmen.

Wie Stolberg auf diese seine Ueberzeugungen wiederholt in der Religionsgeschichte zurückkam, so sprach er sie im Jahre 1810 öffentlich auch in einem Aufsatze: ‚Ueber unsere

Sprache' aus, welchen er in dem von Friedrich Perthes in Hamburg gegründeten ‚Vaterländischen Museum' abdrucken ließ[1]. ‚Ich spreche darin,' schreibt er einem Freunde im August 1810, ‚offen von Herzen wie über die urkräftige Eigenthümlichkeit und edelste Einfalt der deutschen Sprache und der deutschen Gemüthsart, so auch über die Fehler unseres Charakters, unsere Schwäche, unsere Sucht nach fremdländischem Wesen, und schließlich über das, was uns Noth thut in der allgemeinen politischen Zerrüttung unseres Vaterlandes.'

‚Statt mit der Billigkeit, die der deutschen Gemüthsart eigen ist, das Fremde zu würdigen,' sagt er unter Anderm, ‚überschätzt der Deutsche es, mit jener Schwäche, die ihm auch eigen ist, und die er nur zu oft naiv genug ausdrückt, wenn er, um Geringschätzung anzudeuten, sagt: Das ist nicht weit her. Selbst die Muttersprache lag uns zu nahe, wir versäumten sie lange Zeit, auf eine so unbegreifliche als thörichte Weise. Möge eine bessere Nachwelt Mühe haben, es zu glauben, deutsche Zeitgenossen von Klopstock — unter vielen Edlen und Großen nenne ich den Einen Größten und Edelsten — ließen Französinnen kommen, um ihre Töchter zu bilden. So wie pedantische Schulfüchse unsere Sprache vulgarem (die gemeine) nannten, so wurden deutsche Kinder edler Häuser gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Sprache des Gesindes anzusehen. Und wie konnten sie anders, wenn es Hausgesetz war, bei der Tafel französisch zu sprechen; wenn jeder kindliche Wunsch, um bei den Eltern Gehör zu finden, sei es mündlich, sei es schriftlich, in der Sprache des Fremdlings vorgetragen werden mußte! Ich

[1] Wie freudig Stolberg das Erscheinen dieser Zeitschrift begrüßte, vergl. Perthes' Leben (Gotha, 1857), Bd. 1, 165–167.

erinnere mich noch, in meiner Kindheit gehört zu haben, wie es an einem geistreichen deutschen Mädchen von deutschen Frauen mit Hohn gerügt ward, daß es, wie sie sagten, affektirt sei und deutsche Briefe schreibe. Das gute Mädchen wollte doch nur seine Empfindungen ausdrücken. Noch izt versammeln sich Deutsche und schwatzen französisch; noch izt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann in französischer Sprache! Heißt das nicht, sich von den Seinigen entfremden? Ja, von sich selbst entfremden?'

‚Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sei uns heilig! Wir verloren Vieles, aber Alles, dessen Besitz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freiheit, sondern der empfundene Werth der Freiheit macht der Freiheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen den Helden.'

‚An der Gesinnung müssen wir uns festhalten; unsere Gesinnung müsse bieder, wahrhaft, einfältig, herzhaft und herzlich sein. Unsere reine, kraftvolle edle Sprache bleibe ein Band des Vereins, wo andere Bänder rissen. Viele Edle legten große Gedanken und warme Empfindungen der guten Muttersprache in den Schooß. Diese sind Gemeingut für uns. Legen auch wir gute Gedanken ihr in den Schooß. Es vermehre sich das Gemeingut für unsere Kinder und für unsere Enkel.'

‚Falle unser Loos, wie es fallen mag, fern sei von uns jeder politische Kleinmuth! Ueben wir Treue in allen unseren Verhältnissen und hegen wir freien Sinn, bereit zu jeder Aufopferung des Aeußeren, ehe wir das Mindeste von unserer Gesinnung aufgeben oder aufzugeben scheinen. Verdienen wir Achtung durch Tugend, geben wir der Tugend Gehalt und Bestand durch die Religion. Sie

leite uns auch in den Verhältnissen dieser Zeit! Der umnachtete Steuerer lenkt auch zwischen Klippen sein Schiff, mit dem Blick gen Himmel.‘

‚Auch Dir,‘ schrieb er einem deutschgesinnten Freunde in der Schweiz, ‚wird das Vaterländische Museum mit der kräftigen deutschen Gesinnung, die darin zum Ausdrucke kommt, gewiß wohlgefallen. Goethe hat, wie ich höre, abgelehnt, dafür zu arbeiten. Es thut mir leid für unsern alten Freund, der allzu kalt und vornehm geworden und nichts mehr von jenem patriotischen Feuer besitzt, das auf unserer Reise in die Schweiz (1775) so mächtig in ihm sprühte. Wie mag er in einer Zeit wie der unsrigen einen Roman wie die Wahlverwandtschaften schreiben, der nur zur Erschlaffung des vornehmen Lesepublikums dienen kann. Ach Gott, wie ist das Salz bei Vielen so taub geworden!‘

‚Trauer um Diejenigen, die führen könnten und keine Führer sind, weil sie Jesum Christum, den göttlichen Führer und Herrn, aus den Augen verloren, macht manchmal mein Herz zagen, aber ich halte mich fest an dem: Er sitzt im Regimente und führet Alles wohl.‘

‚Wie drängen sich,‘ sagt er in einem Briefe vom 17. Juli 1810 an den Bruder, ‚die öffentlichen Ereignisse aneinander! Die Greuelthat zu Stockholm! Der Brand in Paris! Die Entsagung Ludwig's auf sein Königreich und dessen Einverleibung mit Holland! Wie laut werden wir aufgefordert, alle diese Dinge à vol d'oiseau, schnell vor ihnen vorbei und über ihnen schwebend, zu betrachten, wo man allein sie in ihrem wahren Lichte — als flüchtige Erscheinungen und als zugelassene Ereignisse — sehen kann!‘ Und am 15. October: ‚Die irdische, zeitliche Zukunft ist uns in diesen Zeiten mehr als je umwölkt und schwanger, Gott allein weiß womit. Auch vorzüglich in Absicht auf

Euch, und eben izt gibt sie mir manche Schauer, vielleicht ungegründete, aber mich dünket, ich sehe Gewitter dort aufziehen, vor denen mir je länger je mehr bange wird. Wann, ach wann wird nach der grauenvollen Sündfluth dieser Zeit der Bogen des Friedens sich über uns erheben!'

Immer noch wandte er hoffnungsvoll seinen Blick auf England, von wo er ‚junges Heil sowohl für die politische Freiheit Europa's, als auch für eine neuerstarkte gläubige Christengesinnung' erwartete.

‚Kein Volk,' sagt er, ‚hat seine Freiheit besser gesichert als die Britten, wo verschiedene Mächte, des Königs und der beiden Senate, so weislich gegeneinander abgewogen worden, daß drei Schalen in dem schönsten Gleichgewichte schweben, und wo kraft der Verfassung jede der drei Mächte den andern freundlich beisteht, so lange das Gleichgewicht dauert, wo aber auch jede die andere mit weiser Eifersucht bewacht, und wo daher dem ersten Eingriffe jeder sogleich von beiden andern Einhalt gethan wird. Die Springfedern, welche der Willkür des Königs Schranken setzen, sichern seine rechtmäßige Macht. Liebe zu einer Verfassung, welche den Gesetzen kräftigen Nerv und der Freiheit edeln Spielraum gibt, sichert dem König seine Rechte. Oeffentlich wird er durch diese Verfassung und mit Nachdruck daran erinnert, daß er für das Volk da sei, nicht das Volk für ihn. Aber keine Nation legt zugleich einen solchen Nachdruck auf die geheiligte Majestät der königlichen Würde. Und wenn die Britten durch eine politische Fiction den König gleichsam als unfehlbar ansehen und nur dem Minister Rechenschaft abfordern, so wissen sie sehr wohl, warum ihnen an Aufrecht-

erhaltung des hohen Begriffes von der königlichen Würde soviel gelegen sei.'[1]

‚Hielte der Wandel der Engländer,' schreibt er dem Bruder in dem zuletzt angeführten Briefe vom 15. October 1810, ‚Schritt mit ihrer Verfassung — meiner Meinung nach der einzigen, die je gut genannt zu werden verdiente, die einzige, wo Freiheit war — so wären sie izt, wie man sie in mittleren Zeiten nannte, eine Insel der Heiligen. Alle Fehler, die man ihrer Verfassung vorwirft, sind bei menschlicher Unvollkommenheit unvermeidlich. Und diese englische Verfassung ist mehr als irgend eine Resultat der Geschichte, und jedesmal, daß Hand angelegt ward, handelte man nie a priori, sondern immer nach Erfahrung. Und das thaten die Männer, die gleichwohl sehr geeignet waren, nach Induction handeln zu können, und die Höflinge der dames de la Halle decretirten a priori! Göttliche Einrichtungen stehen wie die Pyramiden, menschlichen fehlt immer die Breite der Basis. Unsere neuesten Philosophen, vor allen Kant und die neuen Minosse, dames de la Halle ꝛc. setzen die Pyramiden auf die Spitze und wundern sich, wenn sie nicht stehen, da es doch Pyramiden sind!'

‚Ich habe keine irdischen Stützen,' heißt es in einem späteren Schreiben, ‚und suche meine Stützen anderswo als in Völkern und staatlichen Gebilden. Aber das englische Volk erscheint mir doch als das gesundeste und wird, wenn überhaupt Europa noch zu einem neuen gläubigen, das heißt katholischen Zeitalter berufen ist, eine Hauptrolle in diesem Zeitalter spielen.'

[1] Vergl. die Religionsgeschichte (Wiener Ausgabe, 1817), Bd. 2, 370

Charakteristisch für Stolberg sind aus den letzten Jahren ‚der deutschen Erniedrigung unter der Zuchtruthe des corsischen Despoten‘ noch folgende Briefe.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 29. Oct. 1810.

Ueber Deine politisch-moralisch-religiösen Ansichten habe ich mich sehr gefreut, beste Luise, weil es auch ganz die meinigen sind. Die Politik kann nicht der Moral entbehren, die Moral nicht der Religion. Das sahen auch alle großen Gesetzgeber der Alten ein; Numa führte immer auf die Religion zurück; reiner aber, dünket mich, gingen Zaleukus und Charondas von diesem Mittelpunkte aus, ließen ihn als ein Feuer der Vesta, als Seele des Ganzen stehen, anstatt daß Numa überall verunreinigtes Feuer hintrug.

Zu allen Zeiten machten sich viele Menschen vom Göttlichen los, aber nur in diesen letzten Zeiten ward diese Gottlosigkeit so allgemein, ging über in Wissenschaft und in die politischen — inneren und äußeren — Verhältnisse. Der amerikanische neue Staat entstand, als dieser Geist schon walteze. Ich glaube nicht, daß er viele Generationen lang bestehen wird. Seine Gründer, vor der Welt vernünftige Leute und Franklin ein Mann von außerordentlichem Verstande — aber nur von zeitlichen Verhältnissen voll, ohne Gott, dessen in ihren Verhandlungen auch nie gedacht wird. Welch' ein ganz anderer Mann war der große und gute Penn! Was noch von Leben in Amerika zuckt, kommt von ihm.

Münster, 23. Nov. 1810.

Wie Du finde ich nichts so kränkend, als die fast allgemeine Ableugnung jener Grundsätze von Recht und Unrecht, Moral, Religion, Empfindung ꝛc., deren Schamlosig-

erhaltung des hohen Begriffes von der königlichen Würde soviel gelegen sei.'[1]

‚Hielte der Wandel der Engländer,' schreibt er dem Bruder in dem zuletzt angeführten Briefe vom 15. October 1810, ‚Schritt mit ihrer Verfassung — meiner Meinung nach der einzigen, die je gut genannt zu werden verdiente, die einzige, wo Freiheit war — so wären sie izt, wie man sie in mittleren Zeiten nannte, eine Insel der Heiligen. Alle Fehler, die man ihrer Verfassung vorwirft, sind bei menschlicher Unvollkommenheit unvermeidlich. Und diese englische Verfassung ist mehr als irgend eine Resultat der Geschichte, und jedesmal, daß Hand angelegt ward, handelte man nie a priori, sondern immer nach Erfahrung. Und das thaten die Männer, die gleichwohl sehr geeignet waren, nach Induction handeln zu können, und die Höflinge der dames de la Halle decretirten a priori! Göttliche Einrichtungen stehen wie die Pyramiden, menschlichen fehlt immer die Breite der Basis. Unsere neuesten Philosophen, vor allen Kant und die neuen Minosse, dames de la Halle ꝛc. setzen die Pyramiden auf die Spitze und wundern sich, wenn sie nicht stehen, da es doch Pyramiden sind!'

‚Ich habe keine irdischen Stützen,' heißt es in einem späteren Schreiben, ‚und suche meine Stützen anderswo als in Völkern und staatlichen Gebilden. Aber das englische Volk erscheint mir doch als das gesundeste und wird, wenn überhaupt Europa noch zu einem neuen gläubigen, das heißt katholischen Zeitalter berufen ist, eine Hauptrolle in diesem Zeitalter spielen.'

[1] Vergl. die Religionsgeschichte (Wiener Ausgabe, 1817), Bd. 2, 370

Charakteristisch für Stolberg sind aus den letzten Jahren ‚der deutschen Erniedrigung unter der Zuchtruthe des corsischen Despoten‘ noch folgende Briefe.

An seine Schwägerin Luise.

Münster, 29. Oct. 1810.

Ueber Deine politisch-moralisch-religiösen Ansichten habe ich mich sehr gefreut, beste Luise, weil es auch ganz die meinigen sind. Die Politik kann nicht der Moral entbehren, die Moral nicht der Religion. Das sahen auch alle großen Gesetzgeber der Alten ein; Numa führte immer auf die Religion zurück; reiner aber, dünket mich, gingen Zaleukus und Charondas von diesem Mittelpunkte aus, ließen ihn als ein Feuer der Vesta, als Seele des Ganzen stehen, anstatt daß Numa überall verunreinigtes Feuer hintrug.

Zu allen Zeiten machten sich viele Menschen vom Göttlichen los, aber nur in diesen letzten Zeiten ward diese Gottlosigkeit so allgemein, ging über in Wissenschaft und in die politischen — inneren und äußeren — Verhältnisse. Der amerikanische neue Staat entstand, als dieser Geist schon walteze. Ich glaube nicht, daß er viele Generationen lang bestehen wird. Seine Gründer, vor der Welt vernünftige Leute und Franklin ein Mann von außerordentlichem Verstande — aber nur von zeitlichen Verhältnissen voll, ohne Gott, dessen in ihren Verhandlungen auch nie gedacht wird. Welch' ein ganz anderer Mann war der große und gute Penn! Was noch von Leben in Amerika zuckt, kommt von ihm.

Münster, 23. Nov. 1810.

Wie Du finde ich nichts so kränkend, als die fast allgemeine Ableugnung jener Grundsätze von Recht und Unrecht, Moral, Religion, Empfindung ꝛc., deren Schamlosig-

keit über Alles sich erheben will und in tiefern Koth des Verderbens stürzt, als selbst die Heuchelei, die doch dem Wahren und Guten noch huldiget. Aber das Extrem läßt wieder Hoffnung zu, eben weil es Extrem ist; das ist ein Trost.

Seit ungefähr einem Jahre bewege ich mich in meiner Arbeit [1] immer zwischen der Weltgeschichte der Cäsaren und der parallel laufenden Geschichte des Christenthums. Nie standen der Geist der Welt und der Geist der Religion in so auffallendem Contrast als damals. Sehr schön sagt Augustinus in seinem Buche de civitate Dei, daß beständig zwei Gemeinen (civitates) existirt hätten, ein Jerusalem, eine Stadt Gottes, und ein Babylon, eine Stadt der Welt. Je lauter sich die eine, izt die letzte, ausspricht, desto höher erhebt sie die contrastirenden Züge der andern. Und mich dünket, daß sich ein Geist izt rege, welcher das beweist.

Münster, 8. Jan. 1811.

Das Zusammenziehen des Knotens, bis die Folge der Zusammenziehung am Tage liegen wird, ist mir leider nicht zweifelhaft, war gewiß lang beschlossen, liegt in der Natur der Sache, da wo weder physische noch moralische Hindernisse gekannt werden. Man darf nur Consequenz erwarten, und der Zusammenhang der noch nicht offenbar gewordenen Maßregeln mit dem, was schon geschah, liegt vor Augen. Es soll nun so sein, daher mußte die Verblendung so unbegreiflich groß werden. Ich freue mich über das, was Du mir von der Charlotte Ranzau sagst. Am Einzelnen muß man sich izt erquicken.

---

[1] Für die Religionsgeschichte.

Münster, 22. Jan. 1811.

Ich finde wie Du, daß die Geschichte den Menschen als Drachensaat vorstelle. Zum Glück ist im Einzelnen weit mehr Gutes als in der Gesammtheit. Diese schämt sich nie des Egoismus, welcher die Pest der Menschheit ist. Die Alten dachten sich mehr wie wir als Theile der Gesammtheit, daher verschlang der Bürger so viel vom Menschen; und ihr Patriotismus, den man die Jugend so bewundern lehrt — und o wie bewunderte ich ihn einst! — war sehr böser Egoismus, wie die Triumphe der Römer und der Sklavenstand der Gefangenen auf schreckliche Weise zeigen. Wahrer Patriotismus darf daher nicht so sehr an Verfassung, als an Gleichartigkeit der Ansichten und Empfindungen haften, und die Sprache ist sein natürliches Band. Die einzige gute Verfassung wäre die, welche am wenigsten an sich erinnerte; daher Despotismus des Einen, welcher immer zuckende Blitze droht, und der noch abscheulichere Despotismus der Volksmenge, welcher beständiges Erdbeben ist, schreckliche Geißeln der Menschheit sind.

II. Aus der Zeit der Befreiung.

Aus dem Jahre 1811, in welchem Stolberg, wie wir früher hörten[1], von französischen Spähern bewacht wurde, liegen keine speziellen Aeußerungen über die öffentlichen Angelegenheiten vor, und auch im Jahre 1812 war er ‚in Briefen zum Schweigen verurtheilt'. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er Napoleon's russischen Feldzug, und es war ‚ein großes Ereigniß' für den stillen friedlichen Familienkreis in Tatenhausen, als dort am Weihnachts-

[1] Vergl. S. 189—190.

abende die Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland eintraf. ‚Ein neuer Stern der Hoffnung ging jetzt allen Gutgesinnten auf, und man fühlte sich schon wie von einem Alp befreit, als in der Proclamation von Kalisch (vom 25. März 1813) wieder einmal von der deutschen Sache gesprochen wurde.‘ In dem Königreich Westfalen, zu welchem Tatenhausen gehörte, wurden im Laufe des Sommers ‚fast alle Briefe aufgefangen‘ und nur ‚hin und wieder gelang es, dem einen oder andern Verwandten und Freunde von der Erregung, welche die großen Ereignisse hervorriefen, Kunde zu geben und die Freude über deutsche Siege laut werden zu lassen‘.

‚Wir haben,‘ schrieb Stolberg nach der Völkerschlacht bei Leipzig an seinen Freund Nicolovius in Berlin, ‚treulich in unserm eingeschlossenen und belauerten Winkelchen Ihre Sorgen, Ihre Hoffnungen, Ihre Gefahren und die herrliche Errettung getheilt. Gott wolle den glänzenden Ausgang krönen mit verliehener Weisheit, Eintracht, Mäßigung und jener heiligen Furcht, die allein das Recht gibt, alle andere Furcht unter'm Fuß zu zertreten.‘ ‚Die gute Sache siegt,‘ sagte er in einem späteren Briefe vom 1. December 1813 an denselben Freund, ‚herrlich und glänzend sind die erfochtenen Siege; aber ich rechne noch weit mehr auf den Geist, der sich izt bei den Siegern zeigt, und auf den gottgesandten Schrecken der noch vor Kurzem so hochfahrenden schnöden Besiegten. Die so nothwendige heilige Erkenntniß der französischen Heillosigkeit haben wir Deutsche, wofern sie in Gefühl und künftiges Betragen übergeht, durch zwanzigjährige Schmach und Wehen nicht zu theuer erkauft. Eine Reihe von solchen Siegen, ein solcher Feldzug, dem kein von Bonaparte noch so glücklich geführter zu vergleichen ist, war nöthig, um dem Selbstvertrauen auf die deutsche Kraft eine

neue Basis zu geben. Wird dieses Selbstvertrauen durch Höheres in den, der es durch Erfolg bewährte, geheiligt, so, aber auch nur so, dürfen wir auf Deutschlands Wiedergeburt hoffen.' [1]

‚Deutschland wird frei werden und wieder einen Kaiser erhalten,' schrieb er bald darauf, ‚und ich opfere gern meine Söhne für die heilige Sache des Vaterlandes, die ich als eine Sache Gottes erkenne.' Sein Sohn Ernst war bei der kaiserlichen Armee, Christian trat als gemeiner Jäger in ein ostpreußisches Infanterieregiment, Andreas wurde Volontair-Offizier in der kurmärkischen Landwehr, Cajus ließ sich in das Verzeichniß zum Landsturm einschreiben und es kostete Mühe, ihn vom Eintritt in die Feldarmee so lange zurückzuhalten, bis er im Juli 1814 sein siebzehntes Lebensjahr erreichte. Als der achtzehnjährige Christian am 2. Nov. 1813 von den Eltern Abschied nahm, wünschte ihm der Vater: ‚Gott gebe Dir je mehr und mehr Seine heilige Furcht, welche über jede Furcht erhebt, Seine heilige Liebe, ohne die wir keiner wahren Liebe fähig sind. Muth ohne Gottesfurcht ist Wahnsinn, und wer Gott nicht liebt, der liebt nur sich selbst, und dann liebt er etwas sehr Schlechtes. Laß nie Bitterkeit wider irgend einen Menschen in Dein Herz kommen, so wirst Du mit Freudigkeit beten können: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."'

Außer den genannten Söhnen nahmen auch seine beiden Schwiegersöhne Graf Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode und Graf Xaver von Schmising-Kerssenbrock an dem Kampfe gegen Bonaparte Theil. ‚Ferdinand,' meldete Stolberg am 1. Januar 1814 dem Bruder und der Schwägerin Luise, ‚hat mir aus Wernigerode geschrieben, wo er für seine Schwadron,

[1] Vergl. Menge 2, 347.

die vor Erfurt steht, warb. Mariagnes hat ihm — Ihr könnt denken, mit welchen Empfindungen, aber als ein edles deutsches Weib, den Säbel angeschnallt, als er abzog mit der schlesischen Landwehr. Gleiche Empfindung, aber auch gleiche Gesinnung hegt Julia, die wir morgen mit Xaver erwarten. Uebermorgen geht er ab als Bataillonschef in der Ravensberg'schen Landwehr. Die letzten Nachrichten von Ernst sind vom 7. December aus Soave zwischen Vicenza und Verona. Auch dort geht es nach Wunsch. Allenthalben ist ein neuer Geist erwacht, welcher den Erfolg verbürgt.' ‚Wir müssen,' fügt er hinzu, ‚mit Wonne und Dank erkennen, daß Gott an unsern Kindern allzumal, Söhnen und Töchtern, sehr viele Gnaden erwiesen und sie uns große Freude machen ohne Ausnahme. Das erhebt auch Sophien das Herz, daß sie ruhig, sehr ruhig ist.' Und zwölf Tage später: ‚Es ist unverkennbar, daß sich wahrer deutscher Sinn in der Nation zeigt und sich kräftig erweist. Man ist lebendig inne geworden, sowohl wie nichtig die Modephilosophieen, als auch was denn eigentlich die Franzosen sind. Schmach und Unglück haben gedemüthigt und Demuth hat gekräftigt, denn nur sie weiß es, woher Weisheit und Kraft zu holen sind! Wir haben viele preußische Offiziere hier gehabt, wie hat sich der Ton in dieser Armee zum Ernst, zur Bescheidenheit gestimmt! Und welche Thaten hat sie gethan! Wie schwinden alle Feldzüge der Franzosen gegen die ihrigen dieses Jahres! Die Landwehr trägt auf der Mütze den Spruch: Mit Gott für König und Vaterland! Und dieser Sinn belebt das Heer. Ich schrieb Dir, daß Sophie und ich schon die Hoffnung genährt hatten, Euch und unsere Lieben im Sommer zu besuchen. Aber wir werden die Reise wohl aufgeben müssen! Wie könnten wir hier allein die Kinder zurücklassen! Wie das Centrum verlassen, da drei Söhne und

zwei Eidame im Felde sind! da auch Cai schon für den Landsturm aufgezeichnet steht und im Juli, wo er siebzehn Jahre wird, wenn dann der Krieg noch fortdauert, seinem glühenden Wunsche gemäß in die Landwehr oder in ein Regiment gehen wird. Gott segnet uns in unsern Kindern, die uns alle, wirklich ohne Ausnahme, viel Freude machen und sich schön entwickeln in Kraft und Liebe.'

Aber schon gegen Ende Januar 1814 konnte er ‚trotz aller Freude, große Besorgnisse wegen diplomatischer Federfuchser' nicht zurückhalten, und seine Gespräche mit Niebuhr, der ihn im Februar in Tatenhausen besuchte, ‚bestärkten diese Besorgnisse'. ‚Uebrigens ist,' versicherte er, ‚Niebuhr selbst von den edelsten vaterländischen Gefühlen beseelt, und es war mir und Sophie eine rechte Freude, nach so langen Jahren den theuren Freund wiederzusehen.' Und die Freude war gegenseitig. ‚Stolberg's Herzlichkeit und der stille Friede seines Gemüthes,' schrieb Niebuhr, ‚that uns sehr wohl.'

‚Unsere heilige gerechte Sache' erfüllte Stolberg ‚wie mit neuem dichterischem Jugendfeuer, das ich auch deßhalb,' sagt er, ‚nähren muß, um der Beängstigungen Herr zu werden, die mich ungeachtet der Siege unserer herrlichen Heere wegen des schließlichen, nicht militärischen, sondern politischen Ausgangs oft überfallen.' Er dichtete seine bekannten vaterländischen Oden: ‚Napoleon', ‚die Gränze', ‚Blücher', ‚das befreite Deutschland', ‚Deutschlands Beruf', von denen mit Recht behauptet werden kann, daß sie in rhythmischem Wohllaut, in der Fülle und natürlichen Wärme der Empfindung, in der Kühnheit und Erhabenheit des Schwunges, neben einfacher Würde der Gedanken, die meisten patriotischen Gesänge jener Zeit weit hinter sich zurücklassen [1].

---

[1] Vergl. Menge 2, 348—351.

An seine Schwägerin Luise.

Tatenhausen, 26. Jan. 1814.

Unsere, das heißt Europa's, der Menschheit, Gottes Sache geht vortrefflich. Ihr werdet gesehen haben, wie kleinlaut Bonaparte im Senat gesprochen und erklärt hat, daß von Behauptung der Eroberungen nicht mehr die Rede sein könne. Mögen nur unsere Machthaber fest sein und nicht die jenseitigen Rheinufer aufgeben! Gott hat soviel für Deutschland's und Europens Freiheit gethan! Möge nicht politischer Kleinmuth sich da zeigen, wo kriegerischer Heldenmuth sich so herrlich gezeigt hat! Möge die Eintracht dauern! Möge die für diesen heiligen Krieg angenommene Maßregel nicht Gebrauch werden! Sie ist heilig in nothwendigem und heiligem Krieg; wird sie gewöhnlich, so stürzt ihr Gebrauch Europa in Barbarei, und weigern sich ihr die Völker, auch in Barbarei und in Anarchie. Doch dafür wird Gott walten, der so viel für Europa izt gethan hat und thut. Diesen Augenblick mögen wohl die Unsrigen nicht fern von Paris sein. Es heißt, die Maria Luise begleite Bonaparte. Ich hoffe, daß dieser stürze. Wie gesagt, ich erwarte Alles von unserm Heere, fürchte aber mißverstandene Begriffe von Mäßigung, unzeitige Beschleunigung eines Friedens, welcher nur ein treuloser Waffenstillstand wird, sobald Bonaparte sich ein wenig erholt. Ueber Hamburg blutet mir das Herz! Es schreit gen Himmel um Rache und ach, um zweifache! Wie wird Dein Bruder[1] um Norwegen trauern! Und wie mit Recht!

---

[1] Graf Reventlow.

An seinen Bruder Christian.

Tatenhausen, 25. Febr. 1814.

Deine beiden Oden[1] haben uns Allen sehr große Freude gemacht. Jede so schön! Solche Reife der Weisheit und solche Fülle der Jugendkraft in beiden. Ich habe auch neulich zwei gemacht, die eine wird im preußischen Correspondenten, einer trefflichen Zeitung, die Niebuhr schreibt, erscheinen. Die andere kann es nicht, so lange Bonaparte nicht gestürzt ist. Diese heißt ‚Napoleon‘, jene die ‚Gränze‘[2]. Ich sende sie nicht, weil ich der Ueberkunft des Briefes nicht traue. Ach, es ist mir, als schrieb' ich, mich selbst täuschend, in Sand!

Die Gräfin Sophie schrieb am 13. März: ‚Vom 17. Februar haben wir aus Chalons Nachrichten von Christian. Seine Briefe, sein ganzes Benehmen, wie alle Zeugnisse über ihn machen mir die innigste Freude und ich kann nur Gott danken, der ihn so leitet; was störrisch, widersetzlich in ihm war, hat sich zu wahrer, kräftiger Gesinnung ausgebildet durch Gottes Gnade und Richtung seines Herzens auf Gott. Er verzehrte sich vor Verlangen — nicht Militär zu werden, das will er nicht — aber er will diese heilige Sache für die Freiheit Deutschlands verfechten. Mariagnes schrieb uns, es habe dem Minister Reck sehr gefallen, daß Christian, als er ihn in Berlin gefragt, ob er in der Infanterie oder Cavallerie dienen wollte? zur Antwort gegeben: das ist mir einerlei - - und als er ihn gefragt, ob denn auch als Gemeiner? Christian geantwortet: das versteht sich.

‚Sein Abscheu für das Land und für das Volk, unter

---

[1] ‚Leipzigs Schlacht‘ und ‚das Traumgesicht Nebucadnezar's‘. Gesammelte Werke 2, 283—289.

[2] Gesammelte Werke 2, 289—295.

welchem er lebt, drückt sich ganz originell aus. Wir waren in den letzten acht Tagen nicht ohne Unruhe über unsere Heere, aber die letzten Frankfurter Zeitungen lauten so, daß man sich fast ungetrübt der Hoffnung überlassen darf, es werde kein Friede mit dem Ungeheuer gemacht werden und Gott werde sein Werk vollenden, trotz aller menschlichen Mißgriffe. Aber Ruhe und Frieden erwarte ich noch lange nicht; so steht auch meine Hoffnung fest, daß aus diesen dunkeln Wolken eine helle schöne Sonne der Gerechtigkeit aufgehen werde. Wie oft mußte ich in den letzten Jahren meine Thränen zurückdrängen, wenn ich auf meine Kinder blickte! Jetzt kann ich mich wieder der lieben, ich darf wohl sagen hoffnungsvollen Jünglinge und Knaben freuen. O Du geliebter Bruder, daß Du sie sehen könntest, und daß sie das Glück haben könnten, Dich zu sehen! Wie sie jetzt sind, würden sie es empfinden, dieses Glück, und ihr Herz würde mit kindlicher Liebe und Verehrung an Dir hängen. Als Niebuhr hier war, ging ihm Cai nach, horchte ihm zu mit einem Interesse, das ich seit den Jahren unserer Jugend fast nicht mehr gesehen. Du würdest Dich auch freuen der Liebe dieser Kinder zu ihrem großen Vater, die izt in unserm stillen Kreise so ganz ungestört mit ihnen aufwächst. Cai hatte an Ferdinand geschrieben und ihn um sein Fürwort gebeten bei Deinem Bruder, ihn jetzt gleich in die Legion gehen zu lassen. Aber unsere Ansicht war so bestimmt, daß wir der sehr frühen Epoche vom 17. Jahr nicht zuvorkommen dürfen.'

Tatenhausen, 2. April 1814.

Wenn ich von möglichen Catastrophen schrieb, so bin ich gleichwohl der freudigsten Hoffnung, daß Gott die Sache, die so offenbar von Ihm geführt wird, herrlich ausführen

werde. Sie ist offenbar Sein Werk, weil sie aus dem Keim einer innern Erneuung der Denkart hervorgeht. Dieses Siegel seiner Macht und Gnade gibt mir Zuversicht. Menschen verderben und salbadern gleichwohl viel dabei und es sind Einige im Bunde mir Dornen im Auge. Herzerhebend ist, was Luise uns von den braven Norwegern schreibt! Auch dort wehet Geist von Oben! Darum dürfen wir für sie hoffen. Sonst würde ihre Lage mir verzweifelt scheinen. Alles traue ich ihrer Gesinnung zu und ihrem Muthe; aber wofern England sich ihrer nicht annimmt, woher nehmen sie Brod? Aber sie werden das Interesse der Engländer gewiß an sich ziehen.

Dein schönes Fahnenlied und die Verse an den jungen Ranzau[1] haben uns große Freude gemacht, auch darum vielfältige, weil meine Söhne die herrlichen Geistesgeburten des lieben Onkels zu empfinden und zu schätzen wissen. Ich hätte sagen sollen meine Kinder, denn die ältern Töchter thun es in hohem Grade.

Neulich erhielt ich einen Brief von Fouqué. Ich meine Dir schon geschrieben zu haben — aber wie wenige meiner Briefe sind an Euch bisher gelangt! — daß er schwacher Gesundheit wegen aus dem Felde zurück nach Nenndorf hat gehen müssen. Doch scheint er freudigen Geistes zu sein und arbeitet an einem Epos in rime ottave. Er sandte mir einige schöne Kriegslieder, theils von ihm, theils von einem Herrn von Schenkendorf, der auch preußischer Offizier ist. Er setzt sein Journal, die Musen, fort, bat sehr um Beiträge von uns und sagt, daß er durch die Furcht, die Briefe an Dich würden nicht ankommen und in fremde Hände gerathen, abgehalten worden, an Dich zu schreiben. Da

[1] Gesammelte Werke 2, 275—277 und 296—298.

habe ich geglaubt, ihm Dein ‚Turteltäubchen‘[1] senden zu dürfen, zugleich mit meinem ‚Nest‘, das ich vorigen Frühling machte. Es hat mich gefreut, im preußischen Correspondenten Dein ‚Morgen‘ zu sehen; Du wirst auch meine ‚Gränze‘ dort gesehen haben. Ich würde mich sehr freuen, wenn Gott uns Beide in dieser Zeit mehr Gedichte solchen Inhalts eingäbe, die zusammen erscheinen könnten, izt da das Eisen heiß ist.

Tatenhausen, 29. April 1814.

Gegen Frankreich ist wohl kein Krieg mehr und der Tyrann wohl schon längst in Elba. Zwei seiner gewesenen Helfershelfer sähe ich gerne auch dort. Sie thronen zu sehen möchte einem die Galle in's Blut jagen, wenn nicht im Ganzen die offenbar von Gott geführte und bei zahllosen Verfumpheyungen in Absicht auf Politik mit kriegerischem Heldenmuth geführte Sache so stände, wie sie steht. Gott wolle ferner walten und Eintracht unter den Siegern geben, die zweideutigen Mitgenossen beseitigen; jene vor falscher Großmuth bewahren. Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich die wiederholte Aeußerung lese, wie ersprießlich es für Europa sei, daß Frankreich ein mächtiges Reich bleibe, Frankreich, das von jeher in seinen Anmaßungen so schamlos, im Frieden so treulos, in jedem Verhältnisse so egoistisch war. Und man scheint, nach diesen Greueln von zwanzig Jahren, welche doch großentheils der Nation selbst zuzuschreiben, diese noch belohnen zu wollen; statt unsere Grenze durch Wiederbehauptung des so schamlos von Ludwig XIV. mit Trug genommenen Elsaß zu sichern, ihnen mehr als die Bourbons besessen, geben zu wollen. Dieses Mehr aber, woher könnte es genommen werden, als von Deutschland! Ich

[1] Gesammelte Werke 2, 266—267.

fürchte, daß der Rhein zur Grenze bestimmt werde, was ewige Schmach für uns und Verrath gegen die jenseits des Rheins wohnenden Deutschen sein wird.

Tatenhausen, 7. Mai 1814.

Ich kann mich — selbst im Jubel über des Elendesten Fall — doch kaum trösten, daß sein Geschöpf, der Senat, sich mausig und wie mausig machen darf! Daß vor Abschluß des Friedens 200,000 Gefangene aus Sibirien zurückgerufen und diesem Senat gegeben worden! Daß Ludwig XVIII. eine Constitution — abgesehen von ihrer bodenlosen Absurdität — beschworen hat, die dieser Senat gemacht, welcher ihm sagt, daß die französische Nation aus freiem Antriebe ihm, wofern er sie beschwöre, die Krone anbiete. Da er sie beschwor, hat er ja sein Recht daran feige verläugnet.

Den Sturz, die ganz enthüllte Elendigkeit des Tyrannen habe ich in Deiner wie in meiner Seele genossen. Es ist mir immer bei jeder solcher Nachrichten, als wüßte ich sie nur halb, ehe ich mir sagen kann, daß sie nun auch an Dich müsse gelangt sein. Aber das ernste Wort des Demosthenes, das er sprach, als sich ein falsches Gerücht von Philipp's Tod zu Athen verbreitet hatte, fällt mir auch ein: — ‚Was kümmert mich Philipp von Macedonien? Ist er heut todt, morgen macht ihr euch einen andern!‘ Dennoch freue ich mich von ganzer Seele und will mich auch von ganzer Seele freuen! Sähen wir nur auf Menschen, so ließe sich noch Alles fürchten, aber nicht Menschen haben die Sache so herrlich geführt und Menschen werden sie nicht verderben können.

An seine Schwägerin Luise.

Tatenhausen, 15. Mai 1814.

Die so sichtbar geoffenbarte Hand Gottes muß uns mit Dank und mit Freude erfüllen, ich stimme ganz in Deinen Triumph darüber ein. Die sich so offenbarte, wird die Sache ausführen! Deß bin ich überzeugt. Und wie wird sie es ausführen! Ich erwarte mehr, als wir sehen, und auf andere Weise ausgeführt, als wir vermuthen können. Gott gehet einen großen Gang der Entscheidung und suchet uns heim in Kraft mit Gnade. Möge unsere Demuth bescheiden in Zuversicht freudig harren! Der Dank mag desto kühner sich ergießen!

Daß wir Seine Hand desto weniger verkennen mögen, bedürfen wir nur auf die Art und Weise zu sehen, wie die Menschen in der Sache mantschen, wie sie, die als Seine Werkzeuge so Großes thaten, in den Sinn der Sache so wenig Einsicht zeigen. Zu seiner Zeit wird Der ihnen solchen Edelmuth und solche bisher unerhörte Eintracht gab, auch Weisheit geben. Sie werden beherzigen das weise Wort des Shakespeare: Goodness growing to a plethory, dies in its own too much. Daß nach solcher, fünfundzwanzigjähriger Erfahrung noch geglaubt wird, Franzosen seien einer liberalen Verfassung fähig, ist doch nicht so unbegreiflich, als daß der aus Verworfenen bestehende, vom gestürzten Tyrannen eingesetzte Senat, an dessen Spitze Talleyrand steht, als Repräsentant der Nation erscheinen, als solcher den rechtmäßigen König aus freiem Antriebe (also als solchen, der keine Rechte auf den Thron hat) berufen dürfte und seine hingejudelte Constitution, durch welche er sich erblich macht, als Fundamentalgesetz will gelten lassen. Dieses könnte die vereinte Nation ohne Zustimmung des Königs nicht thun, so wenig wie der König ohne sie. Lud-

wig XVIII. scheint mir einen unverzeihlichen Fehler gethan zu haben, sich mit dem Senat einzulassen. Mitten im gewöhnlichen Gang der Dinge geht manche Inconsequenz und Feigheit ungestraft hin; wer aber im entscheidenden Augenblick des Wiedereintritts einer neuen Ordnung der Dinge mit Feigheit beginnt, der verdirbt die Sache von Grund aus. Davon bin ich fest überzeugt, daß, wofern dieser Senat, dieses corps législatif, Schergen und Speichellecker Bonaparte's, bleiben, gleich nach Rückkehr unserer tapfern Heere Frankreich in den Zustand schrecklicher Parteiung, Anarchie und Bürgerkrieg verfallen wird. Und ein Bürgerkrieg in diesem izigen Frankreich wird etwas Schreckliches sein!

Uns, das übrige Europa, hat Gott gerettet und die Gesinnung in die Herzen gegeben, welche seine Rettung herbeizog. Frankreich war eine Ruthe der Züchtigung in seiner Hand; aber ich zweifle, daß sie wie Aaron's Ruthe grünen werde! Ich irre sehr, wofern nicht Gerichte über das Volk noch ergehen werden, das so gottlos, so erbarmungslos, so schnöde in seinem Frevel ganz Europa in Unglück stürzte. Es haßte Bonaparte, weil Bonaparte es so zertrat; aber mit ihm trat es gerne die Kelter des allgemeinen Kriegs und berauschte sich in Thränen und in Blut wie er. Nein, beste Luise, dieses herzlose, seichte, eitle, lachend grausame Tigeraffenvolk ist keiner freien Constitution fähig. Der Zähmung bedarf es! Was Lynar von Peter sagte:

Du zogst, wie Kinder oft gethan,
Des Großpapa's Pantoffeln an,
Und stolpertest gewaltig!

würde sich sehr ernsthaft parodiren lassen auf Franzosen, die einer englischen Verfassung sich vermessen wollen. Wie würde ein Minister dort sich halten können, wenn er vernünftig wäre? Der eitle Egoismus jedes einzelnen Fran-

zosen macht eine Versammlung von Männern, die sich zum gemeinen Wohl vereinigen sollen, unmöglich.

Pauline[1] ist voll guter Hoffnungen und erwartet von der zurückgekehrten königlichen Familie viel Gutes und Herrliches für's zertretene Volk. Möge sie in ihrer Erwartung nicht getäuscht werden! Das Gute wollen, glaube ich, die izigen Bourbons, aber auf welchen Acker sollen sie säen, wo der Dornen und des Steinigten so viel, wo die Harpyenvögel so gierig, wo des guten Landes so wenig, wo bei Bodenlosigkeit nichts wurzeln kann!

Wenn Stolberg mit der ‚eine freie Verfassung für die Franzosen als zuträglich erachtenden' Schwägerin nicht immer übereinstimmte, so fand er sich dagegen in all' seinen politischen Anschauungen und Urtheilen ‚in vollständiger Uebereinstimmung mit dem alter ego, dem Bruder'. ‚Wie hat Gott sich unser und der ganzen europäischen Menschheit erbarmt,' schrieb ihm Christian am 20. April, ‚und wie schnell und herrlich! Seit dem Einzuge der Unsern in die große Babylon war ich freudetrunken. Dieser Gegenbesuch war nothwendig, die Ehre des deutschen Stammes forderte ihn und ich hätte mich nicht trösten können, wenn man hierauf Verzicht geleistet hätte. Du kannst es Dir nicht ganz sagen, welche Zeiten der Angst ich für Dich und die Deinigen gehabt habe. Nur gläubige Zuversicht konnte mich wie den heil. Petrus oben auf den Wogen halten. Gott werde Dich und die Deinigen beschirmen, das war mein Trost, ohne den ich vergangen wäre. Aber oftmal siegte die kleinmüthige Furcht. Würde nicht der zehnte Theil dessen, was Du gesagt, geschrieben und gethan hast, in andern Fällen mehr als hinreichend gewesen sein, den Zorn des Ungeheuers zu

[1] Marquise von Montagu.

reizen und Dich durch seine Schergen aufheben zu lassen? Wie so oft ist mir das Herz unter der Presse gewesen! Nun wollen wir uns wieder der Ruhe und Sicherheit erfreuen, nun wollen wir bessern Tagen entgegensehen.'

‚Deine Ode: „Napoleon" ist wunderschön. Nur noch lieber ist mir die „Gränze", der ich keine andere Ode vorziehen könnte, in welcher Zunge es auch sei. Nun hast Du sie wohl auch in die Berliner oder Bremer Zeitung gegeben mit dem Tage der Empfängniß, den doch ungefähr der Schnee anzeigt. Mein Fahnenlied war mir damals sehr lieb, weil es in Hamburg sehr gut aufgenommen und angewendet wurde. Ach aber das arme Hamburg, das noch immer unter den Wüthrichen Davoust und Hogendorp schmachtet, die ihre Freude daran haben, es zu vertilgen! Noch wollen sie nicht die Stadt übergeben, sondern erwarten einen bestimmten Befehl ihres — Gott sei Dank — unter die Füße getretenen Kaisers. Perthes ist gestern mit den Seinigen von Kiel gereist, vorläufig nach Blankenese. Das ist ein recht ächter und trefflich gesinnter Deutscher. So ein reiner Deutscher, wie es nur der enge Ausschuß ist.'

‚Daß Alles, wenn es nun auf eine Erneuerung ankommt, ganz nach unserem Sinne gehen werde, das stelle ich mir nicht vor, auch ist's ein schweres Werk und Wenige wagen es, dem sogenannten Geist der Zeit, der meistens besser Wind der Zeit hieße, entgegen zu steuern. Niebuhr wird Dir viel Interessantes darüber haben sagen können, er schätzt Stein sehr und hat auch, soviel ich weiß, von Metternich einen recht guten Begriff und von Stadion, doch zwischen ihm und Hardenberg geht's gar nicht, woran dieser wohl Schuld ist. Doch auch jener, der sonst treffliche Mann, ist einseitig und nicht ohne manche Vorurtheile, worin ihn, unter uns gesagt, seine unermeßlich ehrsüchtige Frau sehr bestärkt.

Nicolovius ist ganz rein und trefflich gesinnt, soviel ich ihn aus seinen Briefen und durch Andere, auf die ich mich verlassen kann, zu beurtheilen weiß.'

‚Wie unendlich glücklich wäre ich gewesen,' sagte er ferner am 2. Mai, ‚wenn ich diese hehre und heilige Zeit, in der Gott so sichtbar Gericht hält und geschehen ließ, wonach die Menschheit des ganzen Europa so lange schon schmachtete, gemeinschaftlich mit Dir hätte zubringen, mich mit Dir hätte freuen, mit Dir Gott danken können. So schnell, so herrlich hätte ich die Catastrophe nicht geahnt, auch wohl nicht geglaubt, daß der hochgepriesene Held so winzig klein endigen würde. Ich gestehe Dir indessen, daß ich nicht unbedingt mit Allem, was geschieht, zufrieden bin. Est modus in rebus! Diese Grenzlinie wird, wie mich dünkt, manchesmal überschritten, der gesuchte Edelmuth geht zu weit, und ich fürchte sehr, man werde noch sogenannte Entschädigungen auf Kosten unseres Vaterlandes vertheilen, indessen die ehemals von Frankreich eroberten, unserm Vaterland entzogenen Länder Elsaß und Lothringen französisch bleiben. Auch scheint es nicht, daß der Raub der als Kriegscontribution aus Deutschland weggeschleppten Millionen erstattet, auch nicht einmal die entführte Beute des Plünderers Denon zurückgegeben werde. Die Aufgabe mochte schwer sein, allein ein so niederträchtiger Senat und solche verächtliche Marschälle, die sollen etwas dem englischen Oberhause Aehnliches vorstellen! Daß Gott erbarm!'

‚Wie schmerzt es mich, daß unser herrlicher Blücher, der eigentlich Alles, was geschehen ist, wenigstens das Meiste und Größte gethan hat, krankheitshalber nicht hat bei den Feierlichkeiten zugegen sein können! Welche Kraft war in den wenigen Worten, die er, durch die Glieder reitend, seinen Preußen zurief: „Kinder, holt den Wagen!" Wie würde ein Franzose geprahlt haben!'

‚Welche Familie,‘ fuhr er mit berechtigtem Selbstgefühle fort, ‚hat sich vaterländischer gezeigt, als die unsrige, welche hat sich bei damaliger großer Gefahr den Verbündeten treuer ergeben gezeigt? Wie lang, und mit welchen Aufopferungen hat unser Wernigerodischer Vetter, der seine drei Söhne in den heiligen Krieg gesandt, und der unter der Herrschaft des Zaunkönigs Hieronymus so viel erlitten hat, die verbündeten Fürsten bewirthet!‘

‚Gott sei gedankt,‘ schrieb er am 17. Mai, ‚daß Deine trefflichen drei Söhne und zwei Eidame, sowie auch Constantin und Anton [1], unversehrt, wie einst die drei Männer aus dem glühenden Ofen, aus diesen Kriegsgefahren heimkehren.‘

‚Bei so Vielem, was izt vorgeht, bringt mir die Galle in's Blut und sehr bald ging's mir so, wie Du schreibst, daß es Dir zu Muthe sei. Die Haare stehen mir zu Berge bei dieser schwachen Nachgiebigkeit und falschen Großmuth. Wie ist's möglich, daß nicht eine an fünfundzwanzig Sonnen gereifte Erfahrung gegen eine unverhältnißmäßige Größe und Macht Frankreichs warne, und wie kann man diese herrliche Gelegenheit nicht benutzen, um die ursprünglich deutschen Länder, die Ludwig XIV. durch Gewalt und List mit Frankreich verbunden hat, wieder deutsch werden zu lassen? Daß man eine Bipontinische Duodez-Ausgabe eines sogenannten Fürstengeschlechts dort entstehen lassen will, ist mir ein Greuel. Und dieser sogenannte Senat, der unter seinen Mitgliedern den Abschaum der Menschen zählt, die als Jacobiner, Septembriseurs und Räuberhauptmänner — denn was war die größere Zahl der Marschälle und Ducs anders — das Brandmal verdient hätten? Ist's nicht

[1] Grafen zu Stolberg-Wernigerode.

unerhört, daß sogar die Brüder des Tyrannen, die er selbst als Koth auf der Straße ansah, einen ungeheuern Lebensunterhalt bekommen, den sie, sowie der Gestürzte selbst seine Millionen, unfehlbar zu Bestechungen und anzuzettelnden Meutereien anwenden werden?'

‚Indessen wir haben gesehen, daß Gott selbst die große Sache geführt und auf's Herrlichste zu Stande gebracht habe, wir wollen auf Ihn unser Vertrauen setzen und mit Zuversicht uns der Hoffnung überlassen, daß Er Alles zum besten Ziele hinleiten werde.'

‚Ich bin freudig gestimmt,' sagt er bald darauf, ‚aber ich leugne nicht, daß mich, wie Dich, manchmal schwere Sorge um die Zukunft befällt, ob wir denn auch im rechten Geiste nützen werden, was Gott uns verliehen.'

Diese ‚Freude und Sorge zugleich' spricht sich auch in manchen Briefen aus dem Stolberg'schen Freundeskreise aus. ‚Es wurmt,' schrieb zum Beispiel der Münster'sche Domherr Franz von Droste-Vischering an die Gräfin Sophie, ‚von allen Seiten in mir herum. Daß Menschen auch hohe Dinge auf menschliche Weise treiben, versteht sich, weil wir Menschen sind. Aber: Worte dienen statt Sache; heilige Namen werden entweiht, Schilde ausgehängt, wo Nichts oder ganz Anderes zu Hause ist. Selten, sehr selten, ganz entsetzlich selten finde ich das, dessen wir Noth haben. Meine einzige Hoffnung ist: Gott hat Wunder über Wunder gethan, daß wir soweit gekommen sind; ich hoffe, es werde Ihm gefallen, auch das zu thun, daß nach errungenem Frieden und Freiheit von dem unerträglichsten aller Tyrannen die Blüthe des deutschen Volkes mit Glauben an Gott, mit Liebe zu Gott, mit lebendigem Gefühl für Gott und Sittlichkeit wieder heimkehre, und daß ein deutsches Vaterland und deutsche Verfassung unser Theil werde.'

‚Seien wir Alle wachsam im Gebete und demüthig,‘ mahnte Clemens August von Droste-Vischering, ‚auf daß der gute Geist nicht wieder aus dem deutschen Volke weiche. Schon werden selbstsüchtige und hochmüthige Stimmen laut, die mir Angst bereiten, viel mehr als der eben (am 30. Mai 1814) abgeschlossene Friede mit dem Feind, der mir so, wie er abgeschlossen, gar nicht gefällt.‘

Auch Stolberg hatte kein Gefallen an dem Pariser Frieden. ‚Soeben,‘ schreibt er am 10. Juni 1814 an den Bruder, ‚bringt mir Jemand aus Münster die Nachricht, daß der Friede mit Frankreich geschlossen sei. Deutschlands Gränze, wie sie 1792 war. Das Gegentheil wäre doch auch gar zu schändlich gewesen. Eine Vergrößerung soll dennoch Frankreich bekommen; in Savoyen Chambery und Gegenden in den österreichischen Niederlanden. Um alles in der Welt willen, warum? Ich habe die Bibel und die Weltgeschichte umsonst gelesen — ich sage umsonst mit Beziehung auf das, wovon izt die Rede — wenn dieser Friede hält, wenn Frankreich ruhig bleibt!‘

‚Wir leben an einer ernsten Zeitschwelle. Sehen wir zurück auf die nächste Vorzeit, so können wir nicht genug frohlocken. Aber Ernstes steht uns noch bevor. Gott ist sichtbar aus Seinem hohen Himmelszelt hervorgetreten; hörbar ist erschollen die Stimme der rathhaltenden Wächter. „Als Demuth weint' und Hochmuth lacht', da ward auch izt ein Bund gemacht;“ und wie ganz anders als die vorigen ward er gesegnet! Aber wird die Gesinnung, mit welcher er gemacht ward, bleiben? Krimmelt und wimmelt es ja doch schon izt von Gewürm unlauterer Regungen des Egoismus allenthalben! Die junge Pflanze der Erneuerung ist so zart und sollte mit zartester Sorgfalt reiner Gerechtigkeit geheget werden! Aber —!‘

Glücklich kehrten Stolberg's Söhne aus dem Kriege zurück und im Sommer 1814 herrschte im Familienkreise ein froh bewegtes Leben, woran auch Freunde, wie Niebuhr und Nicolovius, für kurze Zeit sich betheiligten. ‚Es ist eine Liebe in diesen Herzen,' versicherte Nicolovius nach seinem Besuch bei der Familie, ‚und ein Sinn, wie man ihn selten auf Erden antrifft.' Auch Bruder und Schwägerin fanden sich ein. ‚Es war, wie wenn nach dem langen Druck Alt und Jung ein neues Leben erfüllte — ein Zusammensein voll Liebe und Frieden, durch keinen Schatten getrübt.'

Das freudigste Familienereigniß war die Verlobung des Sohnes Christian mit der Gräfin Philippine von Brabeck. ‚Da ich weiß,' schrieb Stolberg am 19. August an den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering, ‚welchen Antheil Sie, bester Adolf, an Allem nehmen, was mich und die Meinigen betrifft, so eile ich, Ihnen zu melden, daß der liebe himmlische Vater mich in meinem glücklichen häuslichen Leben mit einem freudenreichen Zuwachse an Glückseligkeit beschenkt hat. Mein Sohn Christian ist verlobt mit der liebenswürdigen Philippine Brabeck, welche meiner Frau und mir lieb geworden ist, wie eine Tochter. So kränzet mir Gott am Abend meines Lebens den Rand des Grabes mit schönen Blumen, auf daß ich, wenn Er mich ruft, desto sanfter mich hineinlegen und noch zuvor die jungen freudigen Stämme der Jugend sich erheben und sich verbreiten sehen möge.'

‚In erwartungsvoller Spannung' blickte man im Herbst und Winter 1814 auf den Wiener Congreß und man hatte, wie Stolberg klagte, ‚allen Grund, nicht viel Gutes zu erwarten, weil die Hoffnung auf Wiederherstellung des alten Kaiserthums allen Halt verlor und weil es zum Kampfe zu

kommen drohte zwischen den Deutschen selbst, besonders wegen der Absichten Preußens auf Sachsen.' ‚Wir nehmen an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Theil, daher müssen wir,' ermunterte er den Bruder, ‚wo wir können, mit dem öffentlichen Wort, in Rede und Lied uns betheiligen.'

‚Deine herrliche Ode auf den 18. October,'[1] schrieb er ihm während eines Aufenthaltes in Hannover am 31. October 1814, ‚hat mich in hohem Grade gerührt und ist mir in Geist und Herz wie ein sanftes Oel und wie ein elektrischer Schlag eingedrungen. Die Ode ist wie der Tag, „ein herbstlicher Göttersohn!" Sie verhält sich zu den neuesten Verskünsteleien, wie unsere Freiheitsschlachten zu den Paradeübungen, deren Unwerth zugleich mit der Richtigkeit kantischer Weisheit an's Licht gekommen. Arnswald hatte große Freude an Deiner Ode. Ich habe Wenige gesehen, die so vertraut mit der alten Literatur wären und mit der neuen fast aller Sprachen. In den Griechen lebt und webt er. Er ist schlicht, herzlich, lebendig, von trefflicher Denkart. Er freut sich wie wir über Deutschlands Erneuung, zuckt die Achseln mit uns über so Manches, was noch spuken geht. Daß Oesterreich Brabant nicht gewollt hat, scheint mir ein großer Mißgriff. Es soll dort eine starke französische Parthei sein. Doch auch diese ward es nur aus Verzweiflung; Alles war österreichisch gesinnt. Hätte man doch aus Brabant, den jenseitrheinischen Provinzen in Verbindung mit Franche Comté, Lothringen und Elsaß Ein Königreich Burgund und einen Erzherzog zum Könige gemacht! So scheint auch entschieden, daß kein deutsches Kaiserthum sein werde. Von der Art und Weise des vereinten deutschen Bundesvereins kann ich mir, ohne dieses Centrum, keinen Begriff machen.'

[1] Gesammelte Werke 2, 306—307.

‚Die reinen Töne Deiner siebensaitigen Leier,‘ sagt er am 14. November in der Antwort auf den Glückwunsch Christian's zu seinem Geburtstage, ‚haben mir tief in's Herz hineingetönt[1] und die meinigen in sympathische Bewegung[2] gesetzt. Gott gebe uns Alles, was wir uns gegenseitig wünschen und mehr als unsere Wünsche vermögen. Sie sind Ihm wohlgefällig, weil wir uns Nichts wünschen, was nicht wahrhaftig gut ist, bewährt auf der Wage des Heiligthums. Die kleinen Wünschlein um Gesundheit, zeitliches Glück ꝛc. ꝛc. dürfen freilich auch flattern wie Schmetterlinge. Wärmen doch auch sie sich an der Sonne Strahl.‘ ‚Wofern der Congreß in seiner Art etwas so Treffliches hervorbringt, wie Deine schöne Ode, so ist uns in politischer Hinsicht bis auf den jüngsten Tag geholfen! Es ist eine ernste Vorstellung, wenn man bedenkt, welche Beherzigungen diesen „Waltenden Hütern des Segens und Werdens“ obliegen, und wer sie sind. Daß die Großen so lang zusammenbleiben, gibt auch mir Besorgnisse. Opere in longo fas est obrepere somnum, und der diable boiteux[3] wird nicht unterlassen, in unbewachter Stunde sein Unkraut auf unsere Aecker auszustreuen.‘

‚Gott gebe,‘ heißt es am 9. December, ‚daß die beruhigenden Nachrichten von Wien gegründet sein mögen! In Berlin hat man sehr von Krieg — und auch von Krieg mit Oesterreich gesprochen. Mich dünket, unsere grauen Haare würden mit Herzeleid in die Grube fahren, wenn wir das erleben sollten!‘ ‚Niebuhr hat mir seine Schrift

[1] Bezieht sich auf Christian's Gruß ‚an die deutsche Reichs-Versammlung in Wien‘. Gesammelte Werke 2, 312—314.

[2] Er dichtete: ‚Das befreite Deutschland‘. Bd. 2, 309—311.

[3] Talleyrand.

„Preußens Recht gegen den sächsischen Hof“ eingesandt. Sie enthält viel Starkes und Wahres; doch härmt mich diese Besitznahme. Ich kann sie nicht an sich rechtfertigen; ich glaube gern, daß der König von Preußen die Sache als recht ansieht — warum nicht er, wenn ein Mann wie Niebuhr — aber sie scheint mir doch nicht gerecht, und das Aergerniß, welches sie hervorbringt, der Schatten, den sie auf die sonst so reine Sache der Preußen wirft, thut mir wehe. Gerechtigkeit geht über Alles.‘

‚Dein lieber Brief vom Weihnachtstage,‘ dankt er am 3. Januar 1815, ‚hat mich so gerührt als erfreut. Wenn es den Menschen in den ersten Empfindungen der großen Rettung von unserer Schmach und Knechtschaft mit ihrem „Ehre sei Gott in der Höhe“ rechter Ernst war, so wird auch „der Friede auf Erden“ nicht fehlen! In der That ist doch der Anschein friedlicher geworden. Aber zu einer wahren deutschen Verfassung sehe ich keine Aussicht. Ob Oesterreich thöricht genug gewesen, die Kaiserkrone von Deutschland überhaupt abzulehnen? Oder ob es sie ablehnen mußte, weil andere deutsche Mächte dieser Würde nicht jene Gewalt einräumen wollten, ohne die sie nur eine lästige Bürde wäre? Wer weiß es? Genug, wir werden keinen Kaiser bekommen und woher denn einen so nothwendigen Punkt der Einheit?‘

Stolberg beschäftigte sich während des Winters eifrig mit seinem in Hannover begonnenen Leben Alfred's des Großen, worüber wir später sprechen werden, und gab seinen Söhnen täglichen Unterricht im Griechischen. ‚Seit Kurzem,‘ schreibt er am 7. März 1815, ‚habe ich mit Cai, Leopold und Alfred den Pindar angefangen. Es ergreift sie mehr, als ich hoffen durfte, der gewaltige Geist des Dichters; sie studiren sehr ernsthaft nach und es bleibt auch nicht eine spina zurück.‘ ‚Wie würde ich mich freuen, wenn ich in

meinen alten Jahren in Ruhe und Frieden einen Theil meiner noch übrigen Zeit dem Unterrichte meiner Kinder, die Gottlob herrlich gedeihen, widmen könnte! Die Nachrichten über Christian' — der, bevor er sich verheirathete, an der Universität zu Berlin unter Niebuhr's Leitung noch zwei Jahre studiren sollte — ,sind herzerfreuend für's ganze Haus. Wenn nur keine neue Störung in den öffentlichen Verhältnissen eintritt.'

Diese Störung trat baldigst ein. ,Vor einer Stunde,' heißt es am 14. März, ,brachte uns Xaver die Nachricht, daß Bonaparte mit gewaffneter Hand in Frankreich, Murat wahrscheinlich mit im Spiele sei. Ich hoffe, sie stürzen dort beide! Aber welche Verblendung war es, Bonaparte in Elba zu lassen! Nun, mich schlägt die Nachricht nicht nieder, vielmehr hoffe ich Gutes von ihr. Möge man nur nicht auf unedle Weise mit Schadenfreude Frankreich sich zerreißen sehen und nicht zutreten! So abhold ich auch dem eitlen Volke bin, würde mir doch solches Verfahren so schlecht als unklug erscheinen.'

,In Gottes Namen, gemeinsam geht's wieder gegen den Feind, der keinen Frieden halten will. Möge das gerechte Gericht ihn bald ereilen.' ,Christian erwartet jeden Augenblick Befehl, zu seinem Regiment zu gehen. Cai muß und will nun auch gegen den Feind gehen, und hat Recht, so wehe es mir auch sonst darum thun würde, weil er, wie Leopold und Alfred, izt im trefflichen Zuge des Studirens ist. Aber gehen muß was gehen kann, für Alles, was uns heilig ist. Ich habe gute Hoffnung. Zwar ist die gute Sache, welche Gott selbst so herrlich geführt hatte, von Menschen auf erbärmliche Weise verdorben worden, aber die Schuld liegt an Einzelnen.' ,Die Saumseligkeit der englischen Seeoffiziere verdient Todesstrafe. Aber ewig unbegreiflich ist es doch,

daß man den Banditen nach Elba brachte. Warum nicht nach Malta oder nach Helgoland, wenn man ihn nicht hängen wollte! Blücher, der vor Kurzem seinen Abschied verlangt hatte, hat das Oberkommando der Preußen erhalten und soll froh und kräftig sein.'

‚Freudig ziehen meine vier Söhne und mein Eidam Xaver in den Kampf, auch mein Eidam Ferdinand würde mitziehen, wenn nicht vom letzten Feldzug her seine Gesundheit noch zerrüttet wäre — freudig lassen wir sie ziehen in Gottes Hut, aber das Vater- und Mutterherz ist doch von bangen Ahnungen gedrückt, daß wir sie nicht Alle wiedersehen werden.' Diese Ahnungen waren leider begründet.

An seinen Bruder Christian und seine Schwägerin Luise.

Tatenhausen, 7. April 1815.

Die Briefe gehen langsam, die Ereignisse schnell. So wie im Einzelnen die kleine Sichel des Tages mit der großen allmähenden Sense des Todes wetteifert, so rieseln auch die kleinen häuslichen Ereignisse schnell dahin, wetteifernd mit den großen Begebenheiten der Zeit. Vorigen Montag, am 3., zog Xaver von hier ab mit seinem Bataillon, nächsten Montag, am 10., wird Cai uns verlassen. Der arme Christian wird außer sich sein, da, wie ich aus der Zeitung sehe, sein Regiment, statt gegen die Franzosen zu ziehen, nach Sachsen gehen soll. Ich zweifle nicht, daß er in Berlin Himmel und Erde bewegen werde, in ein anderes Regiment zu kommen, aber ohne Zweifel umsonst. Andreas ist auch entschlossen, wieder in's Feld zu ziehen und geht an den Rhein. Gewiß scheint, daß fast alle französische Marschälle und das ganze Heer auf schändlichste Weise meineidig dem Ungeheuer zugefallen sind. Sechs Husaren, die den König bis Lille begleitet hatten, verließen ihn vor den Wällen der

Stadt, wo die Besatzung ihn aufnahm, bald aber auch sich für Bonaparte erklärte. Ich bin voll Vertrauens in die gute Sache, aber dieser Vorgang, dem so leicht hätte mögen vorgebeugt werden, ist doch eine schreckliche Episode. — Welcher wunderschöne Frühling! Seit 79 kein solcher! Warum muß er mit Blut befleckt, von solchen Sorgen getrübt werden! Das ganze Land, auch Münster und Paderborn, zeigt die beste Gesinnung. Alle Menschen hoffen Bonaparte's nahen Sturz, den ich auch nicht bezweifle.

An seinen Sohn Cajus.

Tatenhausen, 17. April 1815.

Nur mit einigen Worten werde ich Dich heute begrüßen, mein liebster Cai, in einem Augenblick, da nun auch Christian, der viertehalb Tage hier zugebracht hat, von uns scheidet, mit seinem gestern Abend angekommenen wackern jungen Freunde v. Gerlach[1]. Es that Christian sehr leid, Dich nicht mehr zu finden, doch hofft er, da Ihr in Einem Heere steht, auf den umhergeworfenen Wogen des Kriegs Dir wohl bald zu begegnen. Gott wolle Euch und alle unsere Lieben leiten und Euch bald geschmückt mit Siegs- und Friedenskränzen wieder zu uns führen. Es ist mir seit einiger Zeit der schöne Spruch des Psalms oft im Gemüth gewesen: ‚Herr, lehre mich thun nach Deinem Wohlgefallen, denn Du bist mein Gott! Dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn.‘ Was ich so für mich selbst beherzige, das beherzige ich auch in der Seele meiner Kinder, mein bester Cai, und anizt vorzüglich für Euch, die Gott einen ernsten Gang sendet, aber wofern sein Geist Euch leitet, einen Gang

[1] Der berühmt gewordene Ludwig von Gerlach, gegenwärtig Mitglied des Centrums in Berlin.

des Lebens, wenn er auch in Thal und Schatten des Todes Euch führen sollte!

An seinen Bruder Christian.

Tatenhausen, 21. April 1815.

Am 14. früh kam Christian gerade von Berlin. Am 16. Abends einer seiner Waffenbrüder, zwanzigjähriger Lieutenant v. Gerlach, ein liebenswürdiger Jüngling, großer Grieche und lebendiger, wohlgesinnter Mensch. Mit diesem reiste Christian Mittags am 17. ab. Ob Christian in Düsseldorf Befehle gefunden oder mit Gerlach nach Aachen zum Hauptquartier gereist sei, wissen wir noch nicht. Christian gefiel uns sehr wohl. Auch hat er in Berlin Niebuhr's, Nicolovius' und anderer guten Menschen Freundschaft in hohem Grade gewonnen. Keine Sorge lag mir so schwer auf dem Herzen, als die Furcht, daß Ferdinand sich von edelm Sinn werde hinreißen lassen, den Feldzug mitzumachen, der ihm, bei seiner noch so schwachen Gesundheit, welche der Ruhe und Pflege bedarf, wahrscheinlich Krankheit und Tod, ehe er den Feind gesehen, würde zugezogen haben.

Nicht nur wir, alle Menschen sind hier voll freudiger Hoffnung. Alles strömt froh zu den Fahnen. Die Münsterländer sind kriegslustig wie die alten Preußen. Die Ravensberger bieten sich schaarenweise an. Die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Kriegs leuchtet Allen ein und sichere Siegeshoffnung erfüllt sie Alle. Wer dürfte bei solcher Stimmung des ganzen Volkes Furcht zeigen? fliehen? Ich Alter kann ja leider nicht mit in's Feld ziehen, aber bleiben kann ich doch.

Tatenhausen, 28. April 1815.

Xaver lobt Cai sehr und sagt, sein Beispiel sei dem Bataillon zu großem Nutzen. Als über den Rhein gegan-

gen ward, haben die Soldaten laut gejubelt. Wenn nur frisch gegen Frankreich oder vielmehr gegen Bonaparte und das meineidige Heer geführt wird, so ist mir nicht bange. Bonaparte ist in schrecklicher Verlegenheit zwischen Europa, das ihm droht, und dem Häuflein von Constitutionellisten, in deren Gewalt er ist. Diese werden Alles in der Welt thun, vermuthe ich, um Frieden zu erhalten. Gott gebe, daß man sie nicht höre, diese verlarvten Jacobiner, Lucian, Carnot, Fouché!

Jene Rotte von Constitutionellisten wird mehr schaden als Bonaparte selbst; sie wird kräftiger als er, weil systematischer, die Bourbons ausschließen und allen Grundsätzen der Revolution Gestalt und Gehalt geben. Sie wird bei uns Deutschen Viele blenden, wofern es ihr gelingt, unsere Machthaber einzuschläfern. Kommt's aber bald zum Kriege, so ist's, hoffe ich, auch bald aus mit ihr und mit dem Bonaparte.

Wäre Lucian nicht unter ihnen, so würde ich glauben, die ganze Sache, die angestellte Mäßigung von Bonaparte, der dreiste Ton, in dem sie ihm ernste Wahrheit sagen, die Vorspieglung einer liberalen Verfassung ꝛc. ꝛc. wäre abgeredetes Heuchelspiel, um einen Theil von Frankreich und die Mächte zu blenden.

12. Mai 1815.

Daß von unserer Seite der Maria Luise und dem Königlein (Basiliskos) von Rom Frankreich zugedacht werde, kann ich mir nicht vorstellen, wäre auch nicht ausführbar. Bonaparte stürzt diesen Sommer gewiß, und führt man nur mit Eintracht und Kraft, wie ich hoffe, den Krieg, so haben wir im Sommer den Frieden. So erwarte ich es.

19. Mai 1815.

Leopold und Alfred lesen mit mir den Pindar mit Fleiß und Liebe, repetiren immer, bereiten sich manchmal auch vor, machen große Fortschritte. Auch Cai war diesen Winter sehr fleißig und hat einige Griechen mitgenommen. Alfred und Kellermann studiren auch wacker das Hebräische. Manchen Tag lesen sie ein ganz Capitel in der Genesis. Neulich wollte ich bei Verschiedenheit der Uebersetzungen wissen, wie eine Stelle in einem Psalm im Hebräischen stände. Ich ließ Alfred nachschlagen und er gab mir gleich Bescheid.

An seinen Sohn Cajus.

Tatenhausen, 2. Juni 1815.

Du kannst Dir vorstellen, mein allerliebster Cai, mit welchem Verlangen wir immer die Zeitungen erwarten. Sie gaben uns bisher immer sehr gute und gegründete Hoffnung, doch täuschen wir uns nicht über die Gefahr, in welcher Ihr schwebt. Auch der Sieg kostet Opfer, darum bringe Dich jeden Tag selbst Gott zum Opfer, und suche das Opfer vor den Augen Gottes rein zu erhalten und zu schmücken. Die heilige Furcht Gottes, welche jede andere Furcht ausschließt, stehe Dir immer zur Seite! Er sei mit Dir! Wie geht es mit dem Griechischen?

An seinen Bruder Christian.

Brinke, 8. Juni 1815.

Das Zögern unserer Heere hat mich schon längst zur Ungeduld gereizt. Wäre man entschlossen, wie man nach gegebener Erklärung leider nicht ist, die Wiederherstellung der Bourbons zur conditio sine qua non zu machen, so würde man eilen, den Royalisten Luft zu machen. Läßt man diese und Ludwig XVIII. im Stich, so begreift sich's, daß man erst die

Franzosen sich innerlich an- und aufreiben lasse und warte, bis die in Italien siegreichen Oesterreicher von Südost, die Preußen und Wellington von Nordost, die Spanier von Südwest, vielleicht Engländer von Norden zugleich ausrücken. Die Sache der Sachsen ist abscheulich. Sie waren noch nicht von ihrem König abgetreten, also in natürlichem Kriege mit den Preußen, wenn diese sie als Unterthanen ansehen wollten. Das aufgestellte Princip: der Soldat müsse blindlings dem Officier folgen, darf doch nicht so weit getrieben werden, daß er seinen Eid vergessen soll. Sonst wären nur Frankreichs Marschälle schuldig und die meineidige Armee hätte Recht gehabt, ihnen zu folgen. Die Geschichte thut mir sehr weh wegen der unglücklichen Leute, wegen des sonst so biedern Blüchers, wegen des guten Königs, wegen des ungeheuern Aergernisses, an dem die Französischgesinnten ihre Freude haben, wegen des Unsegens, den sie auf unsere Fahne ruft.

Zugleich mit Deinem Briefe erhielt ich von Perthes 25 Exemplare unserer ‚vaterländischen Gedichte'. Daß ich schon Alles, was von Dir mir noch unbekannt war, genascht habe, versteht sich. Die Epigramme sind voll Witzes und Laune.

Brinke, 13. Juni 1815.

Am meisten verdrießt es mich, daß man nicht peremptorisch auf Wiedereinsetzung der Bourbons besteht, daß man mit den meineidigen Schurken Complimente macht, daß man nicht einsieht, daß es so unmöglich als schlecht wäre, mit solchen zu unterhandeln, die keine rechtmäßige Autorität haben, noch haben können. Das Säumen der Heere scheint mir auf allgemein vereinten Angriff von allen Seiten zu deuten; aber man opfert unterdessen die Royalisten auf. So awkward auch das spanische Manifest lautet, ist es doch bieder und derbe und sehr auf gute Wirkung berechnet.

Humboldt[1] soll Unmoral im Schilde führen. ‚Ne me parlez pas de morale, nous n'en voulons pas,' sagte er, wie mir neulich Jemand, der ihn oft und viel gesehen, erzählte.

In den nächsten Briefen hatte Stolberg dem Bruder den Verlust seines Sohnes Christian zu melden, der am 16. Juni in der Schlacht bei Ligny den Heldentod starb. Christian's Freund Clemens Brentano sang im ersten Schmerz:

‚Du Spiegel aller Güte,
Du frommes Jugendblut,
Du sankst, o Adelsblüthe,
Mein Stolberg, o wir waren Dir so gut!

So stark, so frei, so tüchtig,
So kindlich, freudig fromm,
So muthig und so züchtig,
Mein Stolberg war im Himmel recht willkomm'.

Nur darum ist gefallen
Stolberg aus freiem Muth,
Daß den Gerechten allen
Sein freies, deutsches Leben komm' zu gut.

Dieß ist der letzte Willen
Bei jedes Helden Tod,
Und diesen zu erfüllen,
Das thut euch, Fürsten, und dir, Deutschland, Noth.

Mit seines Vaters Segen,
Und mit dem Kuß der Braut,
Und mit dem deutschen Degen
Hat seinen ganzen Schatz er Gott vertraut.

---

[1] Wilhelm von Humboldt.

Der hat ihn hingenommen
Aus dieser wilden Welt,
Den Starken, Reinen, Frommen
Dort bessern Kampfes Siegern zugesellt.' [1]

‚Wir haben,' schrieb Anton von Stolberg-Wernigerode am 27. Juni aus Pont St. Maxence, ‚herrliches Blut gegen Teufelsgift vergießen müssen, aber der Herr hat es so befohlen und so war es auch gut und bringt izt schon herrlichere Früchte, als man ahnden konnte. Der brave herrliche Christian Stolberg hat auch sein irdisches Ziel in der Schlacht vom 16. gefunden. Er blieb in einem ganz mörderischen Gefecht. Er fiel, ohne die Bitterkeit des Todes zu schmecken; freundlich wird er izt auf uns herabschauen und sein Geist wird die lieben trauernden Eltern und die bis in den Tod betrübte Braut sanft umwehen und Trost von Gott der Liebe erflehen. Er fiel am 16. zu St. Amand, als er sich freiwillig erbot, mit den Tirailleurs vorzugehen. Er fiel als ein ehrenfester Rittersmann durch eine Kugel in der Brust, beklagt vom ganzen heldenmüthigen Brandenburger Infanterieregiment. Es hat mich entsetzlich erschüttert. Nun, Herr, Dein Wille geschehe!'

So dachten auch die Eltern.

---

[1] Sehr ehrenvoll wird Christian's gedacht in Karl von Raumer's: Erinnerungen aus dem Jahr 1813 und 1814 (Stuttgart, 1850), S. 64. ‚Mit mir,' sagt Raumer, ‚lag Graf Christian Stolberg, der achtzehnjährige Sohn Fr. Leopold's, im Quartier, Katholik wie sein Vater. Dieser liebe Jüngling kam aus Westfalen zu Fuß nach Frankfurt, um in ein Jägerregiment zu treten. Er ist einer der drei jungen Helden, die Arndt besang. Er schien in kindlicher Pietät dem Vater gefolgt zu sein.'

An seinen Bruder Christian und seine Schwägerin Luise.

Brinke, 4. Juli 1815.

Ueber die arme so herzensgute liebe Philippine[1] blutet mir das Herz am schmerzlichsten. Für unsern geliebten Christian haben wir den einzigen, aber mächtigen Trost, mit voller Zuversicht ihn in Gottes erbarmender Hand zu wissen. Er hing von ganzem Herzen an Gott und war von Herzen demüthig in Uebung vieler Tugenden, die ihm bei seiner natürlichen Heftigkeit nicht leicht ward. Als wir im April ihn einige Tage sahen, freuten wir uns desto mehr über ihn, da er mit zunehmendem Ernst in der Gesinnung zugleich viel sanfter geworden war, als wie Ihr ihn voriges Jahr gesehen. Mit welchem vaterländischen Gefühl er in den heiligen Kampf ging, bedarf ich Euch nicht zu sagen. Er sagte am Tage des Abschieds zu Philippine: ‚Mit Gott und mit Philippine! das wird die Losung meines Herzens sein.‘ Die arme Philippine! Auch sie hängt von Herzen an Gott, der allein sie trösten kann! Meiner armen Sophie gibt Gott die Kraft Seines Trostes und mitten im Jammer das Gefühl des Glücks, so gute Kinder zu haben, und des innigsten Dankes für dieses Glück. Auch unserer Julia gibt er Kraft Seines Trostes. Leopold und Alfred sind sehr tief betrübt und zeigen sich auch bei diesem traurigen Anlaß wieder auf eine uns sehr tröstende Weise.

Den verstockten Franzosen scheinen schreckliche Gerichte Gottes nahe zu sein. Gott gebe uns Deutschen Weisheit, Eintracht, Demuth in der Furcht Gottes! Nicht umsonst sei vergossen so vieler Tapfern Blut für die heilige Sache des Vaterlandes, für Gottes Sache!

---

[1] Die Braut des verstorbenen Sohnes.

Aus Luxemburg schrieb Christian an Sophie am 9. Mai: „Ich sitze hier in einem kleinen Wachtstübchen am Thionviller Thor, denke an Dich, süße Mutter, und an Philippine und an so Manches, was mir am Herzen liegt. Deinen lieben Brief erhielt ich heut und kann nicht sagen, wie innig er mir wohlgethan hat. Ja wohl, beste Mutter: Selig die reinen Herzens sind! und daß es mit mir noch so gar weit davon ist, soll mich nicht muthlos machen. Ist doch der Quell der Gnaden unseres Herrn Jesu Christi, in dessen Blut wir uns von so vieler Sünde waschen können, wenn wir nur wollen, unendlich viel größer als alle Missethat. Ich weiß es wohl und fühle es täglich, daß es damit kein leichtes Ding sei, aber gehen muß es doch am Ende und ich will nicht verzweifeln, möge da kommen was wolle. Es liegt etwas sehr Tröstliches in dem Gedanken, daß wir Alle, Alle jetzt wahrscheinlich an eine schwere enge Stelle auf dem Lebenswege kommen. Selig wer ausharret bis an's Ende! Innerhalb vier Wochen, so glaube ich, werde ich wohl dem alten Freund Hain recht nahe unter's Gesicht treten. Indessen glaube ich nicht, daß er mich zu Gaste bitten wird, ich sehe ihm noch zu armselig aus und mein Feind ist er, glaube ich, nicht. Ach und ich habe gar Manches, was mich zieht und hält, Du süße Mutter und meine Philippine am meisten. Wie nichtig und eitel übrigens alles ist, was nicht von Gott kommt, davon überzeugen mich alle Dinge um mich herum mehr als jemals.' Er schreibt Einiges von seinen Kameraden. „Thadden[1] macht mich sehr glücklich; der ist reinen Herzens wie Wenige und demüthig wie ein Kind; ich kann mich oft des Gedankens nicht erwehren, daß Gott

[1] Der noch lebende bekannte preußische Altconservative von Thadden-Triglaff.

ihn zu sich nehmen werde und das gönne ich ihm. Es ist rührend zu sehen, mit welcher verklärten Heiterkeit er jedesmal spricht, wenn vom Bleiben die Rede ist. Von der Welt ist er nicht für einen Heller, auch halten ihn die Meisten im Regiment für verrückt exaltirt, haben aber doch gewaltigen Respect für ihn. Wie ein Zwanzigjähriger, der seit seinem 8. Jahr Soldat ist (Thadden war seit seinem 8. Jahr im Cadettenhaus in Berlin), sich so engelrein erhalten könne, läßt sich ohne Wunder wohl nicht erklären. Nun, liebe, beste Mutter, bitte ich Dich noch, daß Du Dir keine Sorgen machst, wenn ich Dir vielleicht seltener schreibe; sollte mir was Böses, welcher Art es auch sei, widerfahren, will ich's Dir nicht verhehlen und bei Dir bin ich immer. Bei meinem Schreiben kommt gar wenig heraus und gar ist es, fürchte ich, ein Steckenpferd der Eitelkeit. Du weißt, wie ich es meine.'

‚Er schrieb noch manches Andere im selben Sinn,' fügte die Gräfin Sophie hinzu, ‚und es war sein letzter Brief an mich. Gewöhnlich schrieb er mir sehr oft. Sein letzter Brief an Philippine ist sehr ernst und ganz auf Gott gerichtet; er wirft sich darin sein Schweigen gegen uns vor und wollte unverzüglich schreiben; aber — Gott nahm ihn weg und nun betet er für uns.'

An den Grafen Friedrich Reventlow zu Emkendorf.

Brinke, 11. Juli 1815.

Vielleicht hast Du es schon gehört, daß Gott meinen Christian im heiligen Kampfe für das Vaterland und für seine Sache zu sich genommen. Er ist leichten Todes gefallen, eine Kugel hat ihm das Herz durchbohrt. Er ist ehrenvollen Todes gefallen und, was allein Trost gibt, er ist heiligen Todes gestorben, denn er war von ganzem Her-

zen Gott ergeben. Der Tod des geliebten Jünglings ist uns desto schmerzhafter, da er eine liebende und geliebte Braut, die von uns Allen wie Tochter und wie Schwester geliebt wird, hinterläßt. Gott wolle, daß sie sich entschließe, bei uns zu leben. Wenn gleich unsere Herzen über den lieben Sohn bluten, so müssen wir doch, und thun es gern, bekennen, daß Gott ihn schön und herrlich geführt habe.

Von Andreas wissen wir nichts, seit diese Schlachten sind geliefert worden. Du kannst Dir unsere Unruhe über ihn vorstellen, aber doch scheint es ein gutes Zeichen, daß wir nichts wissen. Denn Todesbotschaften haben Flügel, und die Feldpost, mit welcher alle Briefe der Armee gehen, ist sehr unregelmäßig. Cai, welcher Volontär in einem Reiterregiment ist, wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen. Mit dem Pferde verlor er seine ganze kleine Habseligkeit im Mantelsack. Er bittet uns dringend, ihm nichts zu senden, als nur ein neues Testament und einen Thomas von Kempen. Von Ernst, welcher im zweiten Corps der österreichischen Rheinarmee unter Befehl des Fürsten von Hohenzollern steht, weiß ich nicht, wo er izt sei. In der Zeitung habe ich nicht bemerkt, daß dieses Corps über den Rhein gegangen. Mein Schwiegersohn Kerssenbrock hat Antheil gehabt an Erstürmung einer Stadt bei Luxemburg und steht nun an der Spitze von seinem Bataillon, welches eine Burg berennt hält. Aber die Feindseligkeiten sind ja wohl geendigt. Gott sei mit uns Allen im Leben und im Tode, wie Er es mit unserm Christian war.

Seit ich diesen Brief schrieb, erhielt ich einen von meinem Sohne Ernst. Er ist Major und Flügeladjutant beim Erzherzog Carl geworden.

An seinen Sohn Cajus.

Brinke, im Juli 1815.

Im eigenen Schmerze über unsern großen Verlust fühle ich auch mit besonderer Theilnahme den Deinigen, mein allerliebster Cai, und wünsche von Herzen, daß Gott ihn lindern möge durch Aufschauen zu Ihm, der unsern geliebten Christian leichten, ehrenvollen, von manchem Jünglinge, dem mit der Sache des Vaterlandes auch die Sache Gottes am Herzen lag, beneideten Todes fallen ließ. Der Tod des Sohnes Gottes hat den Tod der Seinigen geheiligt, das weißt Du, und ich freue mich von Herzen, sagen zu können, das empfindest Du auch. Es hat aber der Tod des Sohnes Gottes auch dem Tode der Seinigen eine gewisse Kraft verliehen; denn so wie er nach Seinem Tode, Seiner Verheißung nach, alle die Seinigen zu Sich zieht, so hat auch der Tod der Seinigen eine magnetische Kraft, die Herzen der Ueberlebenden aufwärts zu ziehen, eine Kraft, die wir an uns nicht wollen verloren gehen lassen. Jeder der Unsern, der vor uns hinüberging, ruft uns zu: Sursum Corda! Laß uns von Herzen antworten: habemus ad Dominum! Dir ist auch die ernste Stunde sehr nahe gewesen, als Dein Pferd unter Dir erschossen ward. Gott hat Dich erhalten wollen, dafür preisen wir Ihn, und auch Du mußt Ihn dafür preisen. Früher Tod ist Segen aus Gottes Hand, und verlängertes Leben ist auch Segen Seiner Hand, wofern wir freudig auf uns anwenden können, was der Apostel sagt: ‚Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum mögen wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.‘

Da Er Dich nun erhalten, im schärfsten Feuer Dich geschützt, das Geschoß nicht auf Dich, sondern auf Dein Pferd hat fallen lassen, so bin ich in Absicht Deiner desto mehr

der freudigen Hoffnung, daß Er Dich ferner leiten werde an Seiner Hand! Doch sind Seine Wege unerforschlich, und gefährdet bleiben wir bis an unsern Tod. Da Er Dich nun aus dieser Lebensgefahr gerettet hat, und der Krieg wohl als geendigt anzusehen ist, so stehen Dir noch die Gefahren des Lebens, oft schlimmer als die Gefahren des Todes, bevor. Wenn zur Rechten und zur Linken unsere Streitgenossen fallen, so werden wir mächtig an den nahen Tod erinnert. Nicht so im stilleren und sicher scheinenden Leben des Friedens, und doch ist auch da jeden Augenblick unser Leben gefährdet. Darum suche, mein allerbester Cai, aus der Schule des Krieges in die Schule des Lebens hinüberzubringen stäte, ernste Wachsamkeit, tiefes Gefühl der menschlichen Schwäche und Thorheit, und freudiges Vertrauen in Gott und in unsern Heiland, ohne Den wir Nichts, mit Dem wir Alles können. Dieser Schild des Mißtrauens in eigener, dieses Schwert des Vertrauens in Gottes Kraft, wurden Dir von Gott anvertraut, wurden von Gott auch unserm Christian anvertraut, den wir mit zeitlichen Thränen beweinen, über den wir uns mit ewigen Freuden freuen werden.

An seinen Bruder Christian und seine Schwägerin Luise.

Brinke, 25. Juli 1815.

Welch' liebe Briefe habt Ihr Beide in dieser Zeit unserer Trauer an uns geschrieben! Ich darf wohl sagen: Gott lohne Euch Eure Liebe! Obgleich Liebe selbst Seine Gabe ist, denn Er will ja, wie der heilige Augustin sagt, Seine Gaben in denen krönen, die Er belohnt.

Wohl uns, daß in dem Falle, der uns izt getroffen hat, der Trost aus der Liebe zu Demjenigen genommen wird, um den wir weinen, weil wir auch in Thränen bekennen müssen, und wie gern bekennen wir das, daß ihm das Loos auf's

Lieblichste gefallen, daß ein schönes Erbtheil ihm geworden ist! So sehr auch der Mutter das Herz blutet, empfindet sie doch das — wie Ihr ihr auch gewiß zutraut — in seiner Kraft, wenn gleich der Schmerz sie manchmal überwältigt, wie nicht anders sein kann.

Ihr habt doch unseres Blücher's trefflichen Brief an Davoust gelesen! Ließe man nur Blücher schalten! Er ist gerecht wie tapfer, hat ein edles und weiches Herz. Ich fürchte die Memmengüte, welche so Vieles verderbte und, obschon mit so schnödem Undanke belohnt, doch wieder lautbar zu werden anfängt.

Christian schrieb uns einmal aus Lüttich, die Bekanntschaft eines von Gröben — Bruder des Gebliebenen, den Fouqué besang — habe ihm sehr große Freude gemacht. Er sei ein trefflicher Mann. Dieser Gröben hatte an Fouqué geschrieben über Christian: ‚Er sprach kein Wort mehr, als ihn die Kugel traf; izt redet er mit Gott.‘

An seinen Sohn Cajus.

Brinke, 27. Juli 1815.

Mit herzlicher Wehmuth und Liebe und mit den herzlichsten Wünschen denke ich heute ganz besonders an Dich, heute an dem Tage, der vor achtzehn Jahren Dich uns, Dir das Leben, ein unsterbliches Leben gab! Eine Ewigkeit des Daseins! Vor dieser Ewigkeit, liebster Cai, müssen die Freuden und Leiden der Zeit schwinden, wie ein Tropfen vor dem Weltmeer, wie ein hüpfender Irrwisch vor der Sonne Gottes. Der Geliebte, den wir beweinen, ging ein in diese große Ewigkeit, und mit solcher Gesinnung ging er in dieselbe ein, daß, eben weil er uns so lieb ist, wir uns freuen müssen des Looses, das ihm gefallen. Das wünscht, das erwartet er von uns. In allen Fällen ist vollkommene Ergebung

in Gottes Willen heilige Pflicht des Christen. Aber sollte uns diese nicht leicht werden, wenn Gott einen, den wir lieben, an dem unser Herz hängt, den Gefahren des Lebens entzieht und ihn zu sich nimmt? Sollten wir nicht gern die wenigen und unsichern Jahre des Genusses, die uns sein Leben gewähren konnte, aufopfern für die Sicherung seiner ewigen Seligkeit? Das weißt Du sowohl wie ich, aber unsere Empfindungen müssen, wenn unser Glaube, unsere Hoffnung, unsere Liebe ächter Art sind, Schritt halten mit unseren Einsichten. Ich weiß wohl aus mancher Erfahrung meines Lebens, daß wir nicht in jedem Augenblick so empfinden können, wenn Jemand, den wir liebten, von uns schied, aber nachhängen müssen und dürfen wir dem Schmerze nicht. Unser besseres Ich wirft sonst dem schwächeren vor, daß wir über unserm kurzen Schmerze die ewige Wonne des Geliebten vergessen. Das wollen wir ja doch nicht. Auch der Schmerz hat seinen Leichtsinn, wie die Freude! Der Leichtsinn besteht darin, daß wir Zeit und Ewigkeit nicht gegen einander halten, daß auf unserer Wage die Zeit ihre Schale sinken macht, gegen die Schale der Ewigkeit.

Heute vor einem Jahr kam unser seliger Christian von seinem ersten Feldzug zurück, den Nachmittag kamen die Niebuhrs. Die Niebuhr ist am 20. Juni gestorben. Frisch und munter war auch unser seliger Franz! Ein Jahr!

Aus der Zahl der von Freunden wegen Christian's Tod eingegangenen Trostbriefe theilen wir die von Nicolovius und Niebuhr mit.

‚Ihr heldenmüthiger Christian, der die Tage des Kampfs mit Ungeduld erwartete,' schrieb Nicolovius aus Berlin am 1. Juli 1815 an die Gräfin Sophie, ‚ist so früh als ein Opfer der großen Sache gefallen. Gott hat ihn lieb, darum hat

er ihn frühe hinweggenommen aus der Welt, die ihm nicht gefiel und in der ihm wohl nie ganz wohl geworden wäre. Hier trauern Viele um den Lieben, und manch' edler Jüngling beneidet ihn. Sie kennen Gottes Trost, der wird Ihr und des Vaters und der trauernden Braut und Schwestern Herz erfüllen und über den Schmerz erheben, und die Brüder werden durch diesen Tod sich zu einem edlen Leben geweiht fühlen. Mir ist's noch immer, als stände er vor mir und spräche zu mir.'

‚Nicht Beileid zu äußern, sondern mit Ihnen trauernd, innig verehrter Graf,' sagt Niebuhr am 22. Juli in einem Briefe an Stolberg, ‚schreibe ich Ihnen endlich über Ihren schrecklichen Verlust. Wir erfuhren ihn sehr schnell, und da es möglich war, daß Ihnen die Nachricht lange nicht zukäme, so zögerte ich, um nicht unglücklicherweise der Erste zu sein, von dem Sie das Geschehene erführen. Ich bin ein chl echter Tröster und möchte Andern nicht reichen, was mir selbst aus Freundeshand nichts hilft, auch liegt Ihnen der beste Trost so nahe, als irgend einem Menschen. Der Friede Gottes, der in Ihnen ist, wird sie stärken. Alle irdischen Trostgründe für das männliche Herz, welche die Beklommenheit der Trauer verjagen, haben Sie in reichem Maße. Unser geliebter Jüngling ist nicht wie so Viele als ein nutzloses Opfer des Kriegs gefallen, sondern im harten Kampf, wo Tapferkeit und Ausdauer einzeln und entscheidend wirkte; er hat seinen Beruf schön erfüllt und hinterläßt den Seinigen seinen Antheil an Deutschlands äußerer Befreiung als unvergeßliches Erbe. Als Jüngling und Dichter wünschten Sie, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein Stolberg aus Ihren Nachkommen für die Freiheit in der Schlacht falle. Näher als sie es ahndeten und schrecklicher ergriff uns die Tyrannei und Sie selbst bringen das Opfer und tragen

den Schmerz anstatt eines Enkels. Werth muß es Ihnen und Ihrer theuren Gemahlin sein, daß Christian hier eine sehr allgemeine und seltene Liebe gewonnen, und daß er von Vielen mit einer Wärme betrauert wird, die da, wo nicht leicht Einer ohne eigenen Verlust geblieben, nur sehr Wenigen, mit denen man nicht durch Blut oder alte Freundschaft verbunden ist, folgt. Er ging von uns mit einer auffallenden Todesahnung und doch ungeduldig, daß nur der Krieg wieder anfange. Er hätte nicht einmal seines Durstes nach Franzosenblut bedurft, damit er sich mit allen Entschlossenen unter uns über die Krisis gefreut, welche die unnatürlich aufgezwungene Scheinfreundschaft mit Frankreich zerstörte. Sein starker und richtiger Sinn lehrte ihn selbst, daß der Pariser Friede nicht dauern dürfe, und daß Bonaparte's Rückkehr allein die Verblendeten und Bethörten erleuchten, den Abfall hindern könne. Nun glaube ich wohl ganz fest an bestimmte Todesahnung für die Schlacht; aber bei denen, die in's Feld gehen, wenn sie auch eben so muthig gehen, wie Christian, täuscht sie sehr oft, und ich theilte seine Gefühle weniger, als daß es mich schmerzte, daß er mit trübem Sinn schied. Vielmehr schien es mir ausgemacht, daß er wieder zu uns zurückkommen werde, und ich bezog sein Mißgefühl mehr auf andere Veranlassungen, die es im Allgemeinen hätten veranlassen können. Unendlich viele wirkliche Täuschungen hatte er aufopfern müssen, er selbst sagte, Sie hätten es ihm längst gesagt. Er wollte die absolute Vollkommenheit, und gar nicht einzeln auf der Erde antreffen, und das absolute Böse sollte gesondert stehen und mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Er konnte es kaum begreifen und eigentlich nicht verzeihen, daß ich mich bei einer gemischten und verworrenen Welt beruhige und Liebe für sie in diesem Zustande fühle. Er hätte nur durch

schwere Stürme zu ruhiger Freudigkeit gelangen können. Liebe und Ihre Vaterhand würden es wohl vermocht haben, ihn dahin zu leiten. Lützow glaubt, daß Obrist Ottegraven einen Ring und andere Andenken von Christian für Sie und seine liebe Braut geborgen habe.'

‚Ich habe Ihnen zuerst,' fährt Niebuhr fort, ‚von unserm gemeinschaftlichen Schicksal geredet. Von meinem ist, wie Nicolovius aus einem Briefe Ihrer verehrten Gemahlin gesehen, keine Nachricht zu Ihnen gekommen. Am 20. des vorigen Monats ist meine Amalie zu Gott gegangen. Sieben Wochen heftiger und unaufhaltsam verzehrender Krankheit führten sie an das Ziel, dem das allmählige Versinken Ihrer Kraft und immer wachsende Leiden und Kränklichkeit sie schon lange genähert hatten. Diese Zeit der Krankheit war die erhebendste und schönste, welche einem Menschen zu Theil werden kann. Sie war ganz verklärt und der Erde entzogen, ohne die allerleiseste Ahndung ihres Schicksals zu haben. Sie blickte nicht vorwärts mit Plänen für die Zukunft, sie sah nicht auf Vergangenheit, sie lebte mit unbeschreiblich erhöhter Innigkeit in der Gegenwart und in Liebe. Ihre Liebe für mich war, seit sie mein geworden, das einzige Grundgefühl ihrer Seele gewesen und immer in gleicher Kraft geblieben. Die Erschütterungen der Welt zu ertragen, war sie nicht gemacht, und doch brachte unsere Lage seit vielen Jahren es mit sich, daß sie alle empfinden mußte. Jetzt vergaß sie sie und lebte wie ein zärtliches Kind, nur im Gefühl der Liebe, die sie gab und empfing. Ihre Schwester war gekommen und pflegte sie in den letzten Wochen mit mir. Sie starb in unsern Armen in sehr kurzem Kampfe. Wenn es möglich ist, daß an irgend einem Menschen die Sünde kein Theil hatte, so war sie es. Solche Herzensreinheit und solche Liebe werde ich nie wieder sehen. Halten

Sie sie mit Liebe in Ihrem Andenken; sie liebte Sie mit Enthusiasmus. Ihre lange Kränklichkeit, die Unbehaglichkeit der fortschreitenden inneren Zerstörung hatten sie reizbar gestimmt, weil unsere Lage nicht einfach und einfältig war. Hätte sie in ruhigen Zeiten gelebt, in einem einsamen Winkel der Welt, ihre Milde und Güte wäre nie gestört worden. In der letzten Krankheit war es so; nie verließ sie himmlische Geduld, Freundlichkeit und lohnende Dankbarkeit für unsere fruchtlosen Bemühungen. Es ist möglich, daß Christian sie verkannt hätte: denn ein paar Mal äußerte sie sich heftig, wenn sie ihn im Unrecht glaubte, und es schien uns Beiden, als ob er nicht so viel Vertrauen für sie hätte, als billig gewesen wäre.'

‚Es ist im Werke — immer aber kann noch Etwas in den Weg kommen — daß ich vor dem Winter als Gesandter nach Rom abgehen soll. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich es vor einem Jahr sehr wünschte. Es ist in wenigen Tagen grade ein Jahr, daß wir bei Ihnen Beiden auf Tatenhausen waren. Damals wollten die Machthaber es nicht. Jetzt gehe ich mit schwerem Herzen in die Einsamkeit und ferne vom Vaterland. Indessen, wenn ich die Einsamkeit ertragen lerne, so mag es mir für den Beruf meines literarischen Lebens, die römische Geschichte, viel werth werden. In Deutschland werden die Stürme sich immer tobender erheben und leicht kann die Wissenschaft unter ihnen verwelken.'

‚Die siegsvolle Entscheidung hat mich aufgerichtet, wie ich am tiefsten gebeugt war. Es scheint, daß Gott Alles zur Zerstörung Frankreichs lenkt: und ich freue mich gewaltig, daß Bonaparte nicht ausgeliefert worden und daß das französische Heer abgezogen ist. Wir hätten sonst die nämliche Farce wie im vorigen Jahre wieder erlebt. Löst Frankreich sich auf, so bedarf auch Deutschland keiner ferneren Verschmel-

zungen. Theuer ist das freilich erkauft für Aeltern wie Sie und durch die Freunde für jeden von uns. Nur grämt es mich, daß der Krieg so wild wird: nicht bloß in den Grausamkeiten im Elsaß, wohl aber dort am schmerzlichsten. Denn vor achtzehn Monaten waren die Elsäßer sehr gut gesinnt, kamen mit Fahnen den Truppen entgegen und empfingen sie mit Glockengeläut: da haben aber die Bayern, Badener u. s. w. so gehaust, daß sie wüthend geworden sind. Wir sprechen Alle von dem Verlangen, die abgerissenen Brüder wieder mit Deutschland zu vereinigen: wir haben sie wild gemacht und nun brennen wir ihre Städte und Dörfer ab. Darüber möchte ich mir die Haare ausraufen und blutige Thränen weinen.'

Im Herbste 1815 erschien Stolberg's ‚Leben Alfred des Großen, Königs von England'. Er hatte dessen Bearbeitung im Herbste 1814, als er mit seinem kranken Sohne Franz in Hannover war, begonnen, ‚um im Schmerz über die Schmerzen des geliebten Kindes Geist und Gemüth zu erfrischen, und zugleich, um der vaterländischen Jugend und den Deutschen insgesammt das Bild eines ächten Heldenkönigs, Gesetzgebers und Weisen vorzuführen.' Die Göttinger Bibliothek bot ihm zu dem Werke die nöthigen Quellen und Hülfsmittel dar.

‚Seit vielen Jahren,' schrieb er aus Hannover an den Bruder, ‚hegte ich den Wunsch, das Leben Alfred des Großen zu schreiben. In einer vorläufigen Einleitung werde ich einen Auszug der Geschichte Britanniens geben von Jul. Cäsar's Angriff an bis auf Alfred's Zeit und eine kurzgefaßte Erzählung von Verbreitung des Christenthums in jener Insel. Ich hoffe, daß dieser journey mich nur einige Monate von

der Fortsetzung des grand tour meines großen Werkes[1] abhalten werde. Hielte dieses mich nicht fest mit größerem Interesse, so gäbe ich gerne zuvor Carl des Großen und zuletzt Ludwig des Heiligen von Frankreich Geschichte. Aber wie würde ich mich freuen, wenn Du Dich an Carl den Großen machtest!' ‚Mein Alfred,' hören wir im Sommer 1815, ‚beschäftigt mich sehr. Sechsundvierzig reinabgeschriebene Bogen, die mich bis auf seine Geburt führten, habe ich vernichtet und fange von Neuem an. Da ich mich durch diese Arbeit orientirt habe, kann ich nun kürzer sein. Kürze mit Vollständigkeit zu verbinden, ist eine schwere, aber unerläßliche Aufgabe.'

‚Glaube ja nicht,' sagt er im Februar in einem für seine Studien beachtenswerthen Briefe, ‚daß es Dir an Geschichtskunde fehle, um Carl des Großen Leben zu schreiben. Nicht nur docendo, auch scribendo discimus. Man kann nicht leicht unwissender sein, als ich es über einen großen Theil des Inhalts meiner Religionsgeschichte war; unwissend in Allem was ich in meinen besonderen Abhandlungen ausgeführt habe. Und eben diese sollen mir recht gut gerathen sein. Kenner haben mich für gelehrt gehalten. Ich darf auch freudig die Gewährleistung dessen, was ich schrieb, übernehmen, aber scribendo discebam. Ich hatte mich so wenig wie Du um andere als griechische und römische Geschichte bekümmert. Die Griechen haben bis auf mein fünfzigstes Jahr meine ganze Zeit hingenommen, weil ich sie immer las und wieder las. Wir haben uns mit hellem Blick, den nicht Jeder hat, umgesehen, und gelernt, uns zu orientiren. Das kannst Du aber viel besser wie ich. An Eginhard, den ich nie in Händen gehabt, von dem mir

[1] der Religionsgeschichte.

aber Anführungen einen sehr guten Begriff geben, wirst Du den Hauptführer haben. Hegewischens Carl wird Dir durch sich selbst und vorzüglich, indem er Dich auf Spuren bringt, sehr nützlich sein. Auch alle Hauptschriftsteller der französischen Geschichte. Auch in Absicht auf die Sachsen der treffliche Mascov. Niebuhr wird Dir Quellen angeben können. Es wird Dir zuströmen. Nur frisch angefangen. Wir altern, aber unser Geist ist noch jung. Es ist gut, daß auch wir die Stimme erheben, denn der Patriotismus beginnt sehr pueril zu werden, sehr undeutsch, denn Umfassung alles Edeln und Guten ist wahre deutsche Art; Alle nibelungisiren anizt, guldenbergisiren mit verengtem Geist und barbarisiren. Und wahrlich Guldenberg und Suhm gingen tiefer ein in wahren dänischen Werth, als unsere Patrioten in deutschen.'

‚Der Mann gehört uns an,' citirte er aus dem Buche Ruth als Motto seiner Biographie, ‚und gerade, weil Alfred uns angehört,' heißt es in einem Briefe, ‚möchte ich ihn schildern zur Belehrung und Verehrung und Nachachtung, aber nicht Alfred und sein Volk allein gehört uns an, sondern alles Große und Edle aus dem Leben aller Völker sollen wir uns, aber ohne uns selbst in unserer Eigenart zu verlieren, zum Eigenthum machen.'

‚Es thut mir wehe, daß in unsern Tagen, da die Deutschen mit vereintem Heldenmuth durch so große Thaten, als je ein Volk sie that, und mit gottergebener Demuth, ihre Freiheit und ihren Bestand behauptet haben, ein gewisser kleinlicher Patriotismus lautbar zu werden beginnt, aber ich hoffe, daß es ihm, den wahren vaterländischen Sinn zu betäuben, nicht gelingen könne. Denn es ist des wahren Deutschen eigenthümliche Weise, im bescheidenen Gefühle der vaterländischen Würde sich, ohne eifersüchtelnde Bedenklichkeit,

das Schöne und das Gute aller Zeiten und aller Völker anzueignen. Wer also gesinnt ist und also handelt, der verdient es, Sohn eines Landes zu sein, welches, so wie durch seine Lage, und Gott gebe künftig wie zuvor durch seine Verfassung — auch noch mehr durch stilles, tiefes, kräftiges, trauliches, von Anmaßung freies und frommes Nationalgemüth der Deutschen, bestimmet ward, das Herz von Europa zu sein: eine Bestimmung, die wir nicht aus Uebermaß der Bescheidenheit verkennen, noch weniger aus einer uns unnatürlichen Eitelkeit vereiteln dürfen.'

Auch in einer Ode sagte er über: ‚Deutschlands Beruf'

Ja, Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein,
So dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret strömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönnest du jedem Glied,
Was ihm gegeben; eignest, veredelnd, dir
Das Gute zu von Allen, gibst es
Allen veredelnd zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, so gut als reich,
In eig'ner Fülle schaltend, des Heimischen
Mit Liebe pflegst, doch auch des Fremden
Pflegest mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht Wenige
Das Eig'ne; auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst verkennen.

Denn, Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein,
Gerecht und wahrhaft, sollst in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl und die Glut des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewunderer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter . . .

‚Schon beginnt ein Poltern mit einem sogenannten Deutschthum, ein verächtliches Herabsehen auf alles Fremde, daß Einem angst und bange werden könnte, wenn dieser Geist um sich greifen und zur Herrschaft gelangen sollte. Aber schlimmer noch ist, daß auch der Geist des Unglaubens wieder ungerügt sein Haupt erhebt und daß der demüthige religiöse Sinn, der während der Freiheitskämpfe so große Hoffnungen für die Zukunft erweckte, sich leider wieder im Volke verflüchtigt. Jedoch verzagen will ich gleichwohl nicht, denn in manchem Betracht ist es doch besser geworden in Vergleich mit den vorausgegangenen Jahrzehnten.‘

Aehnlich spricht er sich auch im October und November 1815 in Briefen an die Schwägerin aus. ‚Nur Eines kann Centrum sein und dem Ganzen Bestand, Würde, Ründung geben. Würde dieses Eine, das Noth ist, beherzigt, so würden aus dem Mittelpunkt auch heilende Kräfte für die Schwächen der Peripherie ausgehen. Daß die Cabinette es nicht beherzigen, liegt am Tage. Es ist mit blutigen Thränen zu beweinen. Indessen hat der geoffenbarte Arm Gottes doch so viel gethan und ist mehr als seit Jahrhunderten anerkannt worden, daß wir hoffen dürfen, Gott werde sein Werk vollenden. Daß Babel gestürzt ward und in seiner schwachen Blöße dasteht, ist immer ein sehr großer Gewinn.‘

‚Seit einem Vierteljahrhundert sanken wir mit geometrischer Progression des Sinkens schwerer Körper. Jzt stehen wir besser, sowohl an Aeußerem als an Gesinnung, wie wir wenigstens seit fünfzig Jahren nicht standen. So scheint es mir wenigstens. Und die Scheidewand, welche zwischen uns und den Franzosen aufgestellt ward, sichert uns gegen ihren pestathmenden Einfluß. Wir erfüllen Young's Wunsch, nicht allein mit den Waffen, sondern mit der Gesinnung im Krieg mit ihnen zu sein. A people of levity is a people

of sin. Nur muß die Bierberauschung nicht überhand nehmen und die Derbsucht; die in Rohheit gesuchte Deutschheit nicht den wahren, bescheidenen, deutschen Sinn verdrängen!'

‚Ich las neulich mit den Söhnen einen Hymnus von Pindar, den er gleich nach dem persischen Kriege gemacht hat. Viel Anwendbares. „Die Furcht, so das Vergangene mir gab, lindert mir die Sorge über's Gegenwärtige," sagt er, und: „Auch das ist heilbar bei der Freiheit!" Ich empfehle den Hymnus meinem Bruder, es ist der letzte isthmische. Wir gehen nun vom durchgelesenen Pindar über zum Sophokles.'

‚Wenn meine Schrift über König Alfred nur einige Wenige mit dem rechten frommen und vaterländischen Sinn erfüllt und einige Wohlgesinnte im guten Geiste zum ernsten Wirken kräftigt, so würde ich mich glücklich schätzen, sie geschrieben zu haben.'

‚Was Du mir,' dankt er dem Bruder am 26. December 1815, ‚über den Alfred sagst, gehet mir sehr glatt ein, desto mehr, da ich ihn so sehr als irgend eine meiner Schriften con amore geschrieben habe. Als ich in Eutin, den Hume lesend, zuerst näher mit dem großen Alfred bekannt ward, faßte ich zuerst den Entschluß, sein Biograph zu werden. Und hätte mich nicht voriges Jahr ein trauriger Anlaß nach Hannover geführt, wo ich die Erlaubniß, aus Göttingen zu schöpfen, sehr leicht erhielt, so wäre ich in der Absicht nach Göttingen gereist und einige Wochen, vielleicht Monate, dort geblieben. Denn die Darstellung dieses Mannes in unserer Zeit hätte mir jedes Opfer werth geschienen. Ich sende ein Exemplar an den Kronprinzen von Preußen mit begleitendem Briefe, den ich zur Zuschrift hätte machen können, wenn ich nicht viel lieber meinen Söhnen das Büchlein zugeschrieben hätte.'

Auf den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der schon frühzeitig Welt und Leben durchaus von christlichen Gesichtspunkten ansah und in Napoleon nicht sowohl die Person, als den Vertreter des revolutionären Principes verabscheute, setzte Stolberg in staatlichen sowohl wie kirchlichen Dingen ‚freudige Hoffnung für die Zukunft des Vaterlandes.'

‚Der große Gegenstand dieses Büchleins,' schrieb er bei der Uebersendung Alfred's an den Kronprinzen, ‚möge mich bei Eurer Königlichen Hoheit entschuldigen, daß ich mich erkühne, es Ihnen zu übersenden. Alfred war einer der größten und besten Könige, einer der größten und besten Menschen, so je lebten, deren nicht jedes Jahrtausend einen sah. Er gehörte zu den seltenen Erscheinungen, durch welche Sich die Gottheit Selbst gleichsam offenbart, sowohl durch sichtbare Beziehung ihres ganzen Strebens auf Gott, als durch sichtbaren Segen des Erfolgs in Allem was sie unternehmen. Unser Leben hienieden, diese Knospe eines bessern Daseins, ist kurz, mein gnädigster Herr! Dennoch scheint es uns zu lang, wenn wir es nur mit dem Stoffe füllen, den die Gegenwart uns darbeut. Darum rufen wir die graue Vergangenheit hervor. Darum auch sehen wir gern mit Hoffnung in die nahe Zukunft. So ging es mir, als ich diese Blätter hinschrieb. Feierlich und hehr, wie die Tage waren, in welchen vor unsern Augen deutsche Heldenkraft dem Vaterlande Sicherheit, Ruhm und Freiheit von einem schnöden Feinde errangen, ward mir Alfred's Kampf für Englands Heil desto anschaulicher, und aus Vergleichung des ehrwürdigen Alterthums mit dem neu aufblühenden Heile unserer Zeit entsprangen Hoffnungen für das Leben des nächstfolgenden Geschlechts. Diese Hoffnungen, sowie den Genuß der Gegenwart, theile ich mit vielen Millionen, welche mit mir den Blick auf Sie wenden, gnädigster Herr, und

dann mit Wünschen emporschauen zum Könige der Könige, von Dem allein alles Heil auf Erden und im Himmel kommt.'

‚Lieber Herr Graf,' antwortete der Kronprinz aus Berlin am 26. Januar 1816, ‚ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank für die Uebersendung Ihres Werkes über den großen Alfred. Sie haben mir eine große Freude gemacht, ich versichere Sie es, daß ich mich dadurch geehrt fühle, es hat mich gerührt, daß ein so ausgezeichneter und mit Recht so verehrter Mann, wie Sie, Herr Graf, meiner gedacht hat. Auch für Ihren Brief an mich danke ich Ihnen auf das Innigste, es ist ein herrlicher frommer Brief, der mir wohlthut, so oft ich ihn lese. Mir ist er doppelt werth, da ich seit meiner frühesten Kindheit mit Bewunderung und Verehrung von Ihnen sprechen hörte und Ihnen schon manchen schönen Genuß verdanke. Gott segne Ihre Wünsche und Hoffnungen für diese große Zeit und unser schönes Vaterland, ja recht von Herzen sag' ich's, auch Ihre Wünsche für mich. Ich empfehle mich Ihrem Andenken, Herr Graf, als Ihr treuer Verehrer Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen.'

Stolberg übersandte dem Bruder eine Abschrift des Briefes und dieser erwiederte: ‚Die Antwort des Kronprinzen ist mir eine Leuchte in dunkler Nacht. Sie trägt in ihrem Busen einen Keim der schönsten und trostvollsten Hoffnungen. Welch' ein Thronerbe hat wohl je so geschrieben? Als Verehrer vorzutreten mit solcher Einfalt und Demuth, das läßt Viel erwarten.'

‚Der preußische Kronprinz,' schrieb Stolberg im letzten Jahre vor seinem Tode an Ludwig von Haller, ‚muß ein wirklich herrlicher Mensch sein nach Allem was man von ihm hört. Wird er einst berufen, als König zu herrschen

und wird er als solcher seine Ideen von der hohen Würde und Bürde des Königthums als eines Lehens von Gott verwirklichen, so kann er seinem Volke zu unendlichem Segen sein. Er ist empfänglich für alles Große und Gute unserer Zeit, aber er haßt den revolutionären Zeitgeist, die Constitutionsmacherei, die herrschende Nivellirungssucht, und hat die richtigen Anschauungen über ständische Gliederung, ständische Verfassung, wie sie allein dem deutschen Volke frommt. Möchte er doch nicht erst zum Handeln berufen werden, wenn es schon zu spät ist, denn der schlechte revolutionäre Geist frißt allenthalben gewaltsam um sich, genährt von den Machthabern selbst, die ihn bekämpfen sollten. Unter den Wohlmeinenden ist zu wenig Thatkraft zu entschlossenem Vorgehen, zu wenig Eintracht und Muth.'

III. Aus der Zeit vereitelter Hoffnungen.

‚Seit der herrlichen Zeit, in der sich unser Volk durch Gottes Hilfe von dem fremden drückenden Joche befreite und den Despoten zu Boden schlug,' fährt er in dem obigen Briefe von 1818 fort, ‚sind meine Anschauungen über die öffentlichen Angelegenheiten von Jahr zu Jahr immer trüber geworden. Wir leben in einer Zeit vereitelter Hoffnungen. Die Zukunft würde dunkel vor meinem Blicke stehen, wenn ich nicht der Leitung Dessen vertraute, der Himmel und Erde regiert und Alles lenkt, was wir nicht lenken können, und Gottlob auch, falls wir nur treu erfüllen, was im angewiesenen Beruf unsere Pflicht ist, nicht zu verantworten haben.'

Mit Stolberg's Anschauungen über die öffentlichen An-

gelegenheiten aus dieser Zeit ‚vereitelter Hoffnungen' machen uns seine Briefe des Näheren bekannt.

An Christian Schlosser in Frankfurt am Main [1].

Tatenhausen, August 1814.

Erlauben Sie dem Freunde Ihres unvergeßlichen seligen Oheims [2], dem Vater Ihres jüngern Freundes, meines Christian, den Sie mit so herzlicher und weiser Güte bei seinem ersten Ausflug aus dem elterlichen Hause liebreich und sorgsam aufnahmen wie ein Schutzengel, erlauben Sie mir, in Hoffnung treulicher Erwiederung, alle herkömmlichen Formen zu umgehen, und Sie Freund zu nennen, weil ich Sie, wiewohl ungesehen, als Freund ehre und liebe, und Ihr herzliches Vertrauen sich auch so freundschaftlich gegen mich erweiset. Sie haben mir in geistreichen, theils durch unsern guten Buchholz, theils durch Christian, mitgetheilten Aufsätzen Ihr ächt vaterländisches und ächt religiöses Herz dargelegt. Sie wollen meine Meinung über diese Ihre Ansichten und Wünsche hören.

Sowohl Ihre tiefgefühlten Bedürfnisse, als auch Ihre Besorgnisse und Hoffnungen, sind, obwohl nicht ohne eine etwas verschiedene Abschattung von beiden, größtentheils auch die meinigen. Sie scheinen mehr Anlagen zur Hoffnung zu haben als ich; doch hoffe auch ich Vieles. Darin stimmen wir Beide überein, daß wir Beide auf Gott unsere Hoffnung setzen. Sie aber scheinen zu hoffen, daß unsere und einiger andern mit uns gleichgesinnten Menschen patriotische und religiöse Wünsche denen, die izt in diesem prägnanten Augenblick etwas vermögen, werden können an's Herz gelegt werden.

---

[1] Aus einer Copie.

[2] Johann Georg Schlosser, Goethe's Schwager.

Daran verzage ich. Denn vorausgesetzt, daß diese Menschen ein erregbares Herz haben, so fehlt es ihnen doch an Einsicht oder an Unbefangenheit, oder an Eifer, den meisten an allen dreien. Würde aus den Besten der Nation ein Senat gebildet, so möchte dennoch die Frage: was in Absicht auf politische Verfassung an sich, auf religiöse Verfassung an sich und auf Verbindung beider jetzt wünschbar und erreichbar sei, ein schweres nicht zu lösendes Problem sein. An unserm gordischen Knoten arbeiteten Jahrhunderte, ein theoretisches Schwert wird ihn nicht zerhauen! Und wer soll diese Bessern aufsuchen? sie berufen? ihre Sprüche sanktioniren? Aus Mangel an Einsicht des Wahren und an Eifer für das Gute sind wir dahin gekommen, daß Schmach und Knechtschaft im Politischen, Wahn, Schwindel und Kälte — der getäuschte Wahn macht immer kalt — im Religiösen uns so tief stürzen konnten. Die Schmach und das Elend unseres Zustandes waren so fühlbar geworden, daß das allgemeine Gefühl in einer schönen Flamme ausbrach, in einer Flamme, welche die Demuth selbst mit dem sie immer begleitenden Vertrauen anzündete und dem Muth in die Hände gab. Wir sind staunende und frohe Zeugen von dem, was ein Heer ausführte, dessen Feldzeichen das Kreuz, dessen Spruch war: Mit Gott für König und Vaterland! Der Erfolg ging über unsere Hoffnungen hinaus. Die West-Hunnen wurden besiegt, zerstiebt; in der neuen Babel ward, von siegreichen Fürsten, ein zwar Vieles vergebender, doch uns ehrenvoller, weil von uns vorgeschriebener Friede den Feinden Gottes und der Menschen gewährt. Ob dieser Friede dauern werde? Ob der Wiener Congreß stattfinden, und wenn er stattfindet, unsere politischen und religiösen Mängel wirklich beachten werde? Wer weiß es?

Gottes Erbarmung gab und erhielt uns einen gottseligen Papst; einen Bekenner, und man darf ihn wohl einen heiligen Märtyrer nennen. Er wird allgemein verehrt. Aber was wird selbst er ausrichten können bei einem Congreß, wo von Religion vielleicht kaum die Rede sein wird? Es würde mir nicht wohl zu Muth sein, wenn ich nicht glaubte, daß es auf den Punkt gekommen sei, in welchem Gott eintreten müsse, wofern er seine Kirche bei uns erhalten will; und wofern ich nicht hoffte, daß er eintreten werde. Und wie eintreten? Wofern durch das sogenannte tausendjährige Reich, so ist freilich alle Schwierigkeit gehoben; aber diese Idee, welche zwar zu hegen erlaubt ist, doch aber nie Gunst bei der Kirche gefunden, hat mir nie ein Interesse abgewinnen können. Eintreten kann er ohne Zweifel; und wird er, wie ich hoffe, durch Menschen, wie durch Moses, wie durch Elias, wie durch die andern Propheten. Seine Hand ist nicht verkürzt; sein Hauch nicht minder kräftig und belebend. Sehen wir gleich noch nicht neue Blüthen eines geistigen Lebens, so scheint doch der Saft in die Bäume zu treten. Läßt die Menschheit diesen durch allgemeine Kälte erstarren, so werden wir vielleicht in Aergeres, als wir erlebten, zurückgeworfen. Erweckt Gott aber solche Männer, wie ich hoffe, so mögen wir wahre Früchte des Glaubens, der Buße, der Liebe erwarten. Meine Hoffnung auf jenen geistigen Lenz gründet sich auf die Wunder, die wir in den Jahren 1813—14 erlebten; auf sichtbare Annäherung der Protestanten; auf den Papst; auf das herrliche Wunder, welches Gott seit zwei Jahren an dem Nönnchen[1] wirket,

[1] Catharina Emmerich. Stolberg besuchte am 22. Juli 1813 die gottbegnadete Nonne und schrieb über sie die schönen Worte, welche sich bei Schmöger, Leben der Catharina Emmerich, 1, 275—277, finden.

dem er die Male der Wunden, durch die wir Alle heil werden können, in Tagen des Unglaubens eingedrückt hat.

Ist das, was er für uns gethan, umsonst geschehen, so vermögen seine Knechte und Mägde nichts im allgemeinen Schiffbruche, als sich untereinander in der Stille zu vereinen, um Erbarmung und Gnade von ihm, um eine kleine Arche von ihm zu erhalten. Hat er aber, wie jede Ahnung meines Herzens mich hoffen läßt, überschwängliche Erbarmungen in petto, so lassen Sie uns Acht geben auf seine Winke; lassen wir jeden in seinem mehr oder weniger beschränkten oder ausgedehnten Kreise zu denken, zu empfinden, zu reden, zu schreiben, zu handeln suchen, wie das Bedürfniß des Augenblicks zu erfordern scheinen mag, und wie er jeden, der ihn von Herzen liebt, leiten wird. Bei so schwankender Lage der Dinge läßt sich, meiner Meinung nach, an keine menschlichen Anschläge noch Entwürfe denken. Denn seine Wege sind nicht unsere Wege. Aber segnen wird er jedes zu seiner Ehre gesagte, geschriebene Wort, jede zu seiner Ehre unternommene That. Gelobt sei Jesus Christus!

An Windischmann in Aschaffenburg [1].

Tatenhausen, 17. Febr. 1815.

Unser deutsches Vaterland liebe ich wie Sie. Daß es izt durch die neuesten Philosophen und Schöngeister zu reinerem Licht und zu besserem Gefühl geführt werde, wie durch die, welche vor einem halben Jahrhundert neues Leben weckten, scheint mir nicht. Deutschland scheint bestimmt zu sein zum Herzen von Europa, aus welchem Licht und Wärme über die andern Länder ausgehen soll, das empfinde ich ganz wie Sie. Aber dennoch können wir die Wege der Vor-

[1] Aus einer Copie.

sehung nicht ergründen. So viel scheint mir gewiß, daß der wieder zu seinem Gott zurückkehrende Israel das Volk sein wird, welches den Kern bilden soll, wie die Erstlingsgemeinde zu Jerusalem, um die sich alle wahren Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit versammeln werden. Dann wird die katholische Kirche in ihrer Reinheit erscheinen und unsere irrenden Brüder werden ihr huldigen, ihr, die Jesus Christus verheißen, der er seine Sacramente verliehen hat, wo die wahre Einheit, wo das heilige Opfer, wo allein das wahre Priesterthum ist.

An den Grafen Westphal[1].

Brinke, 1. Febr. 1816.

Erhebende Achtung für Verdienst der Altvordern ist so alt, wie das menschliche Geschlecht; wir finden sie zu allen Zeiten und allenthalben, und was man zu allen Zeiten und allenthalben findet, ist kein Hirngespinnst. Sie ist gegründet auf Dankbarkeit gegen große und gute Männer, und auf der Voraussetzung, daß diese durch Beispiel und durch Erziehung auf ihre Nachkommen wirkten, endlich auf einer nicht ganz grundlosen Vorstellung, die wir in einem alten Sprüchwort ausdrücken, wenn wir sagen, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle. Die Idee des Adels wird nicht entkräftet durch die Unwürde Vieler, die von Adel sind. Die gerechte Verachtung, welche solche trifft, muß vielmehr dem Stand zur Ehre gereichen, dessen man sich nicht unwürdig machen kann, ohne verachtet zu werden. Die Natur gibt dem Adel weder mehr Leibeskraft, noch mehr Verstand, als den andern Ständen, seinen Werth nimmt er her von einer Idee, aber diese Idee ist nicht täuschend. Sie beruht, wie Alles, was

[1] Aus einer Copie.

groß ist im Menschen, auf Aufopferung des Geringeren, um das Höhere zu ergreifen.

Der Adel muß entsagen jedem kaufmännischen und niedrigen Gewerbe. Drei Bestimmungen wurden ihm gegeben. Veredelter Landbau, dessen ehedem auch Könige sich nicht schämten; Staatsverwaltung; Vertheidigung des Vaterlandes.

Als veredelter Landmann übt er diese nothwendigste, erste, unschuldige und edle Beschäftigung mit besserem Erfolg als der Bauer, weil er mehr Mittel hat, mehr Einsicht, und die Gefahr eines mißlungenen Versuchs wagen kann. Seine Erfahrung und sein Beispiel belehren und ermuntern den geringeren Landmann, welchem vorzuleuchten, den zu schützen, den zu hegen, dessen Wohlstand und Sittlichkeit, zeitliches und ewiges Wohl auf alle Weise zu befördern schöne und heilige Pflicht des Edelmannes ist. Diesem Geschäfte darf er, wofern er als Edelmann Achtung verdienen will, nicht entsagen; es wäre denn, daß er zur Staatsverwaltung aus seiner Provinz gezogen würde; ein Geschäft, zu dem er als angesessener Staatsbürger einen vorzüglichen Beruf hat. Antheil an der Staatsverwaltung soll und kann er auch nehmen, wenn er auch nicht aus seiner Provinz gezogen wird, wofern er, sei es als Landrath oder als Landstand, thätigen Antheil daran nehmen kann. Vertheidigung des Vaterlandes gebührt und geziemt Keinem so sehr, als dem Edelmann. Sie ist schöne und herrliche Ritterpflicht. Wohl dem Staat, wo der Edelmann als solcher zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen wird, als Anführer der ihm unterordneten Landleute, deren Patron er in Friedenszeit, deren Richter oder Obmann, deren Fürsprecher und Beispiel und Wohlthäter er sein soll. Die ehemaligen schönen Verhältnisse sind durch falsche Vorspiegelungen zerrissen worden, aber nicht vertilgt.

Nach Vermögen sie wieder anzuknüpfen, nicht die Hände sinken zu lassen, so lange noch etwas im wahren Geiste der guten Sache geschehen kann; durch thätlich erzeigte Gesinnung uneigennütziger Vaterlandsliebe das zum Theil verlorne, manchmal verscherzte Vertrauen in gute Gesinnung wieder aufzurichten und zu beleben, das ist des Adels Beruf und Pflicht. Bei Anregung der Frage: ob ein zu solchem Zwecke zu schließender Ritterverein rathsam sei? würde ich zu bedenken geben: ob es wahrscheinlich sein möchte, daß er stark genug würde, der sogleich entstehenden Gegenwirkung seiner zahlreichen, bittern, anspruchvollen, unbilligen, vom Zeitgeiste begünstigten, in allen Verzweigungen des gesellschaftlichen Verkehrs und der Staatsverwaltung mächtigen, mit der Feder geübten und in getäuschten Cabinetten gehörten Widersacher Obstand zu halten? Ich bin überzeugt, daß er das nicht zu thun vermögen würde. Ungerne lasse ich die schwarze Bohne in die Urne fallen. Auf den Fall aber, daß von vielen meiner ritterlichen Staatsgenossen ein solcher Ritterverein sollte beliebt werden, erbitte ich mir die Erlaubniß zu folgenden Bemerkungen.

Es möchte wohlgethan sein, allen Schein von eitler Publicität zu vermeiden, und das aus zwei Ursachen. Erstlich um die Eigenliebe unserer Gegner so wenig als möglich zu kränken; zweitens, weil es ihnen leichter sein wird, der Sache den Anstrich des Lächerlichen zu geben, wenn viel Wesens davon gemacht wird. Ist es aber rathsam, die Sache nicht geflissentlich auszuposaunen, so ist es auf der andern Seite noch wichtiger, jedem Verdacht, als habe man sie verheimlichen wollen, durch unbefangenes Verfahren dabei zuvorzukommen. Das Dasein, der Zweck und die Mittel des Rittervereins müssen, wofern er stattfinden soll, hell am Tage liegen. Fern bleiben müsse vom Ritterthum jeder

Verdacht, als könne es sich durch einen geheimen Orden erhalten wollen!

Wie gesagt: die Idee des Adels liegt tief in der menschlichen Natur und kann nicht untergehen. Sollte sie auch in dieser Zeit der Umwälzungen sich, gleich dem Guardiana, in einen Erdriß zu verlieren scheinen, so würde sie doch bald wieder an's Licht kommen. Der Adel hat seinen innern Werth, so unwürdig auch viele der Adeligen sind. Schützen doch weder das königliche noch priesterliche Salböl vor sittlicher Fäulniß! Wie sollten denn menschliche äußere Mittel vermögen, was geistigen Wesens ist? Vielmehr verunreinigen sie es mehrentheils. Jeder, der ritterlichen Standes ist, strebe darnach, in seinem Thun zu zeigen, daß in ihm die Idee des Ritterthums in edler Einfalt, in Bereitwilligkeit, Gut und Blut für das Vaterland aufzuopfern, in Edelmuth und in Milde der Gesinnung lebendig sei. Sein Beispiel wird nicht ohne Wirkung bleiben. Er wird weit entfernt sein, gewisse Tugenden als Standestugenden anzusehen, um die Ausübung anderer Tugenden Andern allein zu überlassen. Durch das christliche Ritterthum ward die Idee des Adels gleichsam getauft. Halten wir fest an unserem ritterlichen Beruf, so wird das Wesentliche des Ritterthums uns bleiben. Die Hülle der Dinge erneuert sich von Zeit zu Zeit. Schlangen häuten sich und der Phönix steigt verjüngt aus der Asche empor.

6. Febr. 1816.

Erfahrungen haben gezeigt, wie die Versuche, sich das Eigenthümliche fremder Länder anzueignen, immer scheiterten. Was aber in Absicht auf den Raum gilt, das gilt noch mehr in Absicht auf die Zeit, deren Herrschaft weit mächtiger. An Formen und an Sitten sind, trotz aller Bedingungen des Himmelstrichs, die Völker Europens sich

sehr ähnlich; weit ähnlicher, als es der Deutsche des 19. den Deutschen des 14. Jahrhunderts ist.

Weil der alte Ritter riesig an Leibeskraft war, so konnte er einen gewaltigen Flamberg schwingen; aber was soll der Flamberg uns? Was soll er uns bei ganz veränderter Kriegsführung, gegen Kartätschen u. s. w.? Was vom Flamberg, den ich nur als Beispiel wählte, gilt von allem Uebrigen der Ritterszeit.

Was Ehrwürdiges aus dem Ritterthum hervorging, das ging aus Aufopferung hervor; und das wird durch Streben nach verlorenen Vorzügen nicht wieder belebt werden. Der Gesichtskreis hat sich sehr erweitert, und der Thatenkreis ist Allen geöffnet worden. Um mit dem Jahrhunderte Schritt zu halten, muß der Adelige an Kenntnissen es dem Bürgerlichen gleichthun, wofern er mit ihm in den Thatenkreis soll eingelassen werden. Thut er das nicht, so wird er erleben, daß der Bürgerliche im Kabinete als Minister regieren, wofern auch im Vorzimmer des Fürsten die Aufwartung dem Adeligen vorbehalten bleibt. Und wie sollte selbst im Felde (der Region des Ritters) der Adelige Vorzug vor dem behaupten, der ihn in unserer Kriegskunde übersieht?

Will der Ritter Vorzug an Gesinnung haben, so darf dieser nicht auf Anmaßung gegründet werden, sondern auf bescheidener und kühner Aufopferung. Das ganze Leben des Vaters töne tief in's Herz des Sohnes die Ermahnung ein: sei der Väter werth, die Welt erkenne es, oder sie erkenne es nicht. Schwungsucht geziemt nicht dem Ritter, wohl aber festes Beruhen auf Gesinnung und auf Kraft. Durch solches würden wir auch unsern Gegnern Ehrerbietung abgewinnen; und wofern es mit freundlicher, dabei thätiger Milde gegen die untere Volksordnung begleitet wäre, solche Ehrfurcht und Liebe erwerben, daß wir, durch diese Eigenschaften

in Verbindung mit erforderlichen Kenntnissen und Gaben unserer Zeit, den uns anizt gebührenden Rang behaupten könnten. Die alte Zeit in uns aufleben zu lassen, ist gerade so unmöglich, als in den Mutterleib unserer Ur-ur-ur-ur-urgroßmutter zurückzukehren.

Gewiß scheint mir, daß jedes lautbar werdende Bestreben nach Erweckung des Ritterthums eine unvermeidliche Reaction von Seiten des Hofes und der andern Stände hervorbringen würde, deren Stoß zu begegnen oder auch ihm auszuweichen wir nicht vermögend wären; desto weniger, da unsere Neider wohl wissen, was sie wollen, unter Hunderten der Unsern aber wohl kaum Einer weiß, was wir wollen dürfen und wollen sollen. Mit der Macht wird sich die Lauge des Lächerlichen gegen uns rüsten. Das Ritterthum eignete sich den Spaniern des sechszehnten Jahrhunderts weit mehr, als den Deutschen des neunzehnten. Doch gab ihm Cervantes, obschon selbst Ritter, durch seinen genialischen Don Quixote einen Todesstoß.

Halten wir an guter Gesinnung, streben wir sonder Furcht und ohne Tadel zu sein, und unsere Jugend in ächt edler Gesinnung zu bilden und zu erhalten, so wird der Adel sich erhalten. Er ist in der Natur der Dinge, in den Herzen der Menschen gegründet, er war allezeit und allenthalben.

Aber er muß, im Wesentlichen seinem Geiste treu, sich selbst gleich bleiben; im Aeußern nicht veraltete, morsche Formen aufrecht erhalten wollen, vielmehr den alten edlen Wein in neue Schläuche füllen, weil der alte löchrig geworden. Ich wünsche von Herzen und darf Ihrem gütigen Versprechen zufolge hoffen, liebster Herr Graf, daß ich bald die Freude haben werde, mündlich mehr hierüber mit Ihnen zu sprechen.

Brinke, 16. April 1816

Seitdem Sie mir von der auch mir sehr am Herzen liegenden Sache des Adels gesprochen und ich so mündlich als schriftlich Ihnen meine Meinung darüber gesagt, habe ich oft darüber nachgedacht, mich aber nur desto mehr in meiner Ansicht gestärkt gefunden, über die ich auch neulich mit unserm Freund Werner Haxthausen sprach, der auf seiner Rückkehr von Berlin einige Stunden hier war.

Keine Art förmlicher Verbindung von unserer Seite kann dem wachsamen Auge unserer zahlreichen Gegner entgehen. Und keine kann ihnen gleichgültig scheinen. Mögen wir die gerechtesten Wünsche auch in bescheidenster Art äußern, so wird die bittere Eifersucht jener Leute doch sogleich in Harnisch gebracht werden. Die Eitelkeit spannt, der Zeitgeist schwellt ihre Segel, der Wahn, daß sie im Kampfe nichts zu verlieren haben, wohl aber viel gewinnen können, gibt ihnen Muth. Ich sage Wahn. Denn es ist ein großer Irrthum von ihnen, nicht einzusehen, daß sie durch den Sturz des Adels im Ganzen nichts gewinnen würden. Aus ihrer Bestimmung gerissen, würden sie an wahrer Achtung mehr verlieren als gewinnen und bei dem neuen Zustand der Dinge, den sie zu befördern trachten, auch erfahren müssen, daß der Staat ohne Adel nicht bestehen kann, dem Despotismus preisgegeben wird oder der Anarchie. Einige Vernünftige unter ihnen sehen das wohl ein, aber wenige. Ich kenne dagegen treffliche Köpfe im Mittelstande, ja Männer, die übrigens gut gesinnt sind, welche, wie die andern vom Schwindel der Zeit hingerissen, den Adel für eine Chimäre oder vielmehr für einen Rest alter Barbarei halten, welcher ausgefegt werden müsse. Das Benehmen der Regierungen zeigt offenbar, daß sie entweder selbst wider den Adel eingenommen, oder daß sie aus Scheu vor dem Zeitgeist ihn aufzu-

geben bereit sind. Der leiseste Schritt von unserer Seite — ich berufe mich auf das, was meiner Meinung nach unfehlbar bald geschehen wird, wofern eine förmliche Verbindung unter Männern von Adel stattfindet — wird eine nicht zu berechnende Reaction hervorbringen.

Die Wuth gegen den Adel ist ein Fieber, welches nicht dauern wird. Man muß den Parorysmus vorübergehen lassen, ehe man Heilmittel anwendet, die den Kranken bis zur Raserei aufbringen würden.

Uns bleibt nichts übrig, als daß Jeder an seinem Theil, im Kreise der Seinen und der Freunde, edle Gesinnung zu hegen und zu verbreiten suche, edle Gesinnung, das heißt wahre Religiosität und jenen Geist edelmüthiger Selbstverläugnung, festen Muthes und bescheidener Würde, welche den Adel charakterisiren müssen; zugleich auch Wetteifer unter uns entzünden, nicht zurückzubleiben in Kenntnissen und Bestrebungen, die das Herz erheben, den Geist schmücken und tüchtig machen zu jedem uns geziemenden Geschäft.

Wie gesagt, die izige Stimmung ist ein Fieber. Der Adel ist in der Natur des Menschen gegründet. Was alle Zeiten kannten und verehrten in allen Ländern, das kann nicht vertilgt werden. Und die Nothwendigkeit des Adels in der Monarchie ist zu einleuchtend, als daß sie lange könnte verkannt bleiben.

An Adam Müller.

Windebye, 25. Juni 1816.

Gott, der Ihnen ausgezeichnete Gaben schenkte und diese heiligte, wolle Sie ein auserwähltes und kräftiges Werkzeug sein lassen in Seiner Hand! Er wolle je mehr und mehr Sie ausrüsten zum Kampfe für das Heilige! Die schwangere Zeit, in welcher wir leben, und Ihre individuelle Beschaffen-

heit und Lage geben Ihnen großen Anlaß. Gott hat große Wunder vor unsern Augen gethan. Er ist aus dem heiligen Dunkel seiner Rathschlüsse hervorgetreten; Sein Arm hat sich offenbart. Schmach und Leiden, die dem größten Theile Europa's widerfahren waren, hatten vorzüglich in Deutschland eine Empfänglichkeit für's Gute bewirkt, und nach vollbrachter Errettung regte sich ein religiöses Gefühl, welches lange geschlafen hatte und fast erstorben schien. Aehnliche Beispiele sehen wir im Buche der Richter. Aber eben diese möchten uns auch die Besorgniß an's Herz legen, daß unser Volk, gleich den Israeliten, nach wunderbarer Rettung bald wieder in den alten, um desto schuldigeren und tieferen Schlaf versinken würde. Diesem Rückfall entgegen zu arbeiten ist jedes Christen Beruf, und wem Gott besonderen Anlaß und vorzügliche Talente gibt, dessen Beruf ist desto entschiedener und heiliger. Mich verlangt sehr, das erste Heft Ihrer Zeitschrift[1] daheim zu finden, das man mir mit Ihrem Briefe nicht übersandt hat.

Gegen Ende künftigen Monats hoff' ich daheim zu sein, das heißt zu Tatenhausen in der Grafschaft Ravensberg, späterhin, nämlich von Michaeli an, in Sondermühlen bei Melle im Osnabrück'schen. Ich melde Ihnen dieß, mein ungesehener aber sehr verehrter und geliebter Freund, weil Sie mir die Hoffnung gaben, mich zu besuchen, wobei Sie bedenken wollen, daß ich im sechsundsechzigsten Jahre des Alters wohl Recht habe, baldige Erfüllung dieser Hoffnung zu wünschen. Meine Frau theilt diesen Wunsch mit mir, und Ihr Brief bürgt mir dafür, daß Ihnen im kleinen Kreise unseres Hauses wohl werden würde. Wir haben Einen Glauben, Eine Hoffnung, Eine Liebe. Der Gott

[1] Der deutschen Staats-Anzeigen.

der Liebe, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der alle Brüder dieses Erstgeborenen mit heiligem und ewigem Bande vereint, hat uns auf besondere Weise einander zugeführt. Darum würde es mir auch eine wahre und große Freude sein, wenn wir uns zu gemeinschaftlichem Bestreben zur Verherrlichung Seines Namens und zum Heile unserer Brüder vereinigen könnten. Ist es Sein Wille, so vermag Er mich auch am Abende meines Lebens noch zu kräftigen, zu ermuntern und zu salben [1].

An seinen Bruder Christian.

Tatenhausen, 15. Oct. 1816.

Christian Schlosser, meines seligen Christian's Freund, hat mir ein treffliches, von ihm verfaßtes Büchlein gesandt: ‚Ueber Staatsverfassung und Staatsverwaltung', aus dem Französischen. Ich sage verfaßt, weil er den Franzosen, der allerdings ein Ehrenmann ist, nur als Einführer seiner Anmerkungen, die an Leib und Geist stärker als der Text sind, gebraucht hat.

An Christian Schlosser in Frankfurt am Main [2].

Tatenhausen, 15. Oct. 1816.

Was in Absicht auf unser Vaterland in den Rathschlüssen Gottes über unsere nach großer und glücklicher Geburt gleichwohl noch schwangeren Zeit beschlossen sei, das verbirgt uns der Vorhang des Heiligthums, der nur im Moment der Entscheidung von oben bis unten aufgerissen wird. Sollten unsere Landsleute, wie Sie so schön sagen, ‚nur den Gott, der im Sturme naht, ertragen, dem, der im Säuseln wohnt,

[1] Auch bei Menge 2, 415.

[2] Aus einer Copie.

ihr Herz verschlossen haben', so würden jene Erweisungen seiner Macht sie sehr strafbar machen, doch diesem Gerichte glaube ich unser Volk nicht gereift.

Auch Sie, liebster Freund, verkennen nicht ‚das edle, unsere Tage auszeichnende Verlangen, zur Religion zurückzukehren'. Ich hoffe, daß es nicht jenem ähnlich sei, welches zu Zeiten der Richter in Nächten des Drangsals Israel durchschauerte und im Sonnenschein sie verließ.

Der Gang, den Gott unter den Nationen wandelt, ist umwölkt. Den Kommenden sieht man nie, ahnet Ihn nur, wir vermögen aber Ihm nachzusehen in den Ereignissen, und so wie wir anizt Ihm nachsehen, mögen wir, glaube ich, mit Moses ausrufen: ‚Herr Gott, barmherzig und gnädig und fromm und treu und geduldig und von großer Gnade und Treue.' Sie sehen, edler Freund, daß und warum ich hoffe. Abgesehen von dieser Ansicht würde mir sonst die Sache des Vaterlandes und die Sache unserer Kirche in Deutschland in hohem Grade gefährdet scheinen.

Aller Augen mußten nach den herrlichen Kriegsereignissen auf Oesterreich gerichtet sein. Aber der gute Kaiser Franz ließ sich verleiten, die erste Krone der Christenheit zu verschmähen, deren uraltes Recht der Schutzherrschaft der Kirche er wenigstens in Deutschland würde haben behaupten können. Ich fürchte sehr, daß izt die österreichische Kirche sich von der deutschen trennen werde, da Trennung von Deutschland eine in Wien beliebte Idee zu sein scheint. Geschieht das, so haben wir bald keine deutsche, nur einzelne, mehr oder weniger gedrückte Kirchen. Mehr oder weniger wird ihnen jeder Verkehr mit dem Oberhaupte der Kirche erschwert werden, in einigen bis zum Schatten hinabschwinden. An Concilien wird nicht zu denken sein, ohne die keine Kirche bestehen kann. Dann würde die unsinnige Idee des Summ-

episcopates, selbst von katholischen Regierungen, zwar nicht ausgesprochen, aber in Anwendung gebracht werden. Dann wäre die Kirche ihrer Unabhängigkeit, ohne die sie als Kirche nicht existiren kann, beraubt.

Alle Idee von wahrer Hierarchie, um die es von jeher in unserm Vaterlande so schlecht stand, würde dann ganz hinschwinden. Und das in einem Augenblicke, der sich einer wahren Erneuung so natürlich darbietet.

Unerläßlich ist die vollkommene Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und des Staats als Staat von der Kirche. Unerläßlich ist daher freies Eigenthum der Kirche. Als Persona moralis muß sie für dieses Schutz beim Staate finden, sowie jeder einzelne Kirchendiener als Bürger für seine Person und für sein Eigenthum. Dieses Eigenthum und dieser Schutz berechtigen den Staat so wenig zur Einmischung in die Verwaltung der Kirchengüter, wie sie ihn zu dieser Einmischung in Verwaltung jedes Privateigenthums berechtigen, geben ihm so wenig die Wahl eines Bischofs zu bestätigen, als er die Besitznahme des väterlichen Erbes dem Sohne des Verstorbenen bestätigt. Als Bürger bleibt aber der Bischof und jeder Kirchendiener in bürgerlicher Beziehung wie jeder Andere dem Fürsten unterworfen.

Die Kirche hätte ihre Armenanstalten, ihre Hospitäler; sie könnte frei erwerben durch Schenkung und Vermächtniß, aber nur wie ein Privatmann erwerben darf, ohne Verletzung der Rechte eines Dritten, und sie müßte jeder Steuer, nur keiner Personalsteuer, unterworfen sein. Ihre geistlichen Waffen müßte sie ungehindert brauchen, aber auch nur diese. Von Anrufung des weltlichen Arms, von Berufung der von ihr geächteten Personen an den weltlichen Arm dürfte nie die Rede sein. Sie muß das Recht haben, wegen böser Sitten, Schriften u. s. w. dem Staate Vorstellungen zu

machen. Hörte er diese nicht, so verführe sie gegen die Schuldigen mit ihren geistlichen Waffen. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt und gewinnt dadurch lebendige Kraft in der ihr gebührenden Region.

Mein Bruder schreibt mir und ich glaube, daß er es von Nicolovius erfahren, Sailer sei vom Könige in Preußen zum Bischofe zu Köln bestimmt gewesen, habe aber den Antrag ausgeschlagen, weil er glaube, sich seinem Vaterlande nicht entziehen zu dürfen. Er mag Recht haben, aber es ist doch sehr traurig. Ich hoffe, daß Nicolovius künftigen Sommer in unsere Gegend kommt. Auf den Mann, der grundredlich und sehr fähig ist, es auch sehr wohl mit den Katholiken meint, müssen Sie wirken, da Sie in nahen Verhältnissen mit ihm stehen durch Ihre selige Base[1], deren Andenken ihm unaussprechlich theuer und heilig ist und mit Recht, denn es war eine schöne und reine Seele. Sie haben ihm doch Ihr Büchlein gesandt?

An seinen Bruder Christian und seine Schwägerin Luise.

Sondermühlen, 9. Dec. 1816.

Das izige Rumoren des Pöbels in England, Franz Burdet und die Menschen gleichen Gelichters scheinen mir nicht gefährlich. Die innere Verwaltung des Landes, wo jeder Ehrenmann ein wachsames Auge auf Unfug, und sobald ihn ein Friedensrichter dazu auffordert, ihm mit der Autorität des Gesetzes zu steuern, das Recht und die Verpflichtung hat, gewährt eine Sicherheit, gegen welche kein Auflauf etwas vermag. Ist auf der einen Seite die Sittenlosigkeit roh und zügellos, so ist doch die Menge der Recht-

[1] Die Tochter von G. Schlosser, die verstorbene Frau von Nicolovius.

lichen und Religiösen auch sehr groß, und diese haben einen politischen und moralischen point d'appui, wie ihn der Pöbel nicht haben kann. Ich bitte Euch, leset Vincke's Staatsverwaltung von Großbritannien (mich dünkt so heiße der Titel). Es ist ein kleines sehr interessantes Büchelchen, das dem Verfasser auf alle Weise viel Ehre macht.

Habt Ihr Chateaubriand's: La monarchie selon la charte gelesen? Es hat meine Erwartung übertroffen. Guckt zwar der Franzos wie in Allem, was er schreibt, durch, so zeigt er doch offenbar die Unvernunft in der Feigheit der Maßregel, nach welcher man den Bonapartisten, um sie zu versöhnen, alle Gewalt in Händen gibt; er zeigt, daß sie, wenn man so fortfährt, eine furchtbare Revolution erregen können und in einem Augenblick alles Bestehende stürzen, obgleich die ohne Vergleichung größte Zahl der Franzosen den Bestand des Jzigen will. Leset ihn doch und laßt Euch durch den Anfang nicht abschrecken.

Der Bruder antwortete am 22. Dezember 1816: ‚Was Du über Chateaubriand's Buch schreibst, ist mir ganz aus der Seele geschrieben. Er hat die Nebel meiner Ansichten zerstreut, meine Zweifel berichtigt und eine große, aber sehr unwillkommene Klarheit über diesen Gegenstand in mir verbreitet. Es ist nur zu unläugbar erwiesen, daß die ganze Tendenz, nicht des größten Theils der Nation, sondern des machthabenden, dahin strebe, den Staat in dem Sinne der Revolution zu steuern und die gewöhnten wohlthätigen Folgen ihrer Greuel nicht verloren gehen zu lassen. Alle größeren und kleineren Beamten sind Bonapartisten, der Priesterstand, sowie der Adel wird systematisch unterdrückt, und wir können uns durch die in den Zeitungen vortönenden Namen überzeugen, welches Gelichters die Männer auf den ersten Plätzen

seien. Selbst die Gebrandmarktesten durch Verrath und sich widersprechende Eide treten gepriesen auf die Bühne und Chateaubriand sagt sehr wahr und sehr witzig, so wie der Hirsch sich durch die Zahl der Enden seines Geweihs ehrenvoll zeige, so brüsteten sich izt die Staatsbeamten mit der Anzahl der von ihnen geschworenen Huldigungseide. Je mehrere, je besser!

Wie konnte eine solche Verblendung denkbar sein nach solchen Prüfungen, nach einem solchen Tiegel der Trübsale, und so weisen Warnungen, wie gewiß nicht ausgeblieben sind? Mir ist's fast ein unumstößlicher Beweis, daß abermals eine Geißel des Allerhöchsten auf Erden erscheinen und die Menschen züchtigen soll, darum ist ausgegossen:

Cet esprit de vertige et d'erreur,
De la chûte des rois funeste avant-coureur.

Auch sehr gut ist, was er über die Besorgniß vor der geistlichen Uebermacht sagt, was auch auf die Furcht vor dem Adel angewendet werden könnte: Ceux qui crient aujourd'hui à l'envahissement du clergé, auraient crié au feu pendant le déluge. Wie mag unsere liebe Montagu sich grämen und die mit ihr gleiches Sinnes sind!'

Sondermühlen, 24. März 1817.

Ich habe den Entwurf der württembergischen Staatsverfassung mit Aufmerksamkeit gelesen. Um sie genau zu würdigen, müßte man die alte Verfassung des Landes dagegen vergleichen können, die bis auf den vorigen König jeder der Herzoge beschworen hat, und ohne deren Beschwörung er, der Verfassung selbst gemäß, nicht als rechtmäßiger Regent angesehen ward. Der Entwurf scheint mir übrigens recht gut, nur haben zwei Dinge mir nicht gefallen. Er scheint mir ad modum der neuen französischen Verfassung der letzten

dreißig Jahre mehr das Gepräge des gelehrten Kiels als des legislatorischen Griffels zu haben, woraus denn auch zweitens folgt, daß er dem Zeitgeiste schmeichelt, indem er die öffentliche Meinung, die der Gesetzgeber hervorbringen muß, als Gönnerin einzuladen scheint.

Die Suspension der Habeas-Corpus-Akte ist in England nichts Neues. Ich meine vor einigen Wochen gelesen zu haben in einer in den Zeitungen angeführten Rede, daß sie schon 19mal suspendirt worden. Sie ist gewiß eines der schönsten Kleinode im Kranz der englischen Freiheit, aber so wie willkürliche Suspension derselben, wenn sie möglich wäre, sie vereiteln würde, so würde sie auch die Verfassung in höchste Gefahr setzen, wenn sie nicht durch Vereinung beider Häuser mit dem Könige könnte suspendirt werden.

Ich glaube, daß Ludwig XVIII. sich auf dem Thron erhalten werde so lang er lebt und nachgibt und dem Zeitgeist huldigt; er untergräbt aber den Thron seines Nachfolgers, nämlich des rechtmäßigen Nachfolgers. Ob Orleans sich draufsetzen werde? Ein Usurpator aus dem Hause Bourbon selbst wäre ein zwiefaches Ungeheuer, aber was läßt sich nicht von einem Sohne von Egalité erwarten? Die schnöde Art, mit welcher unsere Zeitüngler von der trefflichen Herzogin von Angoulême sprechen, die sie immer des Stolzes und der Heftigkeit und verjährter Vorurtheile beschuldigen, ohne Eine Thatsache wider sie anführen zu können, sowie auch ihre tiefe Ehrfurcht für alle durch die verruchte Revolution entstandenen Verhältnisse, sind nur zu sehr allgemeine Meinung in Deutschland wie in Frankreich. Sie können, wenn Gott nicht dazwischen tritt, zu nichts Anderem führen, als zu völliger Auflösung aller politischen Bande, welche seit die Welt steht — mehr oder weniger — Sicherheit gewähren. Sobald man eine

Majesty of the people in dessen Meinungen anerkennt, sanctionirt man schon den Umsturz aller Gesetze, deren Zweck ja nur ist, der brutalen Macht der Menge ein moralisches Uebergewicht entgegenzusetzen.

Mich dünkt, es müsse aus Einem großen Gedanken Alles hervorgehen, aus Einem lebendigen Keim. Dann erstarkt ein Stamm, aus ihm erwachsen Aeste, aus diesen Zweige. Unsere neuen Machwerke werden bei überhandnehmender chimärischer Vorstellung von Gleichheit statt des vollendeten Baumes Ruthen binden, die aus sich gleichen Rüthchen bestehen, ohne Wurzel, ohne Stamm, ohne Aeste; daher, bei einer Menge von Zweigen, ohne Verzweigung.

Sondermühlen, 31. März 1817.

Es ist, dünkt mich, eine schreckliche Nothwendigkeit, in welcher sich anizt Deutschland befindet, Verfassungen machen zu müssen! Wo ist die Autorität, welche überreifen Ländern Vertrauen und Ehrerbietung einflößen soll? Es ist leicht zu sagen:

Auf! meßt dem Junker Kleider
Und meßt ihm Hosen an!

Aber dem polnischen Rocke ist der Junker längst entwachsen und will sich nach eigener Phantasie kleiden. Wenn ich nicht mit Zuversicht hoffte, daß Gott, der im Kriege so viel für uns that, uns auch im Frieden nicht verlassen werde, so möcht' ich schier an der nahen Zukunft verzweifeln. Die Anmaßungen und systematischen Schwärmereien des dritten Standes nehmen gerade die Richtung, die sie in Frankreich nahmen, und nirgends finden sie ein Gegengewicht. Wofern Gott nicht außerordentliche Männer erweckt, die Er beglaubigt, wie nur Er beglaubigen kann, so wird man von systematischen Verfassungen in systematische Verfassungen fallen, die sich in absolute Anarchie auflösen. Die Menschheit sieht

izt einem Alphabet ähnlich, in dem es an nichts als an Vokalen und an großen Buchstaben fehlt, und dazu an Interpunctionszeichen. Lauter Consonanten ohne Consonanz und Fragezeichen hin und her.

Sondermühlen, 8. April 1817.

Allerdings wäre sehr zu wünschen, daß durch den Bundestag allen deutschen Staaten ständische Verfassungen gegeben würden, welche der executiven Gewalt Schranken setzten, und daß so Fürst als Unterthan als letzte Instanz den Bundestag verehren müßten. Aber so lange diese Stände noch nicht organisirt sind und so lange die Competenz des Bundestages noch nicht klar erhellt, sehe ich nicht, mit welchem Rechte er izt zwischen Fürsten und Unterthanen sprechen will. Ich fürchte, daß er sich vom Zeitgeiste führen lasse, der so Viele noch izt mißleitet, die es nicht ahnen, daß die Illuminaten, wie ehemals in Frankreich, mit hohlen Worten täuschen und auf Anarchie und Atheismus hinsteuern. Ich sehe wohl, daß manche Ideen izt erwachen, unter den Wachenden sehe ich aber nicht Einen Mann unter uns, wie wir dessen bedürften.

Christian Schlosser, meines seligen Christian's Freund, hat mir ein kleines gediegenes Schriftchen gesandt, das ihm Ehre macht: über ständische Verfassung. Es ist nur schade, daß es die metaphysische Form unserer deutschen Schriften hat. Man will nicht einsehen, daß man die Ueberzeugung nicht erschweren müsse. Das Schlimmste ist — was freilich unsere Philosophen nicht wissen wollen — daß der Weg strenger Demonstration nur in abstrakter Metaphysik und in der Mathematik zur Wahrheit führt. An dem Mangel dieser Einsicht erkranken wir seit anderthalb Jahrhunderten und in ihm liegt ein Wurm, der aller wahren Philosophie und der Politik tödtlich ist. Das Aas von fünfundzwanzig

Millionen, dessen Gestank Europa vergiftete, hat uns nicht klüger gemacht.

Sondermühlen, 23. April 1817.

Wie wird mein Bruder sich mit mir geärgert haben an Massena's feierlicher Leichenbestattung! Es ist doch gar erbärmlich und gar schlecht! Daß man nicht einsehen lernt, wie schädlich die Feigheit der Schwäche ist! Flagitio additis damnum! sollte man solchen Fürsten zurufen. Und Sieyes, der so lang ruhig in Paris bleiben durfte und nun aus Wahl nach Brüssel zieht, wo er ein Haus gekauft hat! Und Eckmühl, der wieder unter den Marschällen erscheint, die alle Cousins des Königs sind, der sie hätte sollen theils hängen lassen, theils ächten. Ludwig XVIII. untergräbt, wohl vielleicht nicht sich, aber seinem Nachfolger den Thron. Und mehr oder weniger thut das fast jeder König izt durch die erbärmliche, dem Zeitgeist erwiesene Huldigung.

Welche Verspätung des Frühlings! Noch braun der Wald! Noch keine Nachtigall! Der Zeitgeist scheint auch in der Luft zu walten. Sonnenlose und schwankende Witterung setzt uns mehr zurück, als strenger Winterfrost würde gethan haben. Wer, wie Nestor, verschiedene Menschengeschlechter überlebte, der würde auch Analogien zwischen dem Thun und Treiben der Menschen und dem Luftreiche finden, von denen ich Manches ahne.

Sondermühlen, 19. Juli 1817.

Wer an Begriffen wahrer, auf Ordnung, Recht und Gerechtigkeit gegründeter Freiheit hängt, an der Idee einer Harmonie des Ganzen, welche nur aus ungleichartigen Bestandtheilen hervorgehen kann, an der mir immer heller einleuch-

tenden, von allen weisen Heiden behaupteten und durch das Christenthum allein ganz zu realisirenden Idee von göttlicher Anordnung der ganzen Verzweigung der Autorität, der wird als ein Ultra verlacht, und, ich fürchte, verlacht werden bis schon bei halbvollendetem Thurmbau unserer Constitutionsmachereien das arme bethörte Volk Europa's in eine Sprachenverwirrung und Ideenverwirrung wird gerathen sein, die nur durch eisernen Scepter eines oder mehrer Nimrode wird aufhören können.

Dahin muß es kommen — nach vorhergegangenen Gräueln eines Bauern- oder vielmehr Pöbelkrieges, dessen glimmende Asche schon von allen Seiten angeblasen wird — wenn elende eitle Scribenten fortfahren, die öffentliche Meinung zu beherrschen, und die, welche noch Autorität in den Händen haben, dieser vermeinten öffentlichen Meinung feige zu fröhnen fortfahren.

Mit der Zeit fortzugehen ist izt Lob geworden, da doch des Weisen und Edeln Pflicht immer war und ist, sich dem Eigenthümlichen des Zeitgeistes entgegen zu stemmen, weil jede Einer Zeit eigenthümliche Denkart Exceß ist.

Man schmeichelt den Fürsten mit dem Lobe falscher Popularität und diese wissen nicht, wie wankend die Volksgunst sei. Dem Volke wird vorgesagt, daß es mündig geworden und keines zwischen ihm und dem Fürsten vermittelnden Standes bedürfe. Mit Verachtung des Adels tritt die Verehrung und Herrschaft des Geldes ein, mit Zerrüttung der nach und nach aus wahren Bedürfnissen hervorgegangenen Einrichtungen erhebt das Sophistisiren der Aprioristen seine gelehrten und anmaßenden, aber schwindelnden Köpfe, und so geht es bald wie es in Frankreich ging. Schon izt sind Zeitungsschreiber mächtige Demagogen, und wer ein

Journal des Luxus und der Moden schrieb, tritt nun als Lykurg in der Politik, als Orakel in der Religion auf.

Kehren wir nicht vom Vernünfteln zur Erfahrung, vom Stolze falscher Philosophie zur Demuth des Glaubens zurück, so wird ganz Europa in die tiefste Zerrüttung stürzen, aus welcher es dereinst, geläutert und gewitzigt, zu neuem Leben hervorgeht. Das ist meine Ansicht der Zeit. Gott erhalte meinen Kindern ihre Gesinnung! Alles Andere ist nichts! Und wer weiß, ob Er nicht auch noch Männer erweckt, die das Volk aus dem tollen Taumel zu reißen berufen sind, ehe es in das Elend, so ihm bereitet ward, versinkt.

In der Antwort des Bruders vom 27. Juli heißt es: ‚Feder, Tinte und Papier, daraus besteht die heilige Bundeslade unserer Weisen und jedes darin aufgenommene Wort ist von einer solchen Wichtigkeit, daß jeder gleichfalls buchstäbliche Angriff mit Verschwendung von Zeit, Ruhe, Frieden, Gesundheit und Leben gerügt werden muß. Auch Voß soll immer kleine Fehden haben, die Gott sei Dank nicht zu uns gekommen sind. Was Du über die izige Stimmung der Völker und ihren babylonischen Thurmbau sagst, dazu sage ich Ja und Amen. Der Stolz unserer winzigen Giganten, dieser aus der Erde hervorgekrochenen Pilze, und ihr Neid und Groll wider den Adel, wird uns in die Knechtschaft stürzen, so wie sie's in Frankreich gemacht haben. Das Aergste ist, daß sich so Viele des Adels von diesen Leutlein verführen lassen.‘

Sondermühlen, 2. Aug. 1817.

Ach, wenn man doch einsehen wollte, daß die auf Wahnsinn und Neid des izt verkehrten Bürgerstandes zu gründenden Verfassungen alle Stände in's Verderben stürzen müssen. Alle Verfassungsmacherei ist eiteles Beginnen. Der

izige Augenblick brausender Gährung ist durchaus ungeschickt dazu. Die Freiheitsposauner rühmen den König von Würtemberg, der so despotisch, mehr als der Vater, mit Ständen verfuhr, die ihre Rechte nicht aufgeben wollten; der ihnen einen peremptorischen Termin von acht Tagen setzte und dann die Stadt zu räumen befahl. Gäbe man doch Acht, wie bei uns, wie in Frankreich, die Freiheitsherolde jeder Kränkung des Eigenthums und der Rechte Beifall geben, wenn die Gekränkten nicht zum Federvieh gehören.

An Adam Müller.

Sondermühlen, 3. Aug. 1817.

Seit ich im vorigen Sommer, als ich in Holstein war, Ihren lieben herzlichen Brief empfing, dessen Beantwortung Sie hoffentlich erhalten haben, beschäftigte ich mich oft im Geiste mit Ihnen, mein edler Freund, und vorzüglich in dieser letzten Zeit, da ich Ihre ‚Staatsanzeigen‘ las. Durch diese ist mir manches, was ich in einer Art Halbdunkel sah, klar, was ich ahnte, anschaulich geworden. Sie enthüllen den Grundschaden unseres Vaterlandes, indem sie ihn auf die Gottlosigkeit unserer Zeit zurückführen, aus welcher die Verkennung, die Vernichtung und Anfeindung aller Institute, welche unmittelbar aus dem Glauben an Gott, an das Evangelium, an die Kirche Gottes hervorgegangen, herzuleiten sind. Das schon dürre Holz der Zeit ward entzündet durch die französische Revolution, deren Unsinn wir es verdanken mögen, daß Vielen bei uns die Augen aufgingen, und daß die Verstockten es nicht wagen durften, das Werk des Verderbens bei uns auszuführen. Doch unterließen und unterlassen sie es nicht, unsern politischen und christlichen Bestand zu untergraben.

Als, nachdem wir ‚Schmach wie Wasser getrunken‘ hatten,

uns das französische Joch so wund gedrückt hatte, daß wir im Gefühle unseres Wehes und unserer Ohnmacht uns wieder zum Gotte unserer Väter wandten, als Gott unsern Muth erhob, weil wir demüthig geworden waren, da ging uns eine Sonne des Heils auf. Unsere Fürsten und Heere sahen wir im Staube liegen vor dem Gotte unserer Väter, den stolzen Feind besiegen, unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Fürsten und Heere gaben Gott die Ehre; ja jene schlossen einen heiligen, auf das Evangelium geschlossenen Bund, und die Verstockten knirschten zwar mit den Zähnen, verbissen aber schweigend ihren Groll. Man durfte hoffen, aber wie schnell verflüchtigte sich dieser ‚neue' nicht ‚gewisse' Geist!

Gott möchte wohl wie ehemals durch den Propheten Hoseah ausrufen: ‚Was soll Ich dir thun, o Ephraim? Was soll Ich, o Juda, dir thun? Eure Frömmigkeit ist wie eine Morgenwolke, wie früher, bald hinschwindender Thau!' Mit Stolz rühmten wir uns unserer Siege, welche unsere Demuth erkämpft hatte! Welche Ungerechtigkeit erlaubte man sich gegen Sachsen, gegen minder mächtige Reichsstände! Wie gab man den Einrichtungen, die der arglistige Tyrann geordnet hatte, feierliche Sanction! Wie ward und wie wird so gar nicht an die Wiederaufrichtung ‚der zerfallenen Hütte David's' gedacht! Wie wird der Anlaß zur Erneuerung der alten Verfassung mit etwa einigen nothwendigen oder doch ersprießlichen Veränderungsbestimmungen zur Vollendung des Umsturzes derselben mißbraucht! Wie wird so ganz im Geiste der Revolution verfahren! Wie, weil wir Gottes schon wieder vergaßen, schmiegen sich unsere Gewaltvertreter und Gesetzgeber vor dem frechen Zeitgeiste, dessen Organe unsere elenden Zeitungsschreiber sind, die das Volk vergiften und sich furchtbar machen unseren

Fürsten! Das Zischen, Bellen und Gellen dieses Gezüchts darf unsere Regierungen mit Dreistigkeit höhnen, die Könige Europa's laut schmähen, der Religion unter dem Namen Mysticismus spotten, die Grundsätze der Revolution ohne Scheu verbreiten, Gift und Galle gegen England speien und gegen die Bourbons, alle Rechtlichgesinnten Ultras nennen, und seitdem es Bonaparte, weil er gestürzt ist, nicht mehr anbetet, dem Schergen der Revolution Bernadotte huldigen. Ist es nicht charakteristisch für unsere Zeit, daß ein ehemaliger Journalist des Luxus und der Mode, als bedeutender Wortführer in Angelegenheiten der Politik und der Religion auftritt? Wahrscheinlich weil Politik zur Mode ward, und Religion ihm ein Luxus scheint.

‚Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen,' und solche reden Sie, edler Freund! Nächst Ihren eigenen kräftigen Aufsätzen haben die von Hofrath von Schütz und noch mehr als die Schützischen die Untersuchung über Landstände und Volksvertretung vom Herrn Beckedorf mir große Freude gemacht. Wer ist dieser Beckedorf?[1]

Sollte die große furchtbare Lehre, welche uns gegeben ward, an uns verloren gegangen sein? Wie fürchterlich würde die nothwendig werdende zweite sein! O daß Sie mir eine tröstende Hoffnung mittheilen könnten! Wissen wir gleich, daß ‚denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken müssen', so mögen wir doch erschaudern bei dem Gedanken eines vielleicht nahen tiefern Abfalles von Gott, einer totalen Zerrüttung. Denn mag man nicht auf einen

[1] Anhalt-Bernburgischer Hofrath und Hofmeister des Erbprinzen. Später Generalbevollmächtigter der Berliner Universität. Convertirte 1827.

großen Theil der Unsrigen das Wort anwenden: ‚Der Hund frisset wieder, was er gespien hat, und die Sau wälzet sich nach der Schwemme wieder in dem Koth‘!

Sie werden mit Liebe diesen Herzenserguß eines Sie verehrenden und liebenden Freundes aufnehmen, der Ihnen von ganzer Seele den Segen Gottes zu Ihrer verdienstvollen Arbeit wünscht. Gott sei mit uns und mit den mehr als ‚sieben Tausend, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor dem Baal‘ des Zeitgeistes! Ich umarme Sie von ganzem Herzen [1].

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, 15. Nov. 1817.

Die Nachricht vom Tode der englischen Kronprinzessin scheint mir ein großes und große Besorgnisse mit sich führendes Ereigniß. Sie, die sehr geliebt ward, heftete auf sich die Hoffnungen der Engländer, die dem weiblichen Scepter so hold sind. Es gährt dort und ich fürchte, daß es mehr gähren werde. Keine sichere Erwartung beruhigt die Gemüther, kein Pitt lenkt das Steuer, kein Burke gibt der Wahrheit einleuchtendes Licht und erschüttert mit Donnern der Beredsamkeit so Parlament als Volk. Ach, sollte diese Verfassung, die einzige, die je diesen Namen verdiente, einstürzen, wie würden unsere izt werdenden Constitutiönchen von Papier, ein Spiel des Windes, umherfliegen!

An einen geistlichen Freund.

Sondermühlen, 13. Jan. 1818.

Wenn der sterbende Oxenstierna ohne Zweifel mit ironischem Scherzgefühl zu seinem Sohne sagte: Fili, parva sapientia regitur mundus, so können wir ohne Gram nicht

[1] Auch bei Menge 2, 458–462.

sehen weder auf das, was geschieht, noch auf das, was unterlassen wird.

Es kommt mir manchmal so vor, als wenn unsere Machthaber mit banger Rücksicht auf das Geschrei unserer Zeitüngler und anderer Scribler gleichen Gelichters das große, mehr als je auf einer Messerscheide stehende zweifache Interesse der Kirche und des Staates wahrnehmen, das heißt verwahrlosen. Dieses scheint mir gleichwol bei dem tiefen Gefühl verletzter Eitelkeit der Franzosen, ihrem Durst nach Rache und ihrer Thätigkeit, ernste Maßregeln zu erfordern, und die Vernachlässigung des kirchlichen Interesses ist desto unverantwortlicher, da wir einen Papst haben, der mit Weisheit, Eifer und Bescheidenheit so bereit ist, Alles zu thun, was er vermag, um die tiefsten Wunden der Kirche zu heilen. Mit einem Worte: Wenn Gott, wie er sichtbar gethan hat, selbst hervortritt, einem Volke den Muth erhebt, den Arm stärkt, das zerknirschte Gefühl vieler Tausende sich gefallen läßt und sich als Retter offenbart, nach der Rettung aber wieder die vorige schlechte Gesinnung sich zeigt, was läßt sich dann erwarten? Indeß muß doch Jeder festhalten an den rechten Grundsätzen, nie die Hoffnung aufgeben, die Stimme der Wahrheit opportune et importune erschallen lassen. Und wer angestellt ist, der wolle nicht aus zwar gerechtem, aber doch zu überwindendem Ekel sich dem Dienste des Vaterlandes, dem Dienste Gottes entziehen. Bei so vielem Niederschlagenden hat das baierische Concordat mich so erfreut, wie ich darüber erstaunt bin. Wird der Bundestag sich nicht erkühnen, der Preßlicenz Schranken zu setzen? Bleibt diese wie sie ist, so bereitet sie eine grauenvolle Revolution. Laßt die Seemächte das Meer von Seeräubern reinigen und uns nicht die Arme in den Schooß legen, wenn Mordbrenner unsere Hütten und unsere Tempel bedrohen!

An seinen Bruder Christian und seine Schwägerin Luise.

Sondermühlen, 3. März 1818.

Was unsere politischen Angelegenheiten betrifft, so bleiben mir nichts als Wünsche im Allgemeinen. Nur auf Gott kann ich hoffen, daß Er, der allein es vermag, das Chaos entwickeln und eine bessere Welt daraus hervorgehen lasse. Wo ich so wenig Gesinnung sehe, da achte ich alle Constitutionen für nichts. Ueberhaupt können nicht Weisheit und Tugend aus politischen Formen hervorgehen, sondern gute Verfassungen aus Weisheit und Tugend. Seit der französischen Revolution wird man nicht müde, die Pyramide auf die Spitze stellen zu wollen. Was ist doch wohl einleuchtender, als daß das Große der bürgerlichen Gesellschaft darin besteht, daß durch sie der rohe Volkswille dem Willen von Wenigen unterordnet werde, deren idealische, aber durch weise Gesetze genau bestimmte und balancirte Macht der physischen Gewalt des Volkes Obstand halte. Man möchte ebenso gut die Pferde auf den Bock setzen und die Menschen anspornen, als, wie in der That schon geschieht, sich der blinden Menge fügen. Man meint, das Volk werde durch Uebung der Gewalt mündig werden; aber man erklärt ja doch Kinder nicht für mündig, um sie auf einmal weise zu machen. Die alten Republiken sind dadurch alle zu Grunde gegangen; gleichwohl konnten die niedrigsten Bürger weit eher politische Kenntniß erwerben und üben, da selbst ihre sogenannten Demokratien in der That Oligarchien waren, indem wenigstens vier Fünftel der Bevölkerung aus Sklaven bestand, welche die Feldarbeit, wie die Handwerke für ihre Herren trieben. Die gerühmte Freiheit der Griechen und Römer beruhte auf der abscheulichsten Tyrannei der Knechtschaft.

Unter den Angesehensten der Bürgerschaft herrscht vielfach ein anspruchsvoller, eitler, schwungsüchtiger, dabei in

jeder Hinsicht unedler, gehässiger Geist, dem nach zeitgemäßen Ansichten von den Regierungen auf feige Art gehuldigt wird. Ich weiß, daß der Adel nicht ist, was er sein sollte, aber es bleibt immer eine große Institution dieser Anspruch auf erblichen Edelmuth, auf Verachtung des Todes und des Gewerbes.

Sondermühlen, 10. März 1818.

In Dänemark ließ die herrschende Meinung selbst der Besten sich täuschen von einem Schein in manchen Dingen, der nur Schein war. Möge das in gewissem Grade nicht auch in Deutschland, dem Herzen Europens und in Europa überhaupt wahr werden. Aus Deutschland muß Heil oder Unheil für Europa hervorgehen. Falscher Patriotismus hat Dänemark viel geschadet; viel mehr würde er uns izt schaden im Augenblick der Entscheidung für Jahrhunderte. Von den papiernen Verfassungen, daher auch vom Bundestage erwarte ich nicht viel. Was nicht aus innerer Gesinnung hervorgeht, hat keinen Bestand, und unsere Machthaber, die es gut meinen mögen, begeben sich des Rechts, eine Gesinnung zu haben, indem sie sogar in Worten — was hier mehr ist als in der That — dem Schwindel huldigen, den man öffentliche Meinung nennt, d. h. Meinung der blinden Menge und Meinung eines leidenschaftlich gestimmten Augenblicks der blinden Menge. Daß dieser zu steuern die eigentliche Idee der Regierung sei, scheint man ganz zu vergessen. Ludwig XVIII. verdiente der Held der europäischen Farce zu sein. Du siehst auch, wie die Zeitungen ihn erheben! Indessen untergräbt er durch feige Nachgiebigkeit den Thron, auf dem seine Klugheit und Umsicht ihn selbst wohl erhalten werden. Es scheint ja nun ausgemacht, daß das Occupationsheer zurückgerufen werde. Es wird mich nicht wun-

dern, wenn unmittelbar nachher Ludwig XVIII. dem Geschrei der Jakobiner nachgibt und die Schergen Napoleon's, Davoust à la tête, mit dem rasenden Räuberheere gegen uns losläßt. Vielleicht bedürfen wir dieses Heilmittels, da wir weder durch Erfahrung klüger, noch durch Schmach demüthig, noch nach der Rettung von Gott dankbarer, noch nach Heldenthaten edler geworden sind.

Sondermühlen, 19. Sept. 1818.

Vorigen Mittwoch Vormittags gegen 11 Uhr kam unser lieber Christian Bernstorff und verließ uns gestern Freitag nach dem Frühstück. Es war mir und uns Allen eine große Freude, ihn wieder zu sehen. Er bringt, indem er eine schwere Bürde übernimmt [1], in der Hoffnung, viel Gutes zu wirken (oder Böses abzulenken), ein großes Opfer. Es ist weit mehr, als ich von Berlin erwartet hätte, daß man einen so durchaus reinen Mann so zu schätzen wußte. Er wird der preußischen Diplomatie eine Würde geben, ihr ein Vertrauen erwerben, deren sie, so lange ich mich zu erinnern weiß, ganz entbehrte. Aber eben daher wird er eine starke Partei gegen sich haben und der gelehrte Pöbel wird ihm als einem Aristokraten sehr abhold sein.

Sondermühlen, 9. Febr. 1819.

In Preußen ist die ganze Verwaltung des Innern in Humboldt's Hände gerathen, der viele Fähigkeiten, aber durchaus keine Grundsätze hat. Und wann bedurfte es der Grundsätze mehr! Es war erfreulich zu sehen, wie Bernstorff's Berufung alle Guten aufrichtete und die Schlechten niederschlug.

[1] Er wurde preußischer Staats- und Cabinetsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

13. Febr. 1819.

Ich weiß nicht, ob ich Euch schon schrieb, daß Niebuhr seinem Briefe nach über die öffentlichen Angelegenheiten gerade so denkt, wie wir.

Der Brief Niebuhr's an Stolberg, worauf sich diese Aeußerung bezieht, ist aus Rom vom 8. December 1818. ‚Meine Haare,' sagt Niebuhr, ‚müssen nicht grau werden können, sonst wären sie es vor den Jahren geworden, und seitdem um das gedemüthigte und geschändete, zu dem Herrlichsten berufene Vaterland — wie es vor sechs Jahren zeigte, was unser Volk ist. Graf Bernstorff hat eine furchtbare Stelle übernommen: er soll, für seinen Theil, ein ihm fremdes Volk retten. Sechsjähriger Dienst hatte mich nicht im fremden Lande eingebürgert: ich kannte kein anderes Vaterland, als das Land meiner Liebe, England, und, wie phantastisch es klingt, das alte Rom. 1813 ward ich Preuße, wie es ein geborener sein kann und dieß jetzt blutende Vaterlandsgefühl ist mein errettetes Kleinod aus jener Zeit. Jetzt wird ein Ausländer nicht leicht so einheimisch. Ich wünsche, daß Graf Bernstorff sich seiner alten Gesinnungen gegen mich erinnern möge, aber mir wohl zu wollen darf man freilich kaum vor gewissen Leuten bekennen. Die ganze Stimmung der Zeit ist mir grausenvoll. Unsere Deutschen, sowie sie sich verlauten lassen, mißfallen mir durchaus. Der böse Geist der Revolution hat bei uns (im weitsten Sinne) wie in Frankreich seine Ketten wieder gebrochen. Die Regierungen taumeln schlaftrunken oder schnarchen. Wo ist Weisheit? Und sie liegt so nahe! Hundertmal habe ich angefangen, die einfachste Wahrheit niederzuschreiben, wie Jeder sie sehen muß, der im Alterthum und in England nicht fremd ist, aber die Gewißheit hat mich zurückgehalten,

daß die Machthaber, die unser Schutzengel doch möglicherweise auf gesunde Ideen bringen könnte, sicher verwerfen würden, was ich ausspräche. Denn die Aussicht, von unsern Jakobinern gesteinigt und von den Burschen verbrannt zu werden, die schreckt nicht so sehr. Ein Lied ‚von Vaterland und Sieg und Freiheit' werde ich ‚dem kleinen Marcus früh und heiß' dennoch singen, wiewohl es unserer Zeit ein Gespötte sein würde. Denn so weit sollen sie uns doch nicht plündern, daß wir unsere Heiligthümer fahren lassen, weil sie sie zu Scheusalen machen. Am Namen meines Marcus haben Sie mit jenen Versen einen großen Antheil. Meine Frau dankt Ihnen liebend, wie wir von Ihnen (wie oft!) reden, für Ihre Erinnerung an ihr Kindesalter Sie vergißt nicht wer Sie sah.'

In demselben Briefe finden sich auch merkwürdige Aeußerungen Niebuhr's über Wessenberg. ‚Welche Folgen wird denn der Handel dieses Mannes haben? Längst haben Sie die gewechselten Schriften. Was Sie vielleicht wissen, aber aus den Schriften selbst nicht ganz ersehen können, ist, daß man ihn hier erst schrecken, und da dieß nicht gelang, sich gar zu gern gütlich mit ihm setzen wollte. Es hätte nur einer ehrerbietigen und demüthigen Erklärung von ihm bedurft, damit Alles friedlich in Ordnung gebracht wäre: er hätte nur aussprechen müssen, daß er auf die Würde eines Capitularvicars keinen Anspruch mache, wenn der hl. Stuhl ihm mißtraue, und sich übrigens erklären, wie es ein jeder katholischer Geistlicher muß thun können, wenn er nicht als ein ehrlicher Mann sich für einen Protestanten erklären will, und Alles ward ausgeglichen und er ward Bischof. Mögen Katholiken diese Furchtsamkeit des römischen Hofs tadeln — das ist unsere Sache nicht zu beurtheilen. Ein unbefangener Protestant kann aber

die nicht billigen, welche Katholiken heißen wollen, um Pfründen zu besitzen und als Bischöfe zu gebieten, die unwahr gegen den römischen Stuhl und gegen ihre Gemeinde verfahren, wäre es auch subjectiv nach guter Absicht, und an dem Streit zwischen der Pontifical- und Episcopal-Gewalt können wir Andern uns gar nicht interessiren. Was Lessing darüber vor 40 Jahren sagte, bleibt ewig wahr. Und dann ist es einem ordentlichen Manne, zu welcher Kirche er auch gehört, bis zur Empörung schmerzlich, den reinsten und mildesten aller Päpste, der sich als Held und Märtyrer gezeigt hat, angreifen zu sehen. Hätten diese Leute Gefühl, so sollten sie doch wenigstens abwarten, bis Er in die Ruhe eingegangen sein wird, wonach Er sich sehnt. Besser ist Er denn doch zehntausendmal als alle diese. Er stand unerschüttert vor Bonaparte, um kein Unrecht zu thun: die Herren waren nicht so halsstarrig. O der Kühnheit, sich jetzt gegen die päpstliche Macht zu erheben — die kaum noch athmet.'

An Professor Schmülling in Braunsberg.

Sondermühlen, 23. Febr. 1818.

Mein Aufsatz über den ‚Zeitgeist', den ich in Adam Müller's ‚Staatsanzeigen' abdrucken lasse, erscheint auch in besonderem Abdruck. Praktischen Erfolg verspreche ich mir nicht davon, aber meine Ueberzeugung vom Stand der Dinge wollte ich doch aussprechen; ich fühlte mich dazu, wie zu einem Glaubensbekenntniß, innerlich genöthigt. Wie weit ich im Rechten bin, wird die Zukunft lehren; mir graut's vor einer Entwickelung des staatlichen Lebens, in der sich Alles immer mehr vom Christenthum loslöst und die schließlich in einen vollständigen Atheismus und — in Verbindung damit — in einen Militairdespotismus auslaufen wird.

Der Zeitgeist steht im Gegensatz zum Geist des Evangeliums und die Machthaber und Gesetzgeber fügen sich ersterem oder huldigen ihm gar öffentlich. Immer zählen, nie wägen, darin besteht, wie ich gesagt, die politische Weisheit der neuern Staatskünstler. Meine Mahnung am Schluß werden sie belächeln.

Diese Mahnung Stolberg's lautet: ‚Möge heilige Furcht Gottes diejenigen leiten, denen das übermenschliche Geschäft der Wiederherstellung des vaterländischen Wohlseins obliegt! Möge diese heilige Furcht sie vor jeder Menschenfurcht sichern und vor falscher Scham, diesem Rost der Seele! Dann werden sie im Vertrauen auf Gott, gerecht und erleuchtet von ihm, weise sein. Dann auch werden sie mit kräftigem Ernste beherzigen den Zustand der verwahrlosten, zerrissenen, beraubten, zum Theil fast hirtenlosen Kirche Deutschlands. Dann werden sie Gott geben was Gottes, den Fürsten was der Fürsten ist und jedem das Seine.'

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, 15. März 1818.

Die Sache von Claus Harms [1] kann von bedeutender Tragweite werden, nicht bloß in religiöser, sondern zugleich auch in vaterländischer Beziehung. Ich freue mich des muthigen Bekenners und lese alle Schriften pro und contra, deren ich habhaft werden kann.

‚Harms' — hatte der Bruder aus Windebye geschrieben — ‚ist das Gespräch des ganzen Landes und in der That ist's ein merkwürdiger Mann. Ein wahrer, ächter, eifriger Christ, dessen Predigten, von der Kanzel und gedruckt, einen unglaublich mannigfaltigen Segen verbreiten. Die Neo-

[1] Prediger in Kiel.

logen und alle Prediger, deren Kirchen unbesucht bleiben, hatten längst einen giftigen Haß auf ihn geworfen, er glaubte durch eine öffentliche Aufforderung und dadurch zu bewirkende Sonderung der Christen und Unchristen Nutzen zu schaffen und gab so wie Luther 95 Thesen gedruckt heraus, die hauptsächlich den Zweck haben, zu zeigen, wie weit sich die izt überhand nehmende neue Lehre von der Lehre Luther's entfernt habe und vom ächten Christenthum wenig zurückgeblieben sei. Er spricht besonders auch von der Funkischen Bibel und von dem Greuel, daß solche durch ein, dem Waisenhause in Altona gegebenes Privilegium von dem Staate begünstigt und verbreitet worden sei, mit edler Freimüthigkeit. Diese Thesen, vorzüglich aber in ihnen der ächt christliche Prediger, werden nun von allen Seiten und großentheils mit einer wahren Wuth angegriffen. Auch ich fechte für Harms wo ich dazu Anlaß habe, ob ich gleich Dir im Vertrauen gestehe, daß seine Thesen mit mehrerem Ernst, größerer Sorgfalt, weiserer Menschenkenntniß und feinerem Tact hätten abgefaßt sein können.'

Sondermühlen, 28. März 1818.

Ich komme zurück auf die Sache von Harms, die mich sehr interessirt. Speien gleich die Uebelgesinnten — denn treulose, meineidige Lehrer sind doch wahrlich übelgesinnt — Gift und Galle gegen ihn, ist gleichwohl ohne Vergleich bei weitem die Mehrzahl der Prediger wider ihn, so wird die so gerechte als laute Rüge des heillosen Unfugs der Ungläubigen ihres Zwecks nicht ganz verfehlen. Ja sie würde ihn unfehlbar erreicht haben, wenn nicht von Zeiten der Revolution an sich die meisten Menschen daran gewöhnt hätten, auf keine Grundsätze mehr zu achten. Das ‚ja, ja, nein, nein' sind schwankende Ausdrücke geworden. Ja sie

waren es schon vor der Revolution und dieses Schwanken brachte den Taumel der Revolution herbei. Konnten Männer, die nicht schlecht sein wollen, sich so verblenden, daß sie die Religion, welche sie zu lehren sich eidlich verpflichtet hatten, untergruben, so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß anizt der Ausdruck Legitimität mit Hohn gebrandmarkt und jeder rechtlich Gesinnte Ultra gescholten wird.

An seine Schwester Catharina.

Sondermühlen, 28. März 1818.

Mit großem Interesse las ich Ammon's ‚Bittere Arznei' ꝛc. Dieser Ammon, wie Du ohne Zweifel wirst gehört haben, war eines der dreistesten Häupter der Neologen, und wie frank und frei erklärt er sich nun für den Augsburgischen Lehrbegriff und spricht mit Wärme von den Hauptwahrheiten des Glaubens! Da er auch die Unredlichkeit der falschen Lehrer rügt, so bin ich sehr verlangend, seine Antwort auf Schleiermacher's Schrift zu lesen, der ihm so freundlich den Dolch in's Herz stößt. Schleiermacher erscheint sehr unedel; übrigens weiß er sich zu verschleiern, scheint auch nicht sowohl gegen die Theses und deren Inhalt zu zürnen, ja er drückt sich über Manches recht gut aus; nur die treffende Rüge der Vereinigung beider protestantischen Parteien hat ihn erbittert. Pastor Ludwig's Schriftchen zeugt von reiner Absicht, edlem Eifer und ernster Trauer über den Unfug der Neologen. Landvogt Behrens sagt als gläubiger, wohlunterrichteter Laie und als Rechtsgelehrter treffliche Sachen. Seine Schrift wird kräftig wirken. Er muß ein sehr braver Mann sein. Du siehst, daß ich in der Harm'schen Sache sehr bewandert bin. Sie wird viel Segen stiften. Schon ist das gut, daß ‚Vieler Gedanken offenbar werden'. Sie wird vielen Mißleiteten die Augen öffnen. Möchte nur auch

die Regierung aufmerksamer werden und Ernst zeigen. Das Verfahren der bei Weitem größten Zahl Eurer Geistlichen ist doch im höchsten Grade verrätherisch und meineidig. Aber wahr ist dagegen, daß, wofern nur solche, die aufrichtig die symbolischen Bücher beschwören, angestellt werden sollen, sich die Geistlichkeit beider Herzogthümer wohl auf ein paar Dutzend herumziehender Missionäre beschränken würde, was indessen dem izigen Zustande doch weit vorzuziehen wäre, denn die Wölfe in Schafpelzen sind ärger, wenn man sie zu Hirten macht, als der Mangel an Hirten. So wie es ist, kann es nicht bleiben und wird es nicht bleiben, und es ist uns verheißen, daß Ein Hirt und Eine Heerde sein soll.

Sondermühlen, 20. Juni 1818.

Nicolovius wünscht den Sommer einen Flug in diese Gegend zu machen, weiß aber nicht, ob er es glauben darf. Er äußert Unzufriedenheit und Kummer über die herrschende Gesinnung, bleibt aber immer voll Hoffnung auf die Jugend. Ich gestehe, daß die Art und Weise der Bildung, die man ihr zu geben sucht, mir nicht einleuchtet. Mir fällt oft ein, was Kleuker zu Studenten sagte, die auf ihre Ehre pochten: ‚Meine Herren, noch haben Sie gar keine Ehre, Sie sind hier, um sich fähig machen zu lassen, Ehre zu erwerben.‘ Man macht es mit der Jugend wie mit dem Volk; beide erklärt man für mündig. Doch ist der Unterschied, daß die Jugend einmal mündig sein wird, die plebs aber als plebs keiner Mündigkeit fähig ist.

An Adam Müller[1].

Sondermühlen, 14. Oct. 1818.

Die Scharteke von Krug und andere ähnliche Urtheile über Ihr, Haller's und Schützen's System haben mir weh-

[1] Aus einer Copie.

gethan, weil sie bei aller ihrer Oberflächlichkeit, ja eben durch ihre Oberflächlichkeit geeignet sind, auf den großen Haufen der Leser zu wirken, und was die Hauptsache ist, weil mir scheint, daß Sie und Ihre genannten Freunde durch Paradoxa und Uebertreibungen im Ausdruck jenen Ihren unwürdigen Gegnern Waffen in die Hand geben. Wer wie ich im Grunde mit Ihnen und Ihren Freunden gleicher Meinung ist, wem wie mir Vieles, was ich mehr ahndete, als wußte, durch Sie klar geworden, den stoßen jene Paradoxen und Uebertreibungen nicht unmittelbar, nur mittelbar in der Seele des großen Haufens thun sie ihm wehe. Ich sage, lieber Freund, daß mir Vieles klar geworden. Lange nicht Alles, weil die Gegenstände ihrer Untersuchungen großentheils außer meinem Gesichtskreise liegen und es in meinem Alter schwer wird, sich in einer bisher fremd gebliebenen Region zu orientiren. Was mir aber klar ward in Ihren Ansichten, das bürgt mir auch für den Werth des Uebrigen, und es ist herzerhebend für mich, in Ihnen einen kraft- und geistvollen Athleten zu sehen, der in dieser für Deutschland, ja für Europa schwangeren Zeit einen so ausgezeichneten Platz einnimmt unter den Kämpfern für Wahrheit und Recht, welche unter Michael's Anführung (Offenbar. 12) dem geängsteten gebärenden Weibe beistehen gegen den Drachen, der auf die Geburt der Leibesfrucht lauert, um sie zu verschlingen.

Ihrer freundlichen Einladung gemäß wünsche ich, wenn mir Gott Etwas in den Sinn geben will, Ihnen einen weitern kleinen Beitrag[1] zu senden. Weit mehr aber wünsche ich, edler Freund, daß Sie Ihre westphälische Reise ausführen und mir die Freude geben, Sie von ganzem Herzen zu umarmen.

---

[1] Für Müller's ‚deutsche Staats-Anzeigen'.

An Friedrich Perthes in Hamburg[1].

... 1818.

Ich weiß wohl, daß in einem Theil unserer deutschen Jugend von jenen herrlichen Jahren der Behauptung unserer Freiheit her ein guter, sehr edler Geist sich reget. Aber es ist doch nicht der natürliche Weg, daß ein Volk von Unten her soll erleuchtet werden, von der Jugend, und daß die Männer sich wie Kinder begeifern. Auch die besten Jünglinge bedürfen des Rückhaltes, des Beispiels, der Leitung, und sie hören so viel von ihrer Trefflichkeit, daß ihnen die Köpfe leicht umgehen mögen. Wo es an Aeltesten fehlt, da fehlt es der Jugend an Schutz gegen den Wind, wie jungen Bäumen, wo keine alten Stämme sind. Die freche Irreligion ist geschwichtiget worden, aber was so viele der Zeitschriftler uns für Religion geben wollen, ist flache Moral, deren Wurzel, dem Boden christlichen Glaubens entzogen, in der Luft schwebend bald hindorren muß. Unter dem Namen Mystik, die man mit Schwärmerei verwechselt, wird der Glaube an die Geheimnisse verhöhnt, die Glaubenslehren werden Meinungen genannt! Auf so ekelhafte als der herrschenden Mode schmeichelnde Weise äußert sich das beliebte, weil wohlfeile und seichte Conversationslexicon über Religion und Politik.

Harms ist ein kreuzbraver Mann. Ich würde wie Sie glauben, daß er da, wo er izt steht, nicht könne stehen bleiben, wenn die Menschen consequenter wären, als sie sind. Die an so vielen Orten gelungene Vereinigung der beiden protestantischen Parteien zeigt, wie wenig es den Meisten um den Glauben Ernst sei, wenn sie es auch gut zu mei-

[1] Aus einer Copie. Vergl. Perthes 2, 273.

nen — meinen. Von Harms bin ich übrigens versichert, daß es ihm um die Wahrheit wahrer Ernst sei.

Das Bedürfniß einer Kirche wird von Vielen tief empfunden, aber sie können sich nicht verhehlen, daß der Begriff einer Kirche nicht rein erfaßt wird, noch angewandt werden kann, wo Jeder den Anspruch behält, sich der Autorität der Kirche in Glaubenslehren entziehen zu können. Warum soll nicht ein solcher Christ in der Lehre des Abendmahls calvinisch sein können und lutherisch in der Lehre der Gnadenwahl? Luther und Calvin konnten beide irren und machten keine Ansprüche auf Unfehlbarkeit, daher konnte es nicht fehlen, daß beide Parteien sich in viele Nebenparteien verzweigten, bald so, daß ihre Verzweigungen gegenseitig in einander liefen, bald aber so, daß sie je mehr und mehr mit wilden Ranken in die sogenannte natürliche Religion übergingen. Wo blieb nun die Idee einer vom Sohne Gottes gestifteten Kirche?

Diese wird bestehen bis an's Ende der Tage; ob aber die andern in sie zurückfließen, oder in den Sand menschlicher Meinungen sich verlieren werden? Gott weiß es allein.

An seine Gemahlin.

Brinke, 2. Febr. 1819.

Man kann nicht aufmerksam genug auf die Verschwörung der Geheimbündler sein, noch auch laut genug darauf aufmerksam machen, da sie noch besteht und wahrscheinlich bestehen wird bis an den jüngsten Tag. Der Illuminatismus wird nicht aufhören, da das Evangelium nicht aufhören wird. Und die Organisation, die er zu unserer Zeit erhielt, wird nicht veralten, so wenig wie der Teufel, sein Vater, den er läugnet.

An seine Schwägerin Luise.

Sondermühlen, 20. März 1819.

Mein Bruder wird mit mir sich geärgert haben über die neuen Pairs. Wie mag Portalis zu Muthe sein, wenn er bei einem Montmorency zu sitzen kommt? Und die zurückberufenen Königsmörder? Jarry schreibt, sie hätten den 21. Januar zu ihrem Einzuge in Paris gewählt. Ich kann mir doch kaum vorstellen, daß mehr als etwa Einige das gewagt hätten. Die Gährung wird immer größer. Die morsche Stütze feiger Nachgiebigkeit des Königs, den man le bâton de la vieillesse de la révolution nennt, wird wohl noch kaum sein Alter vor der Entthronung schützen, deren Furcht einzige Triebfeder seiner Handlungen zu sein scheint.

Gott wolle die Uebel abwenden, welche der zügellose Geist unserer so anspruchsvollen, seichten, von Gott entfremdenden Zeit herbeiruft.

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, 6. April 1819.

Kotzebue's Ermordung wird Euch, wie uns, entsetzt haben. Eine grauenvolle Erstlingsfrucht des tollen Schwindelgeistes, die einen schrecklichen Herbst droht, wenn die Feigheit unserer Regierungen fortfährt, mit Ludwig XVIII. in Gefälligkeit gegen den Jakobinismus zu wetteifern. Nach menschlicher Ansicht der Dinge sehe ich keine Rettung für Deutschland. Die öffentlichen Verhandlungen der Kammern in München, in Carlsruhe, in Stuttgart u. s. w. entzünden einen Geist der Zwietracht und der Empörung, der dem Pandämonium in Paris nachäfft. Man wird inne werden, was man that, als man in dieser Zeit der Gährung die Verheißung funkelnagelneuer Constitutionen unter das Volk

hinwarf! Eine Idee, die mir von Anfang an Ekel und Grauen erregte. Hätte man die große Idee der Landwehr angenommen, dadurch sich in Stand gesetzt, die Abgaben auf die Hälfte zu verringern und mit einigen Modificationen die ächten deutschen Verfassungen hergestellt, so hätte man, geleitet von Erfahrung und Billigkeit, etwas Großes und Heilsames für Jahrhunderte bewirkt. Das verfluchte a-priori-Wesen, welches aus Verstandesbegriffen Alles modeln will, und die Leidenschaften nie in Rechnung bringt, ist die Seuche, die wir, der furchtbaren Erfahrung ungeachtet, uns aus französischem Pestgifte einimpfen. Ist es nicht so weit mit uns gekommen, daß die Burschenschaft als eine ehrwürdige Macht angesehen wird, Knaben, die kaum der Ruthe entwuchsen? Der Elberfelder Zeitüngler sagt: Stourdza habe, weil er gesagt, diese Burschenschaft hege aufrührerische Gesinnung, weil er sie also des Hochverraths fälschlich beschuldigt habe, Strafe des Hochverraths, Viertheilung verdient. Und eben dieser Zeitüngler rühmt die Weisheit Ludwig's, der seines Bruders Mörder aus der Verbannung heimruft.

Sondermühlen, 10. April 1819.

Aus meinem letzten Briefe wirst Du gesehen haben, wie wir so ganz aus einem Gesichtspunkte die Geschichte des Kotzebue'schen Meuchelmordes ansehen. Der Mörder, Sohn frommer, herrnhutischer Eltern, ein achtzehnjähriger, sanftgearteter und in seinen Sitten, wie man sagt, tadelloser Jüngling, war und ist noch izt berauscht von dem Bierrausche unseres izigen volksthümlichen Schwindels der Unabhängigkeit, dem die Professoren eine Form zu geben wissen, wie schon Kant that. Diese Classe will herrschen und herrscht schon wirklich. Sollte irgendwo sich ihren tollen Anmaßungen

ein Staat widersetzen, ohne gleich Anfangs kräftige Maßregeln zu ergreifen, so würde sich auf den Universitäten ein Fehmgericht constituiren, dessen unbärtige Minosse Richter und Schergen zugleich sein würden. Der tollste Geist spricht sich allenthalben laut aus. Der Elberfelder Zeitüngler meint, die Nachwelt werde entscheiden können, ob der Mörder Kotzebue's als Held oder als Meuchelmörder anzusehen sei. Warum die Nachwelt? Wird sie mehr von den Umständen des Ereignisses wissen, als unsere Zeit? Ohne Zweifel, weil der absurde kantische Traum immer zunehmender Vollkommenheit der Menschheit, ein Traum, der Europens Dasein zerrüttet, noch immer geträumt wird. Hast Du Kleuker's treffliche Schrift über das Ja und Nein u. s. w. und seine Abhandlung über den alten und neuen Protestantismus in den Kiel'schen Blättern gelesen? Kleuker hat mir beide gesandt. Es wird nun ohne Weiteres in den meisten deutschprotestantischen Ländern der Rationalismus gelehrt, d. h. die Religion, welche keine Richtschnur als die Vernunft anerkennt und kein Hehl hat, daß sie Jesus Christus für einen ausgezeichneten Naturalisten anerkennt und für weiter nichts. Die Professoren und Prediger nennen sich gleichwohl christlich, weil sie von der Religion, die sie stürzen wollen, ernährt werden; schwören auch auf die symbolischen Bücher und erklären sich lange nicht so ehrerbietig wie die Muselmänner für unsern Heiland, den diese für einen heiligen Propheten, jene für einen von Vorurtheilen seiner Zeit befangenen Mann halten. Diese elenden Verräther sind immer zugleich die schwärmendsten Demokraten, weil sie zum Hohn alles Geschichtlichen auf ihre Fieberträume sowohl Religion als Verfassung gründen wollen.

Auch in Heidelberg herrscht die zügellose Schreib- und Schwatzlicenz. Ich meine Dir neulich geschrieben zu haben,

daß ein Docent, ein junger Doctor der Philosophie in Heidelberg, à table d'hôte gesagt habe, es würde nicht besser werden in Deutschland, bis zweimalhunderttausend adelige Köpfe sprängen.

Sondermühlen, 23. April 1819.

Ich lege einen Auszug aus einem Briefe unserer Montagu an Sophie bei, weil das, was sie von der Herzogin von Angoulême sagt, Euch erfreuen wird. Sie ist ein Engel unter Ungeheuern oder elenden Schwächlingen. Der Zeitgeist schmähet sie, weil er sie fürchtet, fürchtet sie, weil wahre Größe selbst Franzosen imponirt.

Die Zeitungen, welche Kotzebue's Ermordung gern als eine isolirte Handlung darstellen wollten und auf alle, welche von einem Complot sprachen, ihre Galle ausschütteten, müssen nun selbst bekennen, daß ein anderer jenaischer Student in Dresden Stourdza ermorden wollte, und weil es ihm nicht glückte, sich erstach. Sie verschweigen aber, daß dieser Selbstmörder, am Tage, da Kotzebue in Mannheim gemeuchelt ward, in Dresden sagte: Heut geschieht etwas Großes! Die Wuth gegen Kotzebue kommt daher, daß er vor etlichen und zwanzig Jahren in seinem ‚Bahrdt mit der eisernen Stirn' die vornehmsten Illuminaten an den Pranger stellte[1].

Ob Ludwig's XVIII. gewandte Feigheit ihn, so lange er noch leben kann, auf dem Thron erhält? Wer vermag es zu sagen! Aber wenn nicht etwa Orleans als Verräther des königlichen Hauses den Thron besteigt, so glaube ich nicht, daß die Bourbons sich behaupten werden. Dann werden alle Gräuel der Revolution erneuert werden, ein Zustand, dem unsere gelehrten Schwätzer mit grimmiger

[1] Diese ‚Wuth' hatte aber doch noch andere, tiefere Gründe.

Begier entgegensehen, weil sie von ihm Deutschland's und Europens Heil erwarten.

Sollte aber Gott auch solche Wünsche vereiteln, so ist doch gewiß, daß der Schwindelgeist allgemeiner Anmaßung und das eigensüchtige politische Getreibe die Nation durch und durch verderbt. Bei Erwägung des pro und contra der verschiedenen Constitutionen begeht man noch immer, trotz der fürchterlichen Erfahrung unserer Zeit, den Fehler, daß man nach metaphysischen Abstractionen urtheilt und die Leidenschaften nicht in Anschlag bringt. Die politischen Leidenschaften sind aber gerade die verderblichsten, weil sich an Neid und Schwungsucht nährenden. Auch heften sie so sehr die Gemüther an das Zeitliche, daß sie die Gottesvergessenheit, welche die bittere Wurzel aller Uebel ist, geradezu befördern.

Der Bruder erwiederte: ‚Du schriebst neulich: Kotzebue habe sich vorlängst schon durch seine Aeußerungen in dem „Bahrdt ꝛc." die Häupter der Illuminaten zu Feinden gemacht. Das ward mir um so viel auffallender, da mir vor einigen Tagen der Landgraf sagte, die Illuminaten trieben ihr geheimes Spiel ärger als je. Namentlich wären die Jahnischen Turner eine untergeordnete Classe der Secte. Eine Thatsache, die er mir erzählte und mir den Beweis vorlegte, ist höchst merkwürdig. Es haben zu Anfang des Winters einige Personen hier in den Herzogthümern Briefe mit der Post empfangen, die nur ein gedrucktes Octavblatt enthielten, in Versen, die eine wahre Aufforderung zum Aufruhr aussprachen. Es war eine Diatribe gegen die Fürsten und besonders gegen die Zwingherren, die ihren Fuß auf den Nacken der Bürger und der Bauern setzten. Da nun die Fürsten die Ketten nicht lösten, so müßte das Volk selbst thätig sein, um sich Freiheit und Gleichheit zu ver-

schaffen. Höchst sonderbar aber ist, daß dieses Blatt mit einigen Zeilen begann, die vollkommen wie Musik geschrieben waren mit einem Musikschlüssel an der Spitze. Der Landgraf weiß bestimmt, daß eine Hauptchiffre der Illuminaten wie Musik geschrieben werde. Das Blatt, das er mir zeigte, hat ein Prediger mit der Post zugesandt bekommen. Auf der Aufschrift steht über Hamburg und auf der leeren Seite des Zettels steht, nicht gedruckt, sondern geschrieben: Brutus, du schläfst! Der Prediger hat sogleich das Blatt an das Obergericht gesandt und eidlich bezeugt, daß er nicht den entferntesten Verdacht hegen könne, wer der Uebersender sei. In Berlin, so stand in einem Briefe an den Landgrafen, haben sehr viele Studenten durch schwarze Kragen an ihren Röcken die Trauer für Sand angelegt. Ich fürchte sehr, man betreibe die Sand'schen Abhörungen mit absichtlicher Lauigkeit. Hatte man nicht begründetes Recht, z. B. eine Aufklärung über das in seinem Busen gefundene chiffrirte Blatt zu fordern und dann die Wahrheit seiner Aussagung durch weiteres Forschen zu prüfen? Gewiß will man nichts finden.

An seinen Sohn Cajus.

Brinke, 14. August 1819.

Die demokratisch Gesinnten geben sich nun Mühe, das unmündige Publikum glauben zu machen, die ganze in Berlin vorgeblich entdeckte Verschwörung sei die Erfindung aller Minister, aller Finsterlinge und aller Ultras in Berlin. Was kann man nicht dem befangenen Publikum weismachen? Nach menschlichem Ansehen stehen uns Gräuel der Revolution bevor, aber Gott kann dem bösen Geiste der Zeit Einhalt thun. So wie die Verblendung, welche sich durch wahnsinnigen Egoismus auf der einen Seite und

durch kurzsichtige feige Unentschlossenheit auf der andern Seite zeigt, wie mir scheint, als ein Gericht Gottes anzusehen ist, kann er auch diesem Geiste wie den tobenden Wogen des Meeres gebieten: ‚Bis hieher und nicht weiter! Hier soll sich brechen deiner Fluthen Stolz.‘ (Hiob.) Dem sei wie ihm wolle, so müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten mitwirken, und wer der guten Sache standhaft treu bleibet, und einen guten Kampf kämpft, der kann nicht erliegen, wenn er auch zu erliegen scheint. Zu diesem Kampfe möchte wohl das aufblühende Geschlecht der Guten berufen sein. Gott gebe ihm Kraft, Bescheidenheit, Demuth, Weisheit, Heldenmuth, Glauben und Liebe.

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, . . . 1819.

Ich habe in diesen Tagen ein Büchlein gelesen, welches der Verfasser, A. Müller, mir gesandt hat, und das ich Euch empfehle: ‚Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften ꝛc. ꝛc.‘ Es ist ein gediegenes Büchlein, welches die Gottlosigkeit und daher Nichtigkeit unserer herrschenden Begriffe von Staat u. s. w. in ihr wahres Licht stellt. Ich sage Gottlosigkeit, insoferne Alles, was ohne Gott geschieht, ohne Rücksicht auf Ihn, Alles, was nicht von Gott hergeleitet wird, gottlos genannt zu werden verdient.

Wie sehr das, was der Landgraf Dir erzählt und mitgetheilt hat, mich interessire, bedarf ich Dir nicht zu sagen. Es gibt ein neues Siegel der Bestätigung dem que je me tue de dire seit beinahe dreißig Jahren und was jeder Tag mehr bewährt. In einer kleinen Schrift, die ich bis auf die noch zu schreibende Vorrede vollendete, schrieb ich noch vorgestern: ‚daß Kinder der Finsterniß, welche sich

die Erleuchteten nennen, ihr nächtlich begonnenes Werk immer dreister betreiben, und die verblendete Feigheit Derer, die ihnen steuern sollten, Verräthern das Ohr leiht, die mit schamloser Tücke den dauernden Bestand dieser Rotte läugnen.' Dieses kleine Schriftchen ‚Von der Liebe' handelt von der Liebe zu Gott. Ich hoffe, daß es Dir Freude machen werde. Da der erste Theil meiner ‚Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift' noch nicht im Druck vollendet erschien, und ich schon etwa ein Drittheil des zweiten Bandes fertig habe, ließ ich dieses Werk ein wenig liegen, um jenes zu schreiben, dessen Ideen mich seit einiger Zeit sehr beschäftigt hatten, so daß ich wirklich gedrungen dazu ging und von der Liebe con amore schrieb, so tief ich auch empfinde, daß ich selbst von dem Ziele, das ich darstelle, noch entfernt bin.

Die in diesem Briefe genannten Schriften waren Stolberg's letzte Arbeiten auf kirchlichem Gebiet.

Drittes Buch.

Arbeiten auf kirchlichem Gebiet.

Stolberg's bedeutendste Arbeit auf kirchlichem Gebiet ist bekanntlich die ‚Geschichte der Religion Jesu Christi', ein für die Wiedererweckung ernster kirchen-historischer Studien und vor Allem für die Neubelebung christlicher Gesinnung epochemachendes Werk. Es umfaßt in fünfzehn Bänden zunächst die Geschichte des alten Bundes, die erste große Weltepoche der Verheißung und Erwartung des Erlösers, dann die Zeit der Erfüllung, die Geschichte der Evangelien, und die fernere Entwicklung des Gottesreiches, die Geschichte des Wachsthums, der Gefahren und Rettungen der Kirche bis zum Beginne des allgemeinen Concils zu Ephesus im Jahre 430, dem Todesjahre des heiligen Augustinus. Aus den Urtheilen und den Nachrichten berufener Zeitgenossen, die wir anführen werden, läßt sich am besten erkennen, mit welcher Freude das Werk allgemein begrüßt wurde, welche Eigenthümlichkeiten desselben in Vergleich zu früheren Darstellungen den meisten Eindruck machten, und welchen Einfluß es ausübte. Für Stolberg selbst war es ‚in Absicht auf seine Gesinnungen und sein Interesse' das eigentliche Resultat seines Lebens.

Wir hören von diesem Werke zuerst in einem Briefe

Stolberg's an seine Schwester Catharina vom 7. Decbr. 1804. ‚Vor fünf Tagen,' schreibt er, ‚habe ich eine Arbeit angefangen, die ich wohl drei Monate in Petto trug: Eine Geschichte der Religion Jesu Christi. Ich fasse die Sache in dem Gesichtspunkte, in welchem die Religion der harrenden Erzväter, der harrenden Israeliten und der glaubenden Christen Eine Religion ist, und wandle izt in den kühlenden Schatten des Paradieses. Ich denke die Arbeit bis an's Ende des dritten Jahrhunderts nach Jesu Christi Geburt, das heißt bis zur Zeit zu führen, da das Christenthum allgemein ward.' ‚Es ist mir eine große Freude,' schrieb ihm sein Bruder, dem er über sein Unternehmen berichtete, ‚daß Du einen so würdigen Gegenstand Deiner Bearbeitung gewählt hast, und ich bin ganz Deiner Meinung, daß eine solche Geschichte der Religion Jesu Christi von Anbeginn an, denn im Anfang war das Wort, geschrieben werden müsse. Aber ich empfinde ganz die Schwierigkeiten, die sich Dir entgegenstellen werden, besonders nachdem der schöne Strom des ersten Weltalters sich in Sandwüsten verlieret, wo nur selten in einem verborgenen Thale der Lauf des klaren Wassers sich wieder zeiget. Doch mir ist nicht bange, Du wirst wohl der reinen Quelle, in welches Geäder sie sich auch verbreitet, zu folgen wissen.' ‚In der Ansicht des von mir unternommenen Werkes,' heißt es in der Erwiederung, ‚haben wir uns so sehr begegnet, daß ich gleich nach dem ersten Abschnitte, der die Einleitung enthält, den zweiten mit den Worten anfange: ‚Im Anfang war das Wort' und später auf jene: ‚Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde' komme. Es ist unglaublich, welches helle Licht von Wahrheit der heil. Schrift entstrahlt, wenn man theils den Zusammenhang der Geschichte, theils die Uebereinstimmung der Lehre, theils beider Harmonie,

endlich die mit ihr verglichenen Data aus Annalen der Natur und der Menschheit zusammen nimmt. Aber die Gelehrten haben es noch nicht begreifen können, daß das gesunde Auge, gleich dem Hohlspiegel, die zerstreuten Strahlen in Einem Punkt auffasse. Sie spalten und spalten, bis sich auch das letzte Atom in Schatten verliert.'

Was Alles hierfür zu leisten ihm vorschwebte, ersieht man am deutlichsten aus der Einleitung des Werkes.

,Wem es gelänge,' sagt er, ,gedrängt und vollständig die in der Schrift enthaltene Geschichte in Verbindung mit der auf dieser Geschichte sich gründenden Religion auf eine des so erhabenen als reichhaltigen Gegenstandes nicht zu unwürdige Art darzustellen, der würde zeigen, wie mit sich entwickelnden Schicksalen der Menschheit, nach unwandelbarem Plane der erbarmenden Vorsehung Gottes, sich zugleich die Endabsicht Gottes mit dem Menschen immer mehr enthüllte, bis die Zeit erfüllet ward. Er würde zeigen, daß die göttlichen Offenbarungen sich sowohl an Einfalt als an Hoheit, an Allgemeinheit und an individuellstem Interesse für jeden Einzelnen so sehr von allen andern Schriften unterscheiden, wie das himmlische Licht der Sonne von dem irdischen Licht, und daß alle menschliche Weisheit, mittelbar oder unmittelbar, diesem Quell entflossen sei. Er würde zeigen, wie das Buch, welches seit Jahrtausenden schlechtweg das Buch genannt, an dessen Wahrheit seit Jahrtausenden geglaubt wird, allein das Räthsel der menschlichen Natur, die das Thier mit dem Engel verbindet, auflöse; wie es allein Aufschluß gebe über Zeit und über Ewigkeit, über die Schöpfung und über den Schöpfer, über den Ursprung des nicht zu läugnenden Uebels in der Welt und über die Wiederherstellung des Menschen zu ursprünglicher Würde. Er würde zeigen, wie das Buch die Punkte

angebe, auf welche die Ueberlieferungen der alten Völker und die Forscher menschlicher Schicksale und des Entstehens der Nationen zurückweisen. Er würde zeigen, wie die im Buch enthaltenen Nachrichten über Bildung der Erde und des Menschen, über den ersten Zustand von diesem und über dessen Verfall, über eine allgemeine Wasserfluth und über das neue, Einem zweiten Stammvater entsproßte Geschlecht, sich mehr oder weniger, lauterer oder trüber in den ältesten Ueberlieferungen der am weitesten von einander entfernten, am frühesten von einander getrennten Völker wieder finden. Er würde auch in den sprachlosen Jahrbüchern der Natur, in Bergen, Klüften und Meeren offenbare Zeugnisse für die Wahrheit einer Schrift finden, deren Urheber die Berge gründete und den Meeren das Bett aushöhlte.'

Dazu käme der Nachweis, wie die zu verschiedenen Zeiten geschriebenen, auf so verschiedene Weisen verfaßten Theile der heil. Schrift ‚alle von Einem Geiste belebt werden, vom Geiste ununterbrochener, genauester Beziehung auf Gott, vom Geiste der Gottesfurcht und Gottseligkeit'. Vor Allem auch der Nachweis, ‚wie alle Theile dieses Buches, vorzüglich durch Eine Hauptbeziehung, auf's Genaueste mit einander verbunden seien durch Beziehung auf Jesum Christum, den Gesalbten Gottes, den Heiland Israels, den Heiland des Menschengeschlechtes! Und wie ohne Ihn die ganze heilige Schrift weder Zusammenhang noch Zweck habe! Nicht ohne Ihn, der der Verheißungen, der Religionsgebräuche, der Nationalerwartung, der Sehnsucht harrender Männer Gottes beständiger Gegenstand und der Endzweck aller Führungen des Volkes Gottes war.'

‚Alle Bücher des alten Testamentes,' fährt er an einer andern Stelle fort, ‚sind voll von Beziehungen auf den nach und nach sich entwickelnden Plan Gottes in der Religion.

Wir finden Beziehungen durch Sinnbilder auf Lehren, die noch im Dunkeln standen, auf Geschichte, die noch künftig war. Wir finden sinnbildliche Anordnungen, welche sich auf die Anstalten des neuen Bundes beziehen, Anordnungen, deren Sinn den Zeitgenossen entging, die ihm gleichwohl durch demüthige Unterwerfung zum Segen gereichen sollten. Dieser Beziehungen sind so viele, sie sind in der Folge von Jahrhunderten, während deren Gottes Plan sich entwickelte, so sichtbar geworden, und die Worte oder Erzählungen oder beschriebenen Dinge, welche diese Beziehungen enthalten, wären zum Theil so zwecklos ohne sie, daß es wahrer Unsinn sein würde, diese Schriften, deren jede, von der andern gesondert, Räthsel aufgibt, welche der Zusammenhang des Ganzen löst, für ein nach und nach entstandenes Machwerk des Truges zu halten. Um desto mehr, da alle diese Beziehungen des alten Bundes auf den neuen sich in heiligen Büchern finden, welche das jüdische Volk so eifrig aufbewahrt und vor Verfälschungen sichert. Ohne den offenbaren Umstand dieser Aufbewahrung, welche so sehr in den Plan Gottes gehört, würden alle Feinde des Christenthums die Christen so vieler Fälschungen beschuldigt haben und noch beschuldigen, als ihnen Sinnbilder, Vorbilder, Weissagungen im Wege sind. Da nun aber die Aechtheit der heiligen Schriften nicht bezweifelt werden kann, so ist es eine so unbegreifliche als unselige Verblendung, wenn man in ihnen ein großes organisches Ganze nicht gewahr wird, dessen Seele Glaube, Hoffnung und Liebe ist: Liebe zu Gott, welcher Seinen Sohn verhieß und Ihn gab, Liebe zum Nächsten, dessen Vater der ewige Vater ist, dessen Bruder der ewige Sohn ward, der ein Tempel des heiligen Geistes werden kann.'

‚Wer mit Aufmerksamkeit' — begründet er in weiteren Ausführungen über den Charakter der Bibel — ‚die heiligen

Schriften liest, der wird bei jedem von ihnen nicht genug bewundern können, wie inhaltsvoll sie in wenigen Worten und gleichwohl nicht in gedrängter, sondern in traulicher Sprache der lautersten Einfalt sind, wie sie in so leichten Umrissen die Menschen lebendig und kräftig darstellen, wie sie die erhabensten, zum Theil neue Begriffe so rein erfassen und in so schlichten Worten.'

‚Wie wir die Fassung eines Edelsteins rühmen, wenn sie so wenig wie möglich das Kleinod bedeckt, sondern nur es zart umgibt, so besteht gewiß die höchste Vollkommenheit des Ausdrucks darin, daß er den Gedanken, die Empfindung rein darstelle ohne mindesten Zusatz und ohne Verdunkelung. Wer lehrte Matthäus den Zöllner, wer den Fischer Johannes diese höchste Vollkommenheit? Wer gab ihnen dieses Siegel des Göttlichen, wie kein Mensch es zu geben vermag?

‚Erhaben in edelster Einfalt, reich und gewaltig und freundlich und hehr wie die Natur, immer mehr gewährend, je mehr man von ihr empfing, wunderbar in ihrer Mannigfaltigkeit wie in ihrer Einheit, wunderbar und wahrhaft wie die Natur, säugt die heilige Schrift an mütterlichen Brüsten die Kinder frommer Einfalt, und an ihren Tiefen staunt anbetend der Weise. Sie umfasset Zeit und Ewigkeit; in menschlicher Sprache stellt sie das Göttliche dar, unerreichbar in ihrer Hoheit und traulich sich herablassend zum Hirten auf der Flur und zum zarten Kinde, „aus dessen Munde der Herr Sein Lob Sich bereitet".'

‚Sie bietet sich dar dem Umnachteten zur Leuchte, dem Irrenden zum Leitstern, dem Trauernden zum Trost, dem frommen Dulder zum Kelche des Heils, dem Kranken zur Arznei, uns Allen zum Führer auf schmalem, gefährdeten Pfade zu den Hütten des ewigen Heils.'

‚Der Unendliche und der Mensch sind der Inhalt der heil. Schrift, und indem sie dem Wahrheitsuchenden sein eigenes Herz mit ihrem Lichte beleuchtet, gibt sie auch dadurch einen kräftigen Erweis von der Wahrheit dessen, was sie vom Unendlichen ihm kund thut. Was den Geist des Menschen erleuchten, was seinen Willen schmeidigen, lenken, locken, was sein Herz erschüttern, schmelzen, entflammen mag, das findet man bei ihr und in lebender Urkraft nur bei ihr.‘

‚Wer von den heiligen Schriften sich entwöhnt, der entwöhnt sich vom Leben der Seele. Glücklich, wenn er noch bei Zeiten inne wird, daß die Welt, sei es mit ihren Lüsten, sei es mit ihrer Weisheit, ihm nur Hülsen bot, bei denen der unsterbliche Geist verschmachtet.‘

Stolberg wollte durch sein Werk vor Allem die durch den ungläubigen Geist der Zeit irregeführte und entchristlichte Jugend ‚zu den wahren lebendigen Quellen des Heils, zum Gehorsam unter dem Glauben und zur Liebe der in ihren Lehrentscheidungen unfehlbaren Kirche zurückführen.‘

‚Ich empfinde tief,‘ schreibt er, ‚und mit einem Gefühl, welches mir bei dieser Arbeit, die ich im einsinkenden Alter meines Lebens freudiger als irgend eine andere vorher übernahm, manchmal die Freude trübt und den Muth mir anficht, ich empfinde tief, wie weit ich von meinem Ziele zurückbleiben müsse, wie weit ich selbst dann zurückbleiben würde, wenn ich mit weit mehr Kenntnissen versehen, mit mehr Kräften ausgerüstet, mich an einen so viel umfassenden Gegenstand gewagt hätte. Könnte ich indessen in diesen Zeiten des Leichtsinns, der Vielwisserei und der Unkunde des Wissenswürdigsten auch nur Einige, vorzüglich Jünglinge bewegen, die heilige Schrift mit Unbefangenheit zu lesen und dem Wehen des Geistes, welches aus ihr geht, sich nicht zu ent-

ziehen, vielmehr Ihn, je nachdem sie Seiner inne würden, immer ernster und herzlicher um Licht anzurufen und um Kraft, dem erkannten Lichte gemäß zu wandeln, so würd' ich mich glücklich schätzen, diese Blätter vor den Stufen des Altars der Religion niederzulegen, der Religion, die allein dem Geiste des Menschen, der in irdischer Hülle brennenden Durst nach ewigen Gütern mit sich umherträgt, genügen kann!'

‚Es ist eine traurige und ernste Betrachtung für den von der Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeugten und von den unendlichen Erbarmungen Gottes, so sie uns enthüllt, gerührten Christen, wenn er sieht, wie der Unglaube sich so thätig erweiset, um das Ansehen der göttlichen Offenbarung zu untergraben, dem menschlichen Geschlechte seine wahre Würde zu nehmen, ihm das Ziel seiner Laufbahn zu verrücken, ihm die Ruh' im Leben, den Trost im Tode, das Heil, zu welchem Gott durch dieses Wort einladet, zu entreißen. Ich weiß nicht, ob man sich mehr über das freche Erkühnen solcher Spötter wundern und betrüben soll, oder über die Gleichgültigkeit, mit welcher so viele Christen dem Bestreben jener ruhig zusehen.' ‚Wenn es sich mit dem Heile, welches Gott uns darbietet, wie mit andern Gütern verhielte, deren Erlangung ganz außer unserm Wirkungskreise liegt und die dem nicht Hoffenden wie dem Hoffenden auf gleiche Weise zu Theil werden oder vorenthalten werden können, so wäre selbst dann noch die Bemühung, uns einer Hoffnung zu berauben, welche ewiges Heil zum Gegenstande hat, ein menschenfeindliches Bestreben. Da aber Gott nach anbetungswürdigem Rathschluß einer unendlichen Weisheit und durch Erbarmungen einer unendlichen Liebe Anstalten zum Heile des gesunkenen Menschengeschlechtes getroffen hat, kraft welcher wir durch Glauben an Den, der allein das Dasein in Ihm Selber hat, durch Hoffnung in Seine

Verheißung, durch Liebe zum Urquell alles Schönen und aller Liebe, zur Vereinung mit Ihm gelangen können, so beraubt derjenige, welcher uns den Glauben an diese Anstalten nimmt, uns nicht nur des Trostes und der Freude, welche die Hoffnung des angebotenen Heiles uns gewährt, sondern des ewigen Heiles selbst.'

Warnend und flehend wendet er sich insbesondere an die deutschen Jünglinge, sich doch nicht ‚hinreißen zu lassen vom sadducäischen Geiste der Zeit, und nicht zu wähnen, daß Machtsprüche von Sophisten aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts darum ein höheres Ansehen haben, weil sie so spät gesprochen wurden.'

‚Jeder Wahn,' sagt er treffend, ‚hatte einst den Reiz der Neuheit, und Meinungen, welche Jahrtausende lang von allen Nationen geglaubt wurden, haben für den unbefangenen Menschen zwar dadurch noch keinen Charakter ausgemachter Wahrheit, aber wofern nicht vernünftige Gründe dawider streiten, eine große Wahrscheinlichkeit.'

‚Der anmaßende Geist unserer Sophisten muß schon dadurch verdächtig scheinen, daß sie den wahren Vortheil unserer spätern Zeit, welcher darin besteht, daß wir die Weisheit der ganzen Vorwelt offen vor uns liegen haben, nicht benutzen und dieselbe verachten, weil sie solche nicht kennen. Sie verschreien als saure Herlinge die Trauben, weil sie ihnen zu hoch hängen. Da sie nun keine wahren Angaben haben, welche unsern Vätern gefehlt hätten, so blenden sie die unerfahrene Jugend mit gewissen Formen der Dialektik.'

Und die Jugend ‚läßt sich leicht dadurch blenden, theils weil es gemächlich scheint, die Weisheit so leicht zu erwerben, theils weil es auch der Eitelkeit des Jüngers schmeichelt, seinen Lehrer, den Koloß eines Jahrzehnts — dergleichen wir zu unserer Zeit so viele sich erheben und einstürzen

sahen — für weiser als Platon oder Leibniz zu halten, theils weil diese neue Philosophie die Lüste so wenig anficht und dem Dünkel so schmeichelt.'

‚Wer ihren verlarvten Aberwitz, der sich Weisheit nennt, es sei in der künstlichen Verkettung ihrer Sätze oder in ihren sichtbaren Wirkungen auf Sitten und Verfassungen, beurtheilt, der wird leicht inne werden, ob von dieser Afterweisheit gesagt werden könne, was ein Apostel von der wahren Weisheit sagt: „Die Weisheit von oben her ist zuvörderst keusch, ferner friedsam, gelinde, folgsam, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden Denen, die den Frieden lieben."'

‚Welche Früchte gebiert,' fragt er die Schwester Catharina, ‚die falsche welttrunkene Aufklärung? wie schimpfen und schelten die sogenannten Weltweisen sich gegenseitig aus, wie aufgebläht sind sie in ihrem Stolz und Hochmuth! Und welche Entdeckungen schuldet ihnen denn eigentlich unsere gegenwärtige Zeit?'

‚Haben wir etwa neue Angaben in der Philosophie erhalten über die geheime Verbindung der geistigen Wesen unter einander oder über deren Wirkung auf die Sinnenwelt? Sind unsere Weisen von gestern her weiser als Bacon und als Newton? als Pascal und Fenelon? als Leibniz und Haller? Ehemals gewann das Reich der Philosophie gleichsam unter Folgen von Dynastien, wo der vollendete Jünger die Kenntnisse des Meisters und dessen Erfahrungen nützte und anwendete und gelehrige Jünger wieder bildete. Jzt werfen sich Emporkömmlinge auf, sie verachten Alles, was die vorige Zeit uns gab, sie schmeicheln den Lüsten und der Eitelkeit einer unmündigen Menge, ein luftiges Lehrgebäude entsteht nach dem andern, der Baumeister wird vergöttert

und erlebt es noch, daß man ihn vergißt. Diese Machtwalter im Reiche der Weltweisheit folgen schnell auf einander, wie die Kaiser Roms im dritten Jahrhundert, werden heute ausposaunt und morgen ausgeklatscht.'

‚Ich möchte in meiner Religionsgeschichte,' wiederholte er kurz vor dem Erscheinen des ersten Bandes im Jahr 1806, ‚der von falscher Lehre trunken gewordenen Jugend unter Anderm auch die Erkenntniß des göttlichen Wortes: an ihren Früchten sollet ihr sie erkennen, predigen. Nur diejenige Religion kann die wahre sein, welche Liebe und Friede gebiert, sich auf Wahrheit und auf Liebe gründet.'

‚Wahrheit, Reinheit, Liebe ist das Wesen der Religion Jesu Christi, wie Licht, Reinheit und Wärme das Wesen des Sonnenstrahls.'

‚Die Religion, welche auf Reinheit dringt, Mittel zur Reinigung des Herzens darbeut und die Wirksamkeit dieser Mittel bewährt, muß die wahre Religion sein.'

‚Wer sich nur davon überzeugt, daß die Religion Jesu Christi die Menschen besser macht, als sie ohne dieselbe sein würden, der muß, wenn er an einen Gott glaubt, ein Christ werden, so wie er auch nicht anstehen darf, unter den verschiedenen christlichen Religionsparteien derjenigen beizutreten, deren Tendenz am richtigsten dahin geht, die Veredlung der Menschen zu befördern, und welche daher die besten Menschen bildet.'

‚Wir müssen eifrigst forschen nach der wahren Religion, und wer die wahre Religion und die wahre Kirche erkannt hat, darf nicht zweifelhaft sein über das, was zu thun ihm obliegt.'

‚Man liebt die Wahrheit nicht, wenn man ihr Alles aufzuopfern nicht bereit ist, wenn man, es sei in Absicht auf Glaubenslehren oder auf die Sittenlehre, der Erleuchtung ausweicht, weil sie uns in unserer Ruhe, in diesem oder

jenem Genuß des Lebens stören, die Verhältnisse unseres irdischen Lebens verrücken könnte. „Heilige sie in Deiner Wahrheit!“ So betete Jesus Christus, ehe Er in den Todeskampf ging, für die Seinen zum Vater. Wehe uns, wenn wir Sein Gebet an uns vereiteln! Wir vereiteln es, wenn wir irgend Etwas der Wahrheit vorziehen. Sie ist die „Eine köstliche Perle“, deren keiner werth ist, der nicht bereit ist, Alles zu verkaufen, um sie zu erwerben.‘ ‚Wer im Besitze der Wahrheit des Glaubens ist, der ist auch im Besitze wahrer Freiheit.‘

‚Mögen wir glückliche Kinder der katholischen Kirche mit demüthiger Anbetung es erkennen, daß die Richtschnur des Glaubens, welche der Sohn Gottes uns zurückließ, unsere Freiheit sichere wie unsere Ruhe! „Der Gehorsam des Glaubens“ erhebt das Herz des wahren Katholiken. Frei fühlt er sich unter dem „Gesetze der Freiheit“, unterwirft sich keiner andern Richtschnur des Glaubens, als derjenigen, von welcher er überzeugt ist, daß der Geist Gottes sie gezogen habe. Wer sich dieser entzieht und doch Christ sein will, der unterwirft sich entweder den Meinungen menschlicher Lehrer — und wie verschieden sind diese! wie schwankend über das Heilige und Göttliche! — er unterwirft sich einer menschlichen Autorität, von welcher er doch zugibt, daß sie irren könne, oder er vermißt sich, mit eigenem Senkblei die Tiefen der Religion ergründen zu wollen und verfährt entweder mit unverantwortlichem Leichtsinn oder mit ärgerem Stolze, wofern er sich weiser dünkt, als alle Lehrer aller Zeiten!‘ [1]

---

[1] Vergl. die Ausführungen in der Religionsgeschichte (Wiener Ausgabe von 1817) Bd. 1, 42, Bd. 2, 35, Bd. 5, XI, Bd. 7, 367, Bd. 1, 43. 275, Bd. 2, 313, Bd. 5, 548. 198, Bd. 10, 139.

Im September 1806 verfaßte Stolberg die schon früher erwähnte herrliche Zueignung des Werkes an seine Kinder, ‚denen er zuvörderst dieses Andenken seiner Wallfahrt auf Erden zu hinterlassen, und zuvörderst den Gegenstand dieser Schrift, die Religion Jesu Christi, an's Herz zu legen wünschte.' Wenige Monate später war der erste Band in den Händen der Leser.

‚Ich wünschte es Dir,' schrieb ihm sein Bruder Christian am 14. Febr. 1807, ‚aus der Fülle meines Herzens und in Ausdrücken, die dieser genügten, so sagen zu können, wie ich davon durchdrungen bin, in welchem hohen und über alle Auffassung erhabenen Grade Dein Buch mir ein herrliches und über Alles theures Buch sei. So sehr ich auch Manches davon kannte und Alles, was Du mir vorgelesen hast, mir unvergeßlich geworden war, so gewinnt es doch noch unbeschreiblich durch das vollkommene Ganze — denn in Wahrheit, es ist bei seinen übrigen großen Schönheiten auch noch ganz vorzüglich totus teres atque rotundus — wenn man es vom Anfang bis zum Ende in ununterbrochener Folge liest. Du hast ein treffliches Werk gestiftet, das für Dich selbst vor Allem, aber auch gewiß für eine in's Unendliche sich ausdehnende Menge der schönste Segen sein und dazu gereichen wird. Die Zueignung an Deine Kinder, die ich schon mehrere Male gelesen habe, deren Lesung ich aber immer durch den Drang des Gefühls hatte unterbrechen müssen, die muß ich noch öfter lesen, ehe ich sie ganz zu beurtheilen und zu schätzen weiß. Sie hat sich mir, mehr glaube ich als Alles, was ich je gelesen, ergreifend um das Herz gelegt. Gottes Segen ruhe auf ihr bei allen Deinen Kindern und Kindeskindern. Die tiefe Gelehrsamkeit in diesem Werke und die weitläufige so trefflich benützte Belesenheit ist freilich nur ein untergeordnetes Verdienst, doch diese gründ-

liche Gelehrsamkeit leistet der Hauptsache den wesentlichsten Dienst. Auch die edle, kräftige, dem Inhalte so vollkommen angemessene Schreibart habe ich nicht wenig bewundert. Das ist ächter, unverfälschter deutscher Styl! Noch einmal, Du hast mir die größte und reinste Freude durch dieses Kind Deines Geistes und Herzens gegeben. Meine Frau hat ihr Herz auch wahrlich recht daran gelabt und ich kann Dir wohl sagen, daß Du ihr dadurch noch ehrwürdiger — um nicht lieber hinzuschreiben — geworden bist.'

‚Friedrich Schlegel,' erwiederte Stolberg, ‚hat mir geschrieben, um mir zu danken für die Freude, die ihm mein Buch, das ich ihm nicht geschickt, gemacht habe. Unter Andern sagt er, wie auffallend wahr es sei, daß das alte Testament nur durch das Licht des neuen erhellt und verstanden werden könne. Das erkennt izt er, der ehemalige Pantheist, d. h. Atheist. Das freut mich sehr. Am schicksalschwangern Abende dieser Zeit wird Manchem, mitten im rasenden Taumel und in der Belagerungsangst, die schreibende Hand an der Wand sichtbar!'

‚Erlauben Sie mir,' heißt es in Schlegel's erwähntem Brief vom 30. Juli 1807, ‚Ihnen von ganzem Herzen den wärmsten Dank zu sagen für die vielfache Belehrung, die ich Ihrem Werke: „Geschichte der Religion Jesu" verdanke. Die schöne Art, wie Sie die Schriften des alten Testamentes durch das Evangelium erklären, muß jedem nicht mehr ganz Befangenen die Augen öffnen und ihm deutlich machen, daß jene Schriften nur durch dieses Licht erhellt und verstanden werden können. Zwar in einigen der bloß historischen Punkte fand ich mich noch nicht ganz durch Ihre Gründe überzeugt; desto vollkommener aber ist meine Zustimmung zu demjenigen, was das Wesentlichste ist. Jene Gottesfurcht, welche Sie in unserm Zeitalter verkündigen, und die Stimme des in der

Wüste Rufenden ist wie der einzige sichere Leitstern im Leben, so auch allein Leitfaden auf der gefährlichen Wanderschaft durch die Wildniß alter Denkmale, in denen man entweder nur Spuren göttlicher Offenbarung findet oder nichts, was sich der Mühe lohnte. Besonders freut mich auch noch die Kraft und einfache Schönheit Ihrer Sprache; wer sie mit dem vergleicht, was man jetzt Kunst der Darstellung nennt, wird leicht finden, wo auch für diese Schönheit die wahre Quelle fließt.

‚Die historischen Zweifel, die mir noch bleiben, rühren nicht sowohl daher, daß ich eine andere Erklärungsart bestimmt vorzöge, als daß ich überhaupt in dem historischen Gebrauch der ersten Capitel Mosis bis jetzt noch fast unüberwindliche Schwierigkeiten sehe. Besonders ansprechend und auffallend unter Ihren historischen Gedanken waren mir die über die moralischen Folgen des langen Lebens der Patriarchen und ältesten Menschen, die Andeutungen über Wein und Brod, und die Hypothese von der südöstlichen Wanderung Sem's und Noah's nach der Fluth nach Persien, Indien und China, falls das Vorausgehende über den Ursitz des Menschen zur Gewißheit gebracht werden könnte.'

‚Ich las jetzt auch,' schrieb Friedrich Schlegel in einem spätern Briefe vom 28. Februar 1808, ‚den zweiten Theil Ihres Werkes und fand mich wie durch das Ganze gestärkt und bestätigt, so auch besonders durch die Excurse über den hebräischen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und über die mosaische Gesetzgebung belehrt. Möchten Sie doch in dem Fortgange des Werkes, so oft sich die Gelegenheit darbietet, auf die Unsterblichkeit der Seele zurückkommen. Auf diesem Wege, scheint es mir, ist den jetzigen Menschen zu Anfang besser mit dem Ernst der Wahrheit beizukommen, als durch alles, was man über die Gottheit lehren und sagen

mag. Es sind die Gemüther dermaßen mit halb pantheistischen Ansichten, halb skeptischen Grundsätzen erfüllt, daß, was man über die Geheimnisse der Gottheit auch für Ideen noch so strenge aufstellen mag, bei denen, die einmal vom Schwindel ergriffen sind, verloren geht. Denn sie nehmen Alles, auch selbst das streng Christliche bereitwillig an, wohl gar sagend, das sei auch ihre Meinung; aber unter der Hand verwandelt sich ihnen jeder Begriff der Gottheit, an der sie einmal irre wurden, in ein leeres Schattenbild. Anders ist es aber mit der Unsterblichkeit und nur wenige ganz Verlorene sind bis auf den Grad innerlich ausgehöhlt und vernichtet, daß sie den totalen Unterschied der reellen persönlichen Unsterblichkeit und der bloß metaphysisch eingebildeten ohne Fortdauer der Erinnerung, ja ohne ein Jenseits — wie sie aus dem Gefühl einer eingebildeten Ewigkeit des Augenblicks, eigentlich des Hochmuths hervorgeht — nicht mehr fühlen sollten. Man bringe nur wirklich den Begriff der wahren persönlichen Unsterblichkeit an sie und man wird selbst solche dadurch erschüttert sehen, die man für ganz entfernt und innerlich erstorben hielt. Mir ist die Lehre von der Dreieinigkeit Mittelpunkt des Christenthums, und zugleich aller meiner Ueberzeugungen, Ahndungen und Ansichten Grundquell. In diesem Geheimniß der Liebe wird mir alles klar, was ich irgend in der Schrift und im Menschen, in der Welt und Geschichte zu begreifen vermag. Nicht jene leere, die Wahrheit nur nachäffende Vernunftformel, mit der unsere Metaphysiker wohl auch spielen, wie schon zu sehr alten Zeiten und (nach Ihrer Bemerkung) selbst bei den Chinesen geschehen ist, sondern jenes Geheimniß aller Geheimnisse, das die ersten Protestanten zwar mit dem Munde noch bekannten, aber dabei fast in jedem Schritt, den sie thaten, in jedem Punkt, den sie lehrten, den vollsten Be-

weis gaben, daß sie den Sinn jener Grundlehre des Christenthums längst verloren hatten; da sie gerade dasjenige verwarfen, aus dem die Fülle der Liebe denjenigen anspricht, der das Licht jener Allwahrheit noch nicht verloren hat. Dieses Geheimnisses Entfaltung, Hülle und Darstellung fand ich in den Glaubenslehren, Grundsätzen und selbst Gebräuchen und Einrichtungen der katholischen Kirche durchgängig herrschend — wiewohl auch in ihr manche übrigens Wohldenkende weniger von dem göttlichen Geist des Ganzen durchdrungen zu sein, als an dem Buchstäblichen einer oder der andern eingetretenen einzelnen Bestimmung zu kleben scheinen. Dieses, verehrungswürdiger Freund, war der Punkt, von dem mir ein höheres und reineres Licht aufging, der ich seit den Jahren der Jugend mit unbeschreiblicher Anstrengung nach Wahrheit geforscht und gerungen hatte — aber lange auf ganz falschen Wegen. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen und zählen Sie mich vorläufig immer unter die Zahl derer, die Ihnen näher angehören. Die Zeiten sind sehr sonderbar und verwirrt, der Kampf wird groß sein; festhalten an dem Einen aber, was allein Ruhe gibt, ist auch schon hier Lohn.'

‚Ich wünschte nun, daß Ihr Werk recht schnell fortrücken mag. Die Weitläufigkeit ist insofern ein Hinderniß der guten Wirkung, daß es Manchem, für den es sonst recht geeignet wäre, zu kostbar fallen wird. Darum möcht' ich Ihnen den Wunsch äußern, sobald das Werk noch einige Bände weiter fortgerückt ist, einen Auszug des Wesentlichsten daraus zu veranstalten. Doch das werden Sie Alles schon eingerichtet haben und meine Erinnerung vermuthlich zu spät kommen.'

‚Von den Chinesen scheinen Sie mir fortdauernd etwas zu günstig zu urtheilen. Mir kommt es vor, die ganze

Nation wäre ein wenig auf den Schein angelegt, und ihre höfliche Sittlichkeit hie und da etwas heuchlerisch. Bei ihrer Moral, die gewiß schön klingt, muß ich manchmal denken: wenn man die Beschreibung öffentlicher Glückseligkeit — aus gewissen Zeitungen — zusammenstellte, ließe sich nicht etwas Aehnliches zum Vorschein bringen? Uebrigens bin ich gleichfalls der Meinung, daß ihre ganze Cultur durch die westliche Provinz Schan-si (der älteste Sitz derselben) von der persischen ausgegangen sei. Die persische Religion und Cultur des Zerduscht aber war dem eigenen Vorgeben nach nur Wiederholung der Religion und Cultur des Dschamschid; daß dieser Sem sei, bezweifeln auch die Ungläubigsten nicht. Dieß käme also im Ganzen mit Ihrer Ansicht überein, nur daß ich in historischen Dingen die skeptischen und unbestimmten Ausdrücke vorziehe.'

Auch öffentlich sprach Schlegel im Hamburger Correspondenten sein Urtheil über die Religionsgeschichte aus und Stolberg schrieb über die Recension am 6. August 1808 an den Bruder: „Ich habe Ursache, mit derselben vollkommen zufrieden zu sein. Auch die mit Glimpf und Würde angebrachte Rüge, daß ich bei Einigem zu lang verweilet sei, mich aber bei Anderm zu kurz aufgehalten habe, scheint mir gegründet. Das ganze Stück ist sehr durchdacht und zeugt von einem reinen und tiefen Geiste.'

Außer Schlegel äußerte sich auch Johannes von Müller sehr rühmend über das Werk. Es sei, sagte er, „nicht eine unparteiische, laue Kirchenhistorie, wo man nicht recht erfährt, was es mit Jesu von Nazareth für eine Bewandtniß hat, sondern das Werk eines Mannes, der weiß was er glaubt und Alle zur Annahme desselben Glaubens bewegen will. Nicht eine, den Messias Jesu aus dem alten, die Gottheit Jesu aus dem neuen Testamente heraus kritisirende Kirchen-

geschichte, sondern das Werk eines Mannes, welcher Den, der da war, ist und sein wird, und dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, durchaus überall aufspürt und findet. Endlich nicht eine weltliche Darstellung der Akkomodationen, Täuschungen, durch die das Christenthum sich in die Welt hineingestohlen habe und als demüthige Dienerin der hohen Politik etwa selbst in unsern aufgeklärten Zeiten sich wohl noch erhalten könnte, sondern das Bekenntniß und die Ergießung der Seele eines Mannes, dem alle Welt nichts ist gegen den Weltheiland. Von diesem redet er so, daß wer Ihn liebt, auch dieses Buch lieben muß, und wer nichts von Ihm weiß, aus diesem Buch lernen mag, was Christen an Ihm haben. Also, Leser, bist Du ein Rohr, umhergetrieben von der gelehrten Windmacherei unserer Zeitschriften, sieh einmal diesen Fels, ob er nicht Grund hat in den Bedürfnissen der Menschheit und in der Liebe der Gottheit; der Du das Christenthum nicht kennst, siehe, das ist's, wie die Väter es gefühlt, wie es mächtig ist in der stillen kindlichen Seele; der Du glaubst — komme, höre, genieße und Dein Herz erfreue sich der Worte des Lebens.'

‚Große Freude' machte Stolberg auch das Urtheil von Claudius, der ihm wiederholt seine ‚volle Zustimmung' aussprach und ‚auf den Segen' hinwies, der aus seinem Werk, ‚das von Tausenden gelesen werde, für die Stärkung christlichen Glaubens im deutschen Volke unverkennbar hervorgehe'. ‚Von allen Seiten hört Perthes (der Verleger des Werkes, Claudius' Schwiegersohn) zustimmende Urtheile über Stolberg's Religionsgeschichte von ausgetrockneten Nationalisten, von denen man es am wenigsten erwarten sollte.' ‚Dieser Tage,' sagte Claudius in einem Briefe an die Gräfin Sophie vom 24. März 1808, ‚schreibt mir

ein gewisser Major Bülow, ein treuer Anhänger der Bibel, daß ihm Stolberg's Geschichte der Religion eine liebe Erscheinung sei, wiewohl ihm oft der Stil nicht plan genug sei, nur fürchte er nach dem Anfang, daß der Verfasser nicht so lange lebe, dieses Werk zu Ende zu bringen. Ich hoffe aber, der gute Geist, der in dem Werk webt und also auch in dem Verfasser, werde feuerfest sein und keine Krankheit und Alter an sich kommen lassen.' Nach dem Erscheinen des fünften Bandes dankte Claudius dem Freunde am 26. Nov. 1809: ‚Ich habe diese Tage in einem Athem den neuesten Theil Ihrer Kirchengeschichte durchgelesen und mich an dem durch das Ganze hingehenden christlichen Sinn erbaut, auch mich oft über Ihre Belesenheit gewundert. Der Stil in diesem Theil scheint noch lebendiger, als in den vorigen, und freilich kann der Inhalt dieses Theils mehr erheben und begeistern, als die Lumpenkönige von Israel und Gomorrha. Gestern waren verschiedene gute Freunde bei uns und ich las Ihre Aeußerung über die selige Gallitzin [1] vor und Alle waren zufrieden und fanden sie sehr schön.'

‚Das Lob solcher Menschen, die es ehrlich meinen und die nur der Sache, nicht der Person wegen loben,' schrieb Stolberg im November 1809, ‚ist wohlthuend und ermuthigend zur weiteren Arbeit. Ich bekomme des Lobes so viel zu hören, daß ich daraus folgen darf: ein Werk dieser Art, wie ich es unternommen, war Bedürfniß, und trotz aller Mängel hilft meine Arbeit einigermaßen diesem Bedürfnisse ab.'

‚Absprechende Urtheile von Solchen, die überhaupt an keine Offenbarung glauben und in Bausch und Bogen ver-

[1] In der Wiener Ausgabe von 1817 steht die Stelle Bd. 5, 312—313.

werfen, werden mich nicht in meiner Ruhe stören, dagegen wünsche ich von Herzen, daß man die Mängel offen darlege und mich berichtige, wo ich geirrt, vornehmlich auch da berichtige, wo ich wider Willen auch nur durch ein Wort gegen die reine Lehre der Kirche gefehlt haben könnte.'

Aehnlich spricht er sich in der Vorrede zu dem zuletzt erwähnten fünften Bande aus. ‚Daß ich,' sagt er, ‚bei Bearbeitung dieser Geschichte der Erbarmungen Gottes gegen die Menschen mancherlei Fehler begangen, daran zweifle ich keineswegs: daß aber keine Irrthümer wider die heilige Lehre eingeschlichen seien, darf ich mit Freudigkeit hoffen, da ich als ein Laie und dazu als ein solcher, der am Abende seines Lebens in den Schooß der Kirche zurückkehrte, es mir zur Pflicht machte, meine Handschrift erleuchteten Gottesgelehrten mitzutheilen, deren Bemerkungen ich Vieles verdanke. Sollte dennoch irgend einem Leser scheinen, daß mir ein Irrthum entschlüpft wäre, so wolle er keinen Anstoß daran nehmen, sondern solchen meiner Unkunde zuschreiben oder einer Uebereilung oder einem Mißgriff im Ausdruck oder etwa einem Mißverständnisse von seiner Seite. Ich bin herzlich bereit, jede Belehrung dankbar anzunehmen und jede Aeußerung zu widerrufen, welche mit den Lehren unserer heiligen Kirche nicht übereinstimmend befunden wird. Sie, „die Kirche des lebendigen Gottes, ist der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit," wie der Apostel sagt, und an diesem Pfeiler hoffe ich durch die Gnade Gottes mich zu halten, auf dieser Grundfeste zu bestehen im Leben und im Tode.'

Joseph de Maistre hielt, gewiß mit Recht, diesen fünften Band, worin Stolberg mit inniger Liebe und Wärme die Geschichte des Heilandes behandelt, für einen der besten des ganzen Werkes. ‚Ich habe mich,' äußerte er sich im Au-

gust 1811, ‚an Stolberg's Leben unseres Herrn und Heilandes bei wiederholter Lectüre wahrhaft erbaut. Es sollte das Werk des edlen Grafen in keiner gebildeten christlichen Familie fehlen; es sollte ein Führer und Leiter der Jugend sein. Neue Untersuchungen und Entdeckungen und die Fortschritte in der Quellenforschung werden in seiner Religionsgeschichte, die trotz ihrer gründlichen und umfassenden Studien doch keineswegs den Anspruch eines eigentlichen gelehrten Werkes erhebt, Manches berichtigen, Vieles ergänzen, Vieles auch unter andere Gesichtspunkte bringen, aber ich zweifle, ob man es in unserm Jahrhundert übertreffen wird an wahrer Gottes- und Menschenliebe, an Liebe zu Christus und seiner Kirche, an reinem und wahrhaft erbauendem Geist. Wie treffend sind auch seine Bezugnahmen auf die Zustände unserer Zeit, seine Aussprüche über die Verfolgung der Kirche durch den Geist der Welt, über die falschen Lehrer, über Ehe und Eid und dergleichen.‘ [1]

De Maistre bezieht sich hier auf Stellen wie folgende:

‚Das Reich der Welt ist in beständigem offenbaren oder verdeckten Kriege wider das Reich Jesu Christi. Das ist natürlich. Die Menschen können nicht wohl gleichgültig sein gegen eine Lehre, welche die Sinnlichkeit und den Stolz anficht, diese Zwingherren, Statthalter „des Fürsten dieser Welt“, die im Raum und in der Zeit herrschen, unter deren Joch sie sich schmiegen. Wer die Lehre Jesu Christi bekennt und übt, dessen Leben ist — auch wenn er nicht spricht — eine beständige Rüge der Welt. Es gab Zeiten blutiger Verfolgung, und es wird Zeiten blutiger Verfolgung geben — wie denn auch wir schon erlebt haben. Die Zeit höhnender Verfolgung war immer; aber nie war ihr

[1] Recueil de Lettres, pag. 23 24.

Hohn bitterer als anizt. In einem Zeitraum — ich mag nicht sagen Zeitalter, weil an der Idee von Alter eine natürliche Achtung haftet — in einem Zeitraum ... wo Alles, was wahrhaftig, groß und edel ist, als lächerlich behohnlächelt und wo lächerlich zu erscheinen für die größte Schmach gehalten wird, wo die falsche Scham, dieser Rost der Seele, schon den Jünglingen die Afterweisheit des alten Höflings einflößt, den kein ernster Gedanke mehr stört, den keine Empfindung mehr beschleicht: in einer solchen Zeit muß des Heiligen gespottet werden, und je mehr diese Denkart zunimmt, desto schneller müssen auch die Zeiten offenbarer, blutiger Verfolgung kommen.'

Wiederholt kömmt Stolberg in verschiedenen Bänden seines Werkes auf die Verfolgungen zurück, auf die Gerichte Gottes über die Kirche in seiner Zeit und in der noch folgenden Zeit, und bezeichnet sie als Erbarmungen der Gnade.

‚Wenn Christen,' schreibt er, ‚die äußere Ruhe, die zur Ausbildung des innern Tempels ihnen verliehen wird, mißbrauchen und Gott vergessen, so schließt oder stürzt Er ihnen manchmal die äußeren Tempel, auf daß Sehnsucht nach dem Heiligen in ihnen erwache. Er nimmt ihnen das Zeitliche, Er bedräut ihr Leben, auf daß sie des Ewigen gedenken mögen. Er läßt Verfolgungen zu, auf daß Einige des Heiles, Ihn in Schmach, in Banden, in Martern und im Tode zu bekennen, gewürdigt; Andere, die schon erlauten, durch das Beispiel der Bekenner und der Blutzeugen erwärmt werden, endlich, daß Andere durch äußeren Abfall den Verfall des Herzens offenbaren und daß der Leib Jesu Christi, der da ist Seine Kirche, durch Absonderung der faulen Glieder sich reinige und erstarke. Aus dem Feuer

der Läuterung geht sie reiner wieder hervor und nach getilgten Aergernissen werden auch Ungläubige gewahr, daß die Hütte Gottes unter den Menschen stehe, kommen herbei und vermehren die Zahl derjenigen, die einer Kirche anhangen, deren Zerstörung sie vordem erwartet und gewünscht hatten.'

‚Am gefährlichsten für den Bestand der christlichen Lehre und Sitte sind die Verfolger im Innern', nämlich jene ‚falschen Lehrer, die unter der Larve des heiligen Lehramtes das Wort des Lebens durch Deuteleien ihrer Afterweisheit zu entkräften suchen', und ‚unter dem Vorwande, den Aberglauben zu bekämpfen, Speer und Schild für den Unglauben erheben'. Sie läugnen ‚die Kräfte jener Welt, weil sie solche nicht erfuhren, und preisen die bloßen Kräfte der Natur, der unerleuchteten Vernunft als vermögend an, das natürliche Verderben des Menschen zu entwurzeln: Thoren, die es nicht einsehen wollen, daß eben das der verderblichste Aberglauben sei, wenn man mit Gefahr der unsterblichen Seele natürlichen Kräften beimißt, was die Kraft Gottes allein vermag.'

‚Die falschen Lehrer unterwühlen alle Grundlagen des Bestandes der menschlichen Gesellschaft, untergraben die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe, alle christliche Zucht und Erziehung in der Familie und im öffentlichen Unterricht.'

‚Nach und nach ist bei den Protestanten das Band der Ehe immer mehr gelöst worden, wiewohl sich manche christliche Stimme unter ihnen wider den unevangelischen Mißbrauch anstößlicher Scheidungen erhob. Und hat man, in einigen ihrer Länder, endlich, durch erleuchtende Erfahrung belehrt, der überhand nehmenden Sittenzerrüttung Einhalt zu thun gestrebt, so hat man doch das Uebel nicht getilgt, da man es nicht mit der Wurzel ausriß.'

‚Eine der ersten Erscheinungen, welche die große Umwälzung aller göttlichen und menschlichen Verhältnisse in Frankreich hervorbrachte, war eine zügellose Freiheit in Absicht auf die Ehescheidung, welche man beiden Geschlechtern einräumte, wofern man Dasjenige Freiheit nennen darf, was alle Ordnung stürzt, die doch nothwendige Bedingung der wahren Freiheit ist.‘

‚Mit der Heiligkeit der Ehe stehen oder fallen alle menschlichen Verhältnisse. Dieser Bund, dem die Gesellschaft selbst aus reiner Quelle entspringt, steht in der Mitte zwischen dem Himmel und der Erde, gehört der Religion, die ihm seine Würde gibt, und dem Staat, der ihn sichert, so lange er auf eigene Sicherheit bedacht ist.‘

‚Nur in der christlichen Ehe kann die christliche Erziehung gedeihen, die in erster Linie Sache der Familie und der Kirche ist. Eine erleuchtete Staatsregierung fördert diese Familienerziehung und den segensreichen Einfluß der Kirche auf Schule und Unterricht.‘

‚Wird im niedern und höheren Unterricht, wie es an unsern Lehranstalten nur zu häufig der Fall, die christliche Basis verlassen, so gewinnt ein verkehrter, alles Göttliche und Ewige bespöttelnder oder negirender Geist die Oberhand. Die übertriebene Bewunderung des heidnischen Alterthums hat wahrlich nicht zum kleinen Theil die Uebel verschuldet, an denen wir kranken.‘

‚Wie ein Krebsschaden,‘ schrieb er einmal an Werner von Haxthausen, ‚nagte die falsche Vergötterung des Alterthums an der Erziehung des christlichen Volkes. Du weißt, ich liebe die Alten, ich las sie von Jugend auf, ich lese sie mit meinen Söhnen; ich bin bei ergrautem Haar ebenso be-

geistert für das Gute und Schöne, was sie uns bieten, wie ich als Jüngling war. Darum freut es mich, liebster Werner, daß Du sie so liebst und so ernstlich ihrem Studium obliegst, auch daß Du aus ihnen Deine so herzhafte Liebe zum Vaterlande kräftigst. Aber gleichwohl sage ich, nimm Dich in Acht vor falscher Verehrung, besonders vor dem Geiste, in welchem sie in unsern Schulen von Christusläugnern und Ungläubigen gelehrt werden. Dieser Geist hat dem christlichen Wesen unglaublich geschadet, und so lange nicht wieder der ganze Unterricht, wie die ganze Erziehung auf christlichem Grunde ruht, kann man nicht, worauf Du so freudig hoffst, ein neues Zeitalter der Gottesfurcht und christlichen Sitte erwarten.'

‚Wir werden,' sagt er in der Religionsgeschichte, ‚von Jugend an gelehrt, die alten heidnischen Völker und unter diesen ausschließlich die Griechen und die Römer zu bewundern. Ihre geistvollen Schriften haben für uns einen Reiz, welcher diese Bewunderung nährt und sie zu rechtfertigen scheint. Sie steigt leicht bis zu einem Enthusiasmus, welcher uns kalt für alles Andere macht.'

‚Mit Mühe lernen wir ihre Sprachen, und wie reichlich wird diese Mühe belohnt! Reich, kraftvoll, harmonisch, sich dem Gedanken und der Empfindung anschmiegend, mag die herrliche griechische Sprache wohl mit der vulkanischen Rüstung des Achilleus verglichen werden, welche, wie Homer so edel dichtet, nicht nur den Helden nicht beschwerte, sondern wie auf Flügeln ihn erhob. Und so wie diese Sprache den Gedanken selbst zu erheben scheint, so erheben uns die Gedanken und Empfindungen der geistvollen Griechen in die Region des Schönen, die ihnen wie eigenthümlich war. Zugleich athmet aus den Schriften und Thaten der Griechen und der Römer ein Geist der Energie, welcher die Seele

des Jünglings kräftigen, und, wohl angewandt, ihm bei Ausübung höherer Tugend, als jene kannten und übten, nützlich sein mag.'

‚Aber eben diese Schriften, wofern sie mißbraucht werden — und dieser Mißbrauch liegt so nah, weil er den Lüsten und der Hoffart des menschlichen Herzens schmeichelt — führen eine große Gefahr mit sich. Sie hauchen einen Geist der Idolatrie, den gefährlichsten von allen zu unserer Zeit, da wir weder der korinthischen Aphrodite noch dem kapitolinischen Jupiter Weihrauch zu streuen gereizt werden, aber sehr geneigt sind, entweder den Lüsten zu fröhnen und mit vollen Zügen den Becher mancher unkeuschen Muse zu leeren oder von blendendem Aberglauben uns hinreißen zu lassen, welcher darin besteht, daß wir menschlichen Kräften und menschlicher Weisheit ein Vermögen andichten, welches nur die Kraft Gottes durch Mittel seiner offenbarten Weisheit aus Liebe verleiht: das Vermögen, zu reiner Tugend zu gelangen.'

‚Wir bewundern mit einem Enthusiasmus, den geistvolle Schriften uns mittheilen, glänzende Thaten kraftvoller Männer, welche den leichten Schaum der menschlichen Ehre, den der schnelle Zeitstrom mit sich dahinreißt, gegen das flüchtige Erdenleben, Tand gegen Tand, eintauschen. Wir bewundern mit Enthusiasmus die Bestrebungen des ungerechten, blutigen Eroberers, des eigennützigen, schwungsüchtigen Bürgers und vergessen sowohl die Unwürde eines zeitlichen Ziels, als auch die Unlauterkeit jedes Dichtens und Thuns, in welchem der Mensch von Eigennutz beseelt wird.'

‚Ich läugne nicht, daß auch unter den Heiden Menschen gewesen, welche, dem dämmernden Lichte ihrer Erkenntniß treu, in Einfalt des Guten wegen Gutes zu thun strebten und Gutes thaten. Wo wir Spuren solcher Gesinnung in

ihren Geschichten, ihren Dichtern, ihren Philosophen finden, da mögen wir uns freuen und Gott preisen, der „sich selbst nicht unbezeugt gelassen hat"; aber wir müssen bekennen, daß diese Spuren selten, und daß auch selten sie es sind, welche in jenen Schriften am liebsten aufgesucht werden. Gewöhnlich bewundern wir Eitles in Worten und in Thaten. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist!'

‚Die gewisse Ueberzeugung vom Dasein eines ewigen, allmächtigen, allweisen, allbarmherzigen, heiligen Gottes, dessen waltende Vorsehung Seine ganze Schöpfung übersehe und der Israels Volk, so Er vor allen Völkern erwählet, sichtbar leitete, der Seinen heiligen Willen ihren Vätern kund gethan, der, Heiligkeit und Liebe fordernd, Heiligkeit und Liebe denen gewährt, welche mit Ernst darnach trachten, der sich noch mehr verherrlichen wollte durch Seinen verheißenen Gesalbten, der indeß durch herrliche Offenbarung sich kund zu thun nicht unterließ und dem man sicher im Tode wie im Leben vertrauen dürfe, weil Er dem aufrichtig Büßenden die Sünde vergibt und die Liebe zu Ihm mit ewiger Herrlichkeit belohnt: diese Ueberzeugung gab dem Israeliten eine Ruhe, ein Glück, eine Würde, welche ihn unendlich über alle Völker der Heiden erhoben. Der Mangel einer solchen Ueberzeugung aber gab dem ganzen heidnischen Alterthum in eben dem Maße, als die Hoffnung der Zukunft bei verschiedenen Völkern größer oder kleiner war, eine unselige Unruhe, deren ganze Tendenz auf Erwehrung der Todesgedanken ging. Je nachdem Ernst oder Leichtsinn vorwaltete, entschlugen sie sich dieser traurigen Vorstellung durch rastloses Streben der Thätigkeit und des Ehrgeizes oder durch zügellose Wollust.'

‚Sowie in bewunderten Gärten der Großen die erfinderische Kunst aus Adern der Erde die Quellen durch Druck

in Springbrunnen sich zu erheben zwingt, so wirkte des Todesgedankens Druck jene glänzenden Thaten eines Ehrgeizes, der die Flüchtigkeit des Lebens durch Streben und Handeln vergessen lehrte oder sich über die Nacht des Grabes durch ewigen Nachruhm — diesen leeren Tand — zu trösten suchte. Dieser Ehrgeiz erregte Volk wider Volk, Bürger wider Bürger und verderbte immer mehr die Bürger wie die Völker, indem er die bitterste Wurzel des moralischen Uebels, Ungerechtigkeit der Eigenliebe nährte, welche desto mehr erstarken mußte, da wahre Liebe des Menschen zum Menschen nicht stattfindet, wo sie nicht aus Liebe zum Urquell der Liebe fließt. Was ohne diese der Mensch für Liebe hält, ist entweder nur höherer Selbstgenuß einer feinen Seele, welche ihre Bestimmung verfehlt hat, oder in gemeinen Menschen Eigennutz und Wollust.'

‚Die Täuschung des Ehrgeizes, mit welcher ein Mensch flüchtiger Erdengröße und dem Schatten des Nachruhms nachläuft, ist so einleuchtend, und in Augenblicken der Ruhe, welche Besinnung mit sich führt, so fühlbar, daß alle Vergnügen der Sinne und der Phantasie aufgeboten werden müssen, um den von der Unsterblichkeit der Seele nicht überzeugten, mit dem Tode immer bedrohten unsterblichen Menschen vor Lebensekel zu schützen oder vor Verzweiflung. Dieses tiefgefühlte Bedürfniß war nicht ohne Wirkung beim genialen Griechen in Hervorbringung großer Geisteswerke in Gesang, Wissenschaft und Kunst, welche Bewunderung verdienen. Aus eben dieser Quelle ergoß sich aber auch auf vielfältige Weise die schändlichste Wollust, und desto freier, da den Göttern und den Göttinnen, welchen man huldigte, gleiche Wollust angedichtet ward. Hochgetriebene, von einigen feineren Seelen verfeinte Sinnlichkeit und üppige Phantasie gab dem Meißel des Bildners und dem Pinsel des Malers

einen hinreißenden Zauber; man würde aber diesen Meisterwerken und ebenso auch vielen geistvollen Schriften der Alten nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man ein höheres Princip dunkler Ahnung und Sehnsucht nach dem Ewigen und Göttlichen in den edelsten Werken des heidnischen Alterthums verkennte. Die Ursage der wichtigsten Wahrheiten war nicht ganz verschollen; wir finden herrliche Spuren von ihnen bei Homer, Pindar und Sophokles, bei den sokratischen Jüngern und in verschiedenen Meisterwerken der Kunst. Bei den erhabensten Kunstwerken der Griechen finden wir aber oft einen unverkennbaren Charakter stiller, ernster, tiefer Melancholie, untheilnehmenden, verschlossenen Seins, nicht nur in den Zügen der abgebildeten Menschen, wo er, je edler deren Natur, beim Mangel sicherer Hoffnung desto natürlicher war, sondern auch in den Zügen der ewigen, immer „seligen Götter". Ich berufe mich kühn auf alle, welche die schönsten Ueberbleibsel der alten Kunst gesehen haben.' Selbst in den Abbildungen der Unsterblichen, ‚wo in jedem Muskel des ganzen Leibes kräftiges Leben sich zu regen scheint,' finden wir ‚dennoch eine Wolke geahnter Vergänglichkeit auf der Götterstirn! So zeugte diese mit Recht bewunderte Kunst des griechischen Alterthums, selbst in Darstellungen der Götter, von Leben ohne Gott, von immer wirkendem Druck des Gedankens an die Todesnacht.'

Wie verderblich aber auch ‚die Vergötterung des Alterthums ist, so bietet doch das Studium der Classiker, wenn richtig geleitet, zur Bildung des Geistes die größten Vortheile dar' und man muß sich, sagte er, ‚gegen jene christlichen Schriftsteller aussprechen, welche Verächter dieses Studiums' sind und ‚in den Schriften der Alten nur Verherrlichung des Götzendienstes oder eitele Weltweisheit' sehen.

Solche Schriftsteller ‚wußten und empfanden nicht, daß diese Muster des Schönen und des Erhabenen den Geist erheben, ihn schmücken, ihn bereichern, ihn begeistern, daß diese Begeisterung uns neuen Schwung gebe und so wie sie unsere vielleicht schlummernden Gaben erweckt, ihnen auch eine sichere Richtung gebe durch Bildung des Urtheils und des Geschmacks und daß diese Gaben allzumal können und sollen Gott geheiligt werden. Haben einige, besonders lateinische Kirchenväter zur Zeit, da das Götzenthum noch nicht ganz gestürzt war, sich mit strengem Eifer wider die Schriften der alten Griechen und Römer erklärt, so haben doch auch viele, besonders der griechischen Kirchenväter, deren Lesung geübt und empfohlen, wohl wissend, was sie ihnen verdankten. Der unmittelbare Nutzen, den sie zur Bekämpfung des Götzendienstes und eitler Philosophie aus jenen Schriften zogen, ist offenbar; aber wer vermag zu berechnen, wie viel an Bildung, Ausschmückung und — was viel wichtiger ist — an Schwung des Geistes Origenes, die Gregore, Basilius, Chrysostomus und Andere durch Lesung der Alten gewonnen haben? Der Apostel Paulus selbst führt heidnische Dichter an. Die gottselige Marianna, Mutter des im ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts blühenden heiligen Fulgentius, eines Afrikaners, ließ ihren Sohn alle Gesänge Homer's und einen Theil der Komödien Menander's auswendig lernen, ehe sie ihn in der Sprachlehre des Latein, welches seine Muttersprache war, unterrichten ließ.'[1]

‚Das Studium der Alten in vollen Ehren, aber es ist ein verwerfliches System,' sagt er anderseits, ‚wenn man dabei das Studium der Muttersprache vernachlässigt.' ‚Ich meine, der Jüngling werde in den Geist der alten Sprache besser eindringen,

[1] Vergl. Bd. 3, 455, Bd. 13, 212.

der sich daheim fühlt in der Muttersprache, zumal, wenn ihm eine zu Theil ward wie die unsrige, die auf eigenen tief in die Natur eindringenden Wurzeln steht, deren starker und hoher Stamm sich in Aesten und Zweigen weit verbreitet.'

Ueber die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung eines christlichen Jünglings finden sich unter Stolberg's Papieren folgende Aufzeichnungen.

‚Wenn der Jüngling im Lateinischen fest gegründet ist, so wird er die meiste Zeit auf die griechische Sprache verwenden. Die Kunde des Griechischen öffnet ihm den blühenden und fruchtreichen Garten der unsterblichen griechischen Geisteswerke; sie gründet, sichert, bereichert und erhöht das Gefühl für's Schöne. Sie stellt ihm die höchsten Muster auf in der Poesie, in der Beredsamkeit, in jeder Art der Darstellung. Sie zeigt ihm an Aristoteles, wie gründlich der wahre Philosoph ohne Pedanterie, wie einfältig, wie edel er sei und wie klar. Sie erhebt ihn auf Plato's Flügeln in die Höhe des kühnsten und sichersten Geistesschwunges. Sie führt ihn zur Anwendung ihrer Lehren auf Thätigkeit durch den weisen Xenophon. Vertraute Bekanntschaft mit diesen drei großen Griechen und mit dem Cicero wird ihm auf heilsame Weise die dürre Nüchternheit der deutschen Philosophie unserer Väter und den unverständlichen Galimathias einiger Neuen, endlich den Aberwitz der neuesten sogenannten Naturphilosophen und die Anmaßung dieser drei vaterländischen Schulen auf immer verleiden.

‚Die ergründete Organisation der schönen griechischen Sprache wird ihm, wenn er Anlage für geordnetes Denken hat, einen mehr sicheren Leitfaden reichen, als alle Logik und Metaphysik der Professoren. Will er sich von den Formen des Denkens wissenschaftlich unterrichten, so lese er die Logik und Metaphysik des Aristoteles. Doch scheinen die andern

Schriften dieses großen Mannes, denen jenes Skelett zu Grunde liegt, aber mit lebendigem Inhalt umgeben ist, mir hierzu nützlicher. Aus der erkannten Organisation einer edlen Ursprache, z. B. der griechischen oder der deutschen, geht der natürliche Gang des menschlichen Geistes reiner und anschaulicher hervor, als aus jenen ängstlichen Formen, deren Anwendung nicht einmal den gewährten Vortheil der apodictischen Sicherheit gewährt; denn in der vom Axiom abgeleiteten Kette von Folgeschlüssen schleicht leicht ein Sophisma ein. Die Kunde des Griechischen gewährt endlich den unschätzbaren Segen, die heiligen Schriften des neuen Bundes in der Ursprache lesen zu können, ein Segen, dessen kein Jüngling, der sich höherer Bildung befleißigt, entbehren sollte.

‚Was die Mathematik anbelangt, so öffnet sie vielen Wissenschaften die Thür, welche denen, die ihrer unkundig geblieben, wie ich aus eigener Erfahrung nur zu wohl weiß, verschlossen bleibt. Sie verdient also gewiß ein ernstes und ihrem Wesen nach ein nüchternes Studium. Naturgeschichte und Physik sind sowohl als Hülfswissenschaften als ihres eigenen Werthes wegen sehr schätzbar und gewähren so reiche als nützliche und schöne Unterhaltung. Jene schlägt uns neue Seiten auf im Buche der Natur, deren Erscheinungen diese deutet.

‚Es hüte sich aber der Jüngling vorzüglich bei diesen Wissenschaften, welche Töchter der Erfahrung sind, den Weg a priori einschlagen zu wollen. Er erkenne früh, daß selbst da, wo Systeme nothwendig scheinen, Systeme doch nur der Blendrahm, nicht das Gemälde seien, Krücken des beschränkten menschlichen Verstandes, nicht Gesetze der Natur. Opinionum commenta delet dies, sed natura judicia confirmat, sagt der große Bacon.

‚Die Muttersprache in ihrer ganzen Kraft, Fülle und Schönheit sich eigen zu machen, ist das wichtigste Erforderniß zur Bildung des Geistes; dem Deutschen desto mehr, da er sich einer so herrlichen Muttersprache zu erfreuen hat. Hat er die griechische Grammatik inne und natürlichen Sinn für Verhältnisse, so wird es ihm leicht werden, sich in unserer vernunftmäßigen, aus dem Haupt und dem treuen empfindungsvollen Herzen des Deutschen hervorgegangenen Sprache vollkommen zu orientiren und bei Lesung unserer besten Schriften nach und nach sich Alles anzueignen, was sie ihm aus mütterlichem Schooße darreicht.

‚Vorlesungen über die Geschichte sind sehr nützlich, wenn sie nicht a priori behandelt wird, was bei der Geschichte so gewöhnlich als unsinnig ist. Sie ist eine reiche Quelle des Unterrichts. Bei Lesung der Geschichte folge man dem natürlichen Faden der Zeit, man lese mit der Landkarte auf dem Tisch und mit regem sittigem Gefühl im Herzen, welchem auch der Patriotismus unterordnet bleiben muß.

‚Dieser wird genährt durch die gewaltigen Ereignisse der Zeit. Jeder Jüngling hege ihn in seinem Herzen. Er war bei uns Deutschen fast erloschen. Daher die Erniedrigungen, die wir erlebt haben. Wir heben uns izt empor. Es kommt Alles darauf an, daß unser Aufstehen aus dem Staube in gutem Geiste geschehe. Diesen in Jünglingen zu erwecken, würde großes Verdienst sein. Es wäre sehr traurig, wenn wir im Aufstehen dem bescheidenen Nationalcharakter untreuer würden, als wir waren, da wir zu sinken begannen. Aus Ueberschätzung des Auslandes verloren wir Eigenthümlichkeit; da aber Bescheidenheit und Billigkeit eigenste Eigenthümlichkeit des Deutschen ist und zugleich ernste Würde, so entfernen sich eben izt sehr Viele von dem Urcharakter unseres Volkes, wenn sie fremdes Verdienst nicht mehr schätzen

und aufhören, gerecht zu urtheilen. Nur an der Hand der Bescheidenheit und an der Hand gerechten Selbstgefühls kann des Deutschen Vaterlandsliebe sicher gehen.

Am Schluß hebt er als das wichtigste Moment der Bildung hervor: ‚Alle geistigen Bestrebungen des Jünglings müssen Einen Mittelpunkt haben, von dem sie ausgehen, auf den sie zurückkehren. Diesen gibt allein die Religion. Die Beziehung auf Gott, aus dem jede Erkenntniß kommt, und auf den — wenn sie recht erfaßt wird — jede hindeutet, gibt allein der Wissenschaft Gehalt, Würde, würdigen Zweck, Beziehung auf Ewigkeit, und Verein aller verschiedenen Zweige menschlicher Kenntnisse. Der gottselige Gelehrte beleuchtet die Wissenschaft selbst mit höherm Lichte, der irreligiöse wandelt bei unsicherm Schein seiner Laterne, deren Licht ihm desto breiter erscheint, je getrübter von Eitelkeit seine Hornscheiben sind.‘

Die Religionsgeschichte brachte Stolberg in vielfachen brieflichen Verkehr mit Katholiken und Protestanten, die sich, wenn auch ihm persönlich unbekannt, in religiösen und confessionellen Fragen um Belehrung, Rath und Hülfe an ihn wandten.

‚Ihr großes und schönes Werk,‘ schrieb ihm zum Beispiel Sulzer aus Constanz im Jahre 1811, ‚ist fast täglich in meinen Händen und ich gestehe, daß ich mich nicht leicht durch irgend ein anderes je in meinem Leben so belehrt und erbaut gefunden habe. Es regte mich zu schriftstellerischer Thätigkeit an und ich erlaube mir Ihnen beifolgende Schrift‘ — eine Schrift polemischen Inhaltes gegen die Protestanten — ‚mit der Bitte zu übersenden, mir Ihr Urtheil darüber offen sagen zu wollen.‘

‚An Ihrem Buche,‘ erwiederte Stolberg, ‚erbaut und erfreut mich vorzüglich die Inbrunst der Liebe, verbunden mit heiligem Eifer für die Wahrheit, welche beide vereint Sie so dringend antreiben, für das Heil unserer irrenden Brüder zu sorgen. Sie haben sehr wohl gethan, nicht lange bei den einzelnen strittigen Lehren zu verweilen, da Sie mit so vieler Stärke die Lehre, auf welcher das Ganze beruht, die Lehre von der Kirche und deren Einheit und Unfehlbarkeit dargestellt haben. Alles was Sie darüber sagen, ist vortrefflich und wird, wie ich nicht zweifle, wahren Segen bringen. Sehr wahr und einleuchtend ist auch, was Sie vom eigentlichen Geiste des Protestantismus sagen, dessen Wirkung seinen Stiftern selbst entging, anizt aber, beim Lichte der Erfahrung, keinem denkenden Protestanten entgehen sollte. Indessen entgeht er manchen aufrichtig gesinnten frommen Protestanten, deren es wahrlich auch unter den Gelehrten gibt, Männern, welche bei vielem Verstande und großen Kenntnissen mit Vorurtheilen befangen bleiben, dennoch aber der Lauterkeit ihrer Gesinnung wegen in die Kategorien solcher gehören, die Sie selbst als Brüder in Jesu Christo lieben. Unter den Ungelehrten (und, wie gesagt, auch unter einigen der Gelehrten) gibt es sehr viele, welche vom Geiste des Protestantismus als solchem nicht angesteckt sind, nie unruhig wurden, weil sie in der heil. Schrift volle Genüge finden und von Herzen an Jesu Christo hangend aus Liebe zu Ihm thun und lassen, was sie aus Liebe zu Ihm thun und lassen zu müssen glauben und mit demüthigem aber herzlichem Vertrauen an Jesum Christum hangen, mit reinem Vertrauen, welches Fleisch und Blut nicht können gewirkt haben. Pflanzen, die auf solcher Wurzel stehen und solche Früchte tragen, kann und darf ich nicht für solche halten, die der himmlische Vater ausreuten werde. Sie

glauben, daß die Zahl solcher sehr gering sei. Und das thut mir wehe, weil ich glaube, daß ein solches Urtheil widrig wirken müsse. Sowohl solche harte Stellen, als auch zudringliche, in welchen Sie geradezu auf bestimmte Antwort dringen, scheinen mir zur Erbitterung zu führen. Ich rede aus Erfahrung. Sieben Jahre habe ich mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit gesucht, nachdem ich auf eine Weise, die Gott fügte, zum Suchen veranlaßt worden. Nach siebenjährigem Suchen ward ich wieder auf eine Weise, die Gott fügte, durch zusammentreffende Umstände zur Erkenntniß der Wahrheit geführt. Andere suchten länger und besser wie ich, fanden noch nicht, was ich fand; aber sie dienen Gott in Einfalt des Herzens besser als ich und finden gewiß die Wahrheit dereinst im Reiche des Lichts und der Wahrheit.'

Eine adelige protestantische Dame, durch die Lectüre der Religionsgeschichte der katholischen Wahrheit näher gebracht, bat ihn im Jahre 1812 um Rath und stellte ihm insbesondere die Gewissensfrage, ob sie auch im Geheimen katholisch werden dürfe. Stolberg antwortete am 6. October: „Ich säumte mit der Beantwortung Ihres Briefes,, obschon ich versichert war, Ihre Frage auf beruhigende Weise beantworten zu können. Die Wichtigkeit derselben machte es mir zur Pflicht, meine Meinung dem Urtheile eines sehr würdigen Mannes, des Paters Schneider, apostolischen Vikarius, zu unterwerfen. Es versteht sich von selbst, daß ich bei Darlegung des Falles die Person ungenannt ließ. Das Urtheil des würdigen Geistlichen stimmt mit meiner vorgefaßten Meinung vollkommen überein. Er rathet zu ernster Prüfung Ihres Vorsatzes und zu vollständigem Unterricht in der katholischen Religion. Hierzu würde ich Ihnen Overberg's Handbuch der Religion vor allen andern empfehlen und, wofern Sie mir einen Weg, es in Ihre Hände gelangen

zu lassen, angeben können, Ihnen senden. Er empfiehlt Ihnen, durch Gebet nach vollkommener Reue zu trachten und zu bitten um Wachsthum im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe. Allerdings dürfen Sie, der von Ihnen angeführten Gründe wegen, im Geheimen katholisch werden und katholisch sein. Aber schriftlich sein Glaubensbekenntniß einem entfernten Priester übersenden, das kann nicht stattfinden und wäre zwecklos. Mit dem ernsten Willen, ein Mitglied der Kirche zu sein, ist man es schon und wird es dann vollkommen durch den würdigen Gebrauch der Sacramente, deren freiwillige Entsagung irgend einer Ursache wegen gegen jenen ernsten Willen zeugen würde. Der Priester, dem Sie Ihr Geheimniß anvertrauen werden, darf es durchaus nicht verrathen, und gewiß wird er nicht von Ihnen fordern, daß Sie es kund machen. Thäte er es fordern — das ist meine Ueberzeugung — so können Sie ja statt seiner einen andern zum Beichtvater nehmen. Die erlaubte Bewahrung Ihres Geheimnisses schließt den einen Fall aus, daß Sie um Ihren Glauben befragt würden. Dann dürfen Sie die Wahrheit nicht verletzen, Ihren Glauben nicht verläugnen. Protestantische Religion wäre auch Verläugnung. Sie müssen, insofern es irgend möglich ist, wenigstens einmal des Jahres beichten und das heilige Abendmahl empfangen und zwar in der sogenannten österlichen Zeit, welche vierzehn Tage vor Ostern anfängt und vierzehn Tage nach Ostern aufhört, doch aber für Personen, die in Ihrem Falle sind, bis zum Sonntage Trinitatis verlängert wird. Frömmere Katholiken, denen es um die Religion ernst ist, pflegen wenigstens alle Monate zu beichten und zu communiciren.'

‚Ich weiß aus Erfahrung, meine edle Freundin, wie die Phantasie durch die Idee des ernsten Schrittes der Rückkehr in die Kirche geschreckt werde. Und für Sie wird

dieser Schritt allerdings durch Ihre Lage weit schwerer, als er es für meine Frau und mich ward oder vielmehr zu werden schien. Sie werden sehen, wie Gott Ihnen Kraft und Freudigkeit geben und zu jeder Aufopferung Sie stärken werde; Sie werden erfahren, daß die Beichte, vor welcher, ehe man je eine ablegte, der Natur graut, das Herz erleichtert und, sowie sie ein unerläßliches Religionsbedürfniß ist, auch zum wahren Bedürfniß des Herzens wird. Vom Genusse des heiligen Sacraments des Altars ahnden Sie gewiß mehr, als Worte sagen können, und gewiß gibt Jesus Christus, wenn Er Sich Selbst uns gibt, uns unendlich mehr als wir ahnden können. Meine theure, edle Freundin, diesen Gnaden dürfen Sie keiner Besorgniß wegen sich entziehen! Gehen Sie freudig, wohin der Sohn Gottes Sie führt, ohne rechts und links oder hinter sich zu schauen. Er schaut für Sie rechts und links und hinter Sie hin; Er leuchtet als Feuersäule Ihnen vor; Ihm ist es ein Leichtes, als Wolkensäule Sie den menschlichen Augen zu entziehen.'

‚Zum Beschlusse empfehle ich Ihnen das heilige Buch des Thomas von Kempen von der Nachfolge Christi. Gott sei mit Ihnen, edle Freundin, in der Fülle seiner Erbarmungen! Er sei gepriesen dafür, daß Er Sie auf die heilige Betrachtung der Einen von Jesu Christo Selbst gestifteten Kirche, die sich immer gleich bleibt, geführt hat. An diesem Felsen scheitern alle Zweifel.'

Nach Empfang eines weiteren Briefes der Dame schrieb er ihr am 10. Februar 1813: ‚Gelobt sei Jesus Christus! Schon seit einigen Posttagen schob ich es auf, Ihren lieben Brief vom 21. Januar zu beantworten. Nicht aus Trägheit schob ich es auf, aber auch nicht aus Etwas, das besser wäre. Ihr Brief setzte mich in einige Verlegenheit, und es

war mir, als dürfte ich Zeit gewinnen, indem ich doch nur Zeit verlor. Ich hatte um desto mehr Unrecht, indem ich eben dieses Versehen — erlauben Sie mir, es Ihnen offen zu sagen, — an Ihnen rügen wollte. Sie, meine theure Freundin, meinen noch ein Jahr gewinnen, noch diese Ostern, wofern ich Sie recht verstehe, mit der lieben Tante lutherisch communiciren zu können. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie dadurch ein Jahr verlieren würden, und wer vermag zu sagen, welchen Verlust ein mit Absicht verlorenes Jahr nach sich ziehen könne? Die Communion enthält ein feierliches Bekenntniß und das Bekenntniß des erkannten Irrthums ist Verläugnung der erkannten Wahrheit. Ich schreibe Ihnen das mit schwerem Herzen, mit dem vollen Gefühle der großen, Ihnen vielleicht indiscret scheinenden Forderung. Ich habe lebendiges Gefühl mit Ihrer Lage. Sie ist von der Art, daß sie, je erträglicher Sie solche zu machen suchen, desto beschwerlicher werden muß. Sie kommen mir vor wie ein Kranker, dem das Lager, worauf er ruht, beschwerlich wird, und ich gestehe es Ihnen, daß ich das Ihrige hart finde.. Sie dürfen aber auch nicht darauf liegen bleiben. Jesus Christus ruft Ihnen zu: „Stehe auf und wandle!“ Wäre nur vom Zeitverlust die Rede, so würde ich es doch für sehr bedenklich halten, den Gnaden der Sacramente aus menschlichen Rücksichten entsagen zu wollen. Aber Ihr Fall ist noch weit ernsthafter. Wofern Sie aus Menschenfurcht Jesum Christum verläugnen, obschon mit dem Vorsatze, Ihn zu gelegener Zeit zu bekennen, so übernehmen Sie selbst die Führung Ihrer Seele, die Ihm gebührt, und rechnen doch zugleich auf Gnaden von Ihm für die Zukunft, denen Sie izt aus Wahl entsagen. Wer verbürgt Ihnen diese gehofften Gnaden? Und welche Unruhe würden Sie im Gewissen fühlen! Glauben Sie es mir sicher, es kommt nur auf einen

scheinbaren Salto mortale an, der aber ein Schwung zum Leben für Sie wird werden an Seiner Hand. Er verließ noch keinen, der sich auf Ihn verließ. Seine Gnade ist den Bekennern immer gegenwärtig. Es sei nun, daß Er die Herzen der Personen, die Sie scheuen, sänftige, oder es sei, daß Er Sie von dieser der Natur so empfindlichen Seite mit Leiden heimsuche, so werden Sie Ihn ewig für dieses oder für jenes preisen. Vertrauen Sie Ihm, verwerfen Sie alles Vertrauen auf selbst gewählte, Zufällen ausgesetzte und — was die Hauptsache ist — nicht erlaubte Wege des Aufschubs. Es mögen noch so heftige Stürme von Außen über Sie ergehen, so werden Sie von Innen ruhig sein, geleitet an der Hand des Sohnes Gottes gleich dem Petrus auf den Wogen, gleich dem Petrus, der durch edles Bekenntniß Jesu Christi zu den höchsten Gnaden gelangte, die je einem Menschen widerfahren sind. Ich schreibe Ihnen mit Schamröthe, edle Freundin! Denn mir war es durch äußere Umstände leicht, den Schritt zu thun, den äußere Umstände Ihnen so schwer machen. Aber ich muß Ihnen doch meine innigste Ueberzeugung mittheilen. Gott wolle Sie leiten, Ihnen Kraft und Muth geben, so werden Sie schon hienieden überschwänglich getröstet werden. Bitten Sie im Glauben, Hoffnung und Liebe: Sie werden gewiß erhöret und sich selig auch im Leiden fühlen.'

Ebenso beachtenswerth zur Würdigung seines religiösen und confessionellen Standpunktes ist ein fast gleichzeitig geschriebener Brief an v. Kannegießer, der ebenfalls durch die Religionsgeschichte veranlaßt sich in Conversionsfragen an ihn gewendet hatte. ‚Es rührt und erfreut mich in hohem Grade,' antwortete Stolberg am 27. Januar 1813, ‚daß Gott Ihnen die Gnade erwiesen hat, Sie von der Wahrheit der katholischen Religion und, um mich Ihrer

eigenen Ausdrücke zu bedienen, Sie davon zu überzeugen, „daß die katholische Kirche die wahre Kirche Gottes sei, der Er Seine Heilsgüter vor allen andern besonders in hohem Maße anvertraut, und welcher Er Seinen Geist vornehmlich verheißen habe.“ Ist nun die katholische Kirche diese wahre Kirche Gottes, so ist sie ja für den, der diese Wahrheit erkannt hat, diejenige, in welche der, welcher ihm diese Erkenntniß gab, welcher diese Kirche stiftete und mit Heilsmitteln sie begabte, ihn einzutreten vornehmlich einladet. Seine Einladung erging an Sie, als er Ihnen diese Erkenntniß gab. Er stand, Er steht vor Ihrer Thüre und klopft an, auf daß Sie ihm aufthun und Ihm folgen mögen, wohin Er Sie ruft. Da Sie meine Geschichte der Religion Jesu Christi und die Uebersetzung von zwei Schriften des heiligen Augustin gelesen haben, so bedarf ich wohl nicht, Ihnen zu sagen, wie sehr ich davon entfernt bin, die Protestanten, welche Gott aufrichtig, mit Demuth und mit Inbrunst suchen, und die Kirche, in welcher sie geboren sind, für die beste halten, zu verdammen. Unter solchen habe ich viele heilige Seelen gekannt, kenne deren auch noch und verehre sie desto mehr, da sie, großer Heilsmittel entbehrend, weil sie solche nicht kennen, dennoch zu solcher Gottseligkeit gelangt sind. Wenn aber ein Protestant zu dieser Erkenntniß gekommen ist, welche Ihnen einleuchtend ward, so muß er ohne Zweifel die zerrissenen Netze, an denen er flickte, schnell verlassen und dem nachfolgen, der ihm mit freundlichem Ernste ruft.

„Ich fürchte — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — daß das Verlangen nach außerordentlichen Kräften eine Versuchung sei, die Ihnen gefährlich ist. Dieser bedürfen wir gewiß nicht, wenn Gott sie uns nicht gibt. Der Trieb nach ihnen kann täuschend sein, ja ich glaube, daß er immer täuschend sei, und daß diejenigen, denen Gott diese Kräfte

verlieh, am wenigsten sie erwartet hatten. Diese Kräfte geben auch dem, der sie besitzt, kein Siegel des Heils. Nicht seinetwegen werden sie ihm gegeben, sondern, wie Paulus von der Gabe, mit Zungen zu reden, ausdrücklich sagt, der Ungläubigen wegen, unter denen er die Heiden meint, welche durch auffallende Krafterweisungen sollten zum Hören des Wortes angelockt werden. Wir wissen nicht, warum zu gewissen Zeiten Gott seinen Arm — der nie verkürzt, aber manchmal mehr, manchmal weniger umwölkt ist — mehr als zu andern Zeiten offenbart; doch dünkt mich, es lasse sich mit großer Wahrscheinlichkeit erklären, warum Jesus Christus, der da, wo Juden, die vom erwarteten Messias wußten, Ihm doch nicht glaubten, ihres Unglaubens wegen keine Zeichen that — in Nazareth, wo die Einwohner so viel mehr Verantwortung als andere hatten — warum, sage ich, Jesus Christus unter den getauften Ungläubigen unserer Zeit auch selten Wunder thue, da solche so oft nur ihnen zur Verdammniß geschehen würden. Gott wolle Ihnen ferner vorleuchten mit Seiner Leuchte und Ihnen Ruhe und Seligkeit gewähren, schon hier auf Erden!' [1]

‚Wie viele Seelen,' schrieb Friedrich von Schlegel im Juli 1816, ‚durch Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi zur Erkenntniß der katholischen Wahrheit gelangt sind, wird erst an jenem Tage offenbar werden, an welchem Alles offenbart wird. So oft ich mich bei Conversionen, die Gottlob zahlreicher werden in unserer Zeit, nach den Gründen erkundigte, so hörte ich fast stets den Namen Stolberg's

[1] Die drei letzten Briefe auch bei Menge 2, 328—332, 341—343. Stolberg's Religionsgeschichte übte auch auf die Conversion von J. N. Böhl von Faber ihren Einfluß aus. Vergl. Rosenthal, Convertitenbilder (Schaffhausen, 1866), Bd. 1, 198.

und seiner Geschichte nennen. Was wir, ich und meine Frau, für unsere Rückkehr zur Kirche sowohl dem Beispiele des Mannes, als seinem Werke schulden, das können wir mit wahrem Dank nur dort aussprechen, wo man in stiller Andacht dem Allbarmherzigen für Seine Gnaden dankt und Ihn um Segen für diejenigen anfleht, die Er als Werkzeuge für diese Gnaden gebrauchen wollte.'

‚Es ist hier in Wien,' heißt es in einem Briefe Schlegel's an Stolberg, ‚ein großer Prediger aufgestanden, Pater Bernardinus bei den Serviten, ein wahrhaft katholischer und apostolischer Verkündiger Gottes und seiner Herrlichkeit, wie es deren izt so wenige gibt. Dabei ein Redner, der selbst weltlich Gesinnten Ehrfurcht einflößt. Es hat mich gerührt und erfreut, daß er Ihnen und Ihrem Werke am meisten schuldig zu sein glaubt von dem, was er etwa leistet.'

Wie für Schlegel und seine Frau, so wurde Stolberg's Geschichte auch für den Prinzen Adolf von Mecklenburg ein Werkzeug der Bekehrung. Der Prinz wandte sich nach seiner Conversion im Jahre 1818 brieflich an ihn, ‚um Ihnen,' sagt er, ‚den innigsten Dank darzubringen, den eine Seele fühlt, die lange nach Beruhigung und einer festen Ueberzeugung sich gesehnt, und dieselbe endlich gefunden durch Lesung Ihres herrlichen Buches der Religion Jesu.' ‚Der Himmel vergelte Ihnen all' den Segen, den Sie durch Ihre Schriften verbreiten, in einer Zeit, wo es der guten Arbeiter so wenige gibt, und wo der Geist des menschlichen Wissens sich so sehr in seiner Einfalt über die göttliche Weisheit erhoben hat, in einer Zeit, wo so Viele glauben, es bedürfe des ersteren nur, um den Zweck unseres Lebens hier auf Erden zu erreichen. Doch dieser alles Gute untergrabenden Philosophie ist ein überzeugender Beweis in Ihrem herrlichen Werke entgegengesetzt, welcher nicht unterlassen wird, tausendfältige Früchte zu

tragen. Gegen solche von Jahrhundert zu Jahrhundert durchgeführte Beweise muß alle Afterweisheit verstummen. Ewig werde ich dem Geber alles Guten danken, das Buch der Religion Jesu in meine Hände geführt zu haben. Auch soll es von nun an mein einziges Bestreben sein, diesen Glauben durch Wort und That öffentlich vor der Welt zu bekennen, da er der einzige sichere Weg ist, um dahin zu gelangen, wohin all' unser Hoffen geht.‘ ‚Ew. Durchlaucht Schreiben,‘ entgegnete Stolberg, ‚beschämt mich so sehr, wie es mich erfreut. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Glück zu dem Lichte, das Ihnen aufgegangen, und zu der Treue des Herzens, mit welcher Sie diesem Lichte gefolgt sind. Diese Treue ist eine Gnade Gottes, welche Ihnen für mehr Gnade bürgt, die der Allbarmherzige denen schenkt, welche der ersten treu bleiben. Ich kann aber nur mit Beschämung sehen, daß Sie meiner Geschichte der Religion Jesu Christi die Ihnen von Gott geschenkte Ueberzeugung zuschreiben wollen. So wie im Reiche der Natur Gott einem kleinen Samenkörnlein, das er auf guten Boden fallen läßt, überschwängliches Gedeihen gibt, so und noch viel mehr thut Er es im Reiche der Gnade.‘ [1]

Selbst auf Steffens machte das Werk einen tiefen Eindruck und er wurde durch dasselbe der katholischen Kirche näher geführt. ‚Ich weiß recht gut,‘ schrieb er mit Bezug darauf an den Convertiten Nikolaus Möller, ‚daß ich mich der Kirche mehr nähere, als die Protestanten ahnen, und es hat mich ergriffen, daß der herrliche Stolberg, den ich wahrlich höher schätze, als er es selbst zu ahnen scheint, das auch meint. Tief rührt es mich, daß die Guten für mich beten, daß sie mir, dem Unbekannten, theilhaftig machen

[1] Vergl. Menge 2, 561, 482—483.

möchten das Heiligste, was sie anbeten. O möchten sie unablässig beten, ich bedarf der Erleuchtung nicht allein, auch der Besserung nur zu sehr. Und wenn ich sagen darf, daß, so viel ich es weiß, Gott meine Feder bewahrt hat vor groben Mißgriffen und rein erhalten vor absichtlicher Verstellung und Lüge, so ist das Alles — aber wie oft, wenn meine Worte die Menschen bewegen, so fühle ich, daß es nur der Schall eines gedämpften Instrumentes ist — und könnte ich mit Gottes Gnade die schwarze Last abwälzen, dann würde der helle Klang und der donnernde Ruf hereinbrechen und ich würde nicht stolz, aber mächtig, nicht durch mich, aber durch Ihn sein.' ‚Was sagt man in Berlin,' fragte Stolberg seinen Sohn Cajus am 17. März 1818, von Steffens' Buch: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland"?' ‚Es ist,' rühmte er, der früher so strenge über Steffens geurtheilt, ‚mit vielem Geiste geschrieben und der Verfasser zeigt sehr edle und ernste Denkart. Obschon in mancher religiösen und politischen Ansicht von ihm abweichend, habe ich doch mit großem Interesse sein Buch gelesen und ehre den Verfasser. Es ist schade, daß die neuphilosophische Sprache das Lesen des Buches erschwert.'

‚Wegen des großen Einflusses', den er ‚auf Tausende ausgeübt und fortwährend ausübe', wurde Stolberg wiederholt von Freunden mit der Bitte angegangen, sein eigenes Leben zu beschreiben. Aber er lehnte diese Bitte jedesmal ab. Als Schlosser in Frankfurt ihn für seine ‚Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelehrtheit' um biographische Mittheilungen ersuchte, antwortete er ihm am 20. Februar 1816: ‚Sein eigenes Leben und Sein öffentlich

darlegen, darf, meine ich, nur Einer, den Gott selbst dazu beruft. Die Stimme, welche dem Augustin das tolle et lege zurief, flüsterte ihm ohne Zweifel den Befehl ein, seine Bekenntnisse zu schreiben. Um das zu dürfen und auch nur auf gewissen Grad es zu können, muß einer den alten Menschen ganz ausgezogen haben und mit dem großen Apostel sagen können: Christus lebet in mir. Augustinus' Bekenntnisse — d. h. den eigentlich biographischen Theil derselben — möchte ich, wofern ich dem hehren Büchlein eine andere Benennung geben dürfte, eine dramatische Ascetik nennen, wie sie nicht ihres Gleichen hat.' ‚Um aber,' fügte er hinzu, ‚in Absicht Ihres Begehrens biographischer Mittheilung nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen zu erscheinen, bringe ich Ihnen folgende Geschichte, von der ich Augenzeuge war und die ich sowohl ihres innern Werthes als des großen Mannes wegen, der mein ältester Freund war und dem ich unendlich viel verdanke, gern erhalten möchte. Klopstock ruhte eines Nachmittags auf seinem Lehnstuhle; ich war bei ihm. Nach und nach kamen Besuche, es waren auch junge geistreiche Weiber darunter. Ich weiß nicht, wie das Gespräch auf das Gebet kam, es ward darüber Einiges gesprochen und Vieles geschwatzt. Alle glaubten, Klopstock schliefe. Das Geschwätz mochte ihm weh gethan haben; er richtete sich auf, ward blaß, wie ihm zu widerfahren pflegte, wenn er recht innig von einer Empfindung ergriffen war, sagte mit seiner leisen, feierlichen Stimme: „Das Gebet ist das Leben der Seele", und sank wieder nieder in seinen Lehnstuhl.'

Auch Ludwig von Haller, der mit Hinweis auf Goethe's Wahrheit und Dichtung ihn zur Abfassung seiner Biographie ermunterte, erhielt im Jahre 1818 eine abschlägige Antwort. Auch ihn verwies er auf die Bekenntnisse des

heil. Augustinus. ‚Ich kann Ihnen darüber nur sagen, was ich in meinem Geschichtswerk über dieses herrliche Werk und mit Bezug darauf gesagt habe.‘ ‚Sich selbst, nicht nur in Erzählung äußerer Schicksale und Handlungen, sondern in seiner Denkart, mit all' seinen Schwächen und Sünden in Entfaltung des Herzens darlegen und mit dankbarer Anerkennung der Erbarmungen und Gnaden Gottes, das kann wohl Keiner ohne große Gefahr der Selbsttäuschung und der Unlauterkeit unternehmen, wenn er nicht gleichsam von seinem eigenen Selbst entkleidet worden, das heißt, wenn ihm sein natürliches Selbst nicht so sehr in seiner Nichtigkeit und die Gnade Gottes so sehr in ihrer Herrlichkeit fühlbar geworden, daß er — man erlaube mir den Ausdruck — nicht sowohl der Erdbeschreiber seines Wesens, sondern der Geschichtschreiber der ihm widerfahrenen Erbarmungen der ewigen Liebe wird. Ohne zur tiefsten Selbsterkenntniß durch Demuth gelangt zu sein, wird dazu Niemand sich ungestraft erkühnen dürfen, noch auch dazu sich erkühnen wollen, wenn nicht Gott ihn dazu beruft. Und beruft ihn Gott dazu, so wird auch seine Schrift ein eigenes Siegel freimüthiger Demuth und demüthiger Freimüthigkeit haben, welches von der Selbstvergessenheit des Schriftstellers und von seinem einzigen Zwecke der Verherrlichung Gottes im Heile der Menschen sichern Beweis gibt. Augustin und Teresa konnten und durften die Geschichte ihres Herzens schreiben, weil sie die Geschichte ihres Herzens schreiben mußten und sollten.‘ ‚Wir sehen Augustinus, wenn wir das Büchlein lesen, im Staube liegend sich unterhalten mit Gott, sich sonnend in Seiner Liebe. Die Leser schweben ihm nur wie Schatten vor. Und das eben gibt diesen Bekenntnissen den höchsten Werth, auch für uns. Denn es ist schwer, daß ein Verfasser seiner eigenen Lebens-

geschichte, der seine Leser gleichsam um sich selbst versammelt, um sich mit ihnen darzustellen, mit lauterer Unbefangenheit erzähle, wenn er auch die Absicht hat, wahrhaft zu sein. Für den Gegenstand seiner Erzählung wird der Erzählende leicht eingenommen, und ist er nun selbst der Gegenstand, wie groß ist dann die Gefahr! Wie groß! Ob wir uns selbst, oder ob wir Gott zum Mittelpunkt, zum Endzweck unseres Bestrebens machen, das entscheidet nach der Wage des Heiligthums unsern Werth! Augustinus macht nicht sich zum Mittelpunkt seiner Erzählung. Gott ist ihm Alles und in Allem! Wie ein frommer Beobachter der herrlichen Natur in den Blumen des Gefildes die Güte Gottes sieht, der Seine Kinder, die Menschen, erfreuen will, so sah Augustinus in sich nur die Erbarmungen Gottes. Und weil er in diesem Gefühle der tiefsten Demuth den Allwissenden Selbst anredet, so wird eben dadurch seine Erzählung für uns desto lehrreicher, weil unsere Belehrung nicht sein nächster, nicht sein Hauptzweck ist.'

Statt seines eigenen Lebens schrieb Stolberg ‚dem deutschen Clerus als ein hohes Musterbild zur Nachahmung': das Leben des heil. Vincentius von Paula, ‚dieses Apostels der Liebe', sagt der Protestant Nicolovius, ‚der zuerst den Gedanken der Stiftung des Ordens der barmherzigen Schwestern faßte, welcher Orden das große Dogma der katholischen Kirche von der rechtfertigenden Liebe in seiner ganzen Herrlichkeit und Lebensfülle vor die Augen der Welt hinstellt.' [1]

‚Ich habe,' meldete Stolberg dem Bruder am 11. Nov. 1816, ‚la vie de St. Vincent de Paul gelesen. Es ist zum Erstaunen, wie viel der Mann, oder wie vielmehr Gott

[1] Nicolovius 133.

durch ihn in Frankreich gewirkt hat zu einer Zeit, da es wahrlich sowohl in physischer als moralischer Hinsicht dort nicht besser stand, als izt. Ich glaube noch viel schlechter. Ich habe mich entschlossen, das Leben dieses apostolischen Weisen izt zu schreiben, da ich meine Religionsgeschichte mit dem 15. Theil beschließe, weil mir die Wogen dieser großen Arbeit über dem grauen Kopf zusammenschlagen. Ich habe sie geendigt mit dem Tode des heiligen Augustinus Anno 430.'

Die Lebensbeschreibung erschien im Jahre 1818, gewidmet dem Münsterischen Weihbischofe Caspar Max von Droste-Vischering, ‚der in einer Versammlung von hundert Kirchenhäuptern, Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, wiewohl er keiner Kirche vorstand, das Beispiel heldenmüthiger Kühnheit gab, des mit Banden drohenden Tyrannen nicht achtete, weil die Wahrheit ihn frei machte, und er nur Gott fürchtet, daher auf Befreiung des gefangenen heiligen Vaters drang und Anlaß gab zur Vereitelung der arglistigen Anschläge des Afterkaisers gegen die Kirche Gottes.'

‚Das Werk diente,' wie Perthes schrieb, ‚zur Erbauung auch unter den Protestanten, denen doppelt und dreifach Noth thut, solche lichte Gestalten selbstopfernder Liebe und Barmherzigkeit lebendig vor Augen zu haben.' Stolberg's Bruder wurde ‚von dem Werk mächtig ergriffen'. ‚Deinen Vincentius,' dankte er am Pfingsttage 1818, ‚habe ich in den Morgen- und Abendstunden mit hohem Genuß, großer Freude und Bewunderung und, ich mag wohl sagen, ächter Erbauung gelesen. Welch' ein Mann! Mit welcher tiefen Beschämung läßt sich durch sein Beispiel lernen, was der Mensch zu thun vermöge. Denn obgleich er ein auserwähltes heiliges Rüstzeug war, der über alle Vergleichung und Nacheiferung weit erhaben war, so sehen wir doch, was die mensch-

liche Natur thun könne, wenn ein höherer Segen ihre Kräfte heiligt. Oftmal hat mich, selbst bei den oft empörenden Künsten der Gaukler, der Gedanke mächtig ergriffen, wie demüthigend es sei, daß wir, indeß verworfene Menschen ihren Leib durch fortwährende Anstrengung zu unglaublicher Geschicklichkeit abrichten können, so wenig für die Veredlung, Reinigung und Erhöhung unseres Geistes, es sei durch unsere Bemühungen oder durch die beständige Anrufung einer höhern Unterstützung, thun. Der rege Trieb und die geheiligte Wirksamkeit unseres ehrwürdigen heiligen Vincentius, sowie die fromme Demuth, mit der er den über alle Erwartung gekrönten Erfolg seiner Bemühungen anerkannte, den er nicht zu verkennen vermochte, machen ihn zum wahren Apostel. Auch bin ich gewiß, daß sich der Segen aller Art, den er um sich in dem weitesten Kreise verbreitete, noch immer mehr und mehr ausdehnt, ja daß die heilsamen Folgen dessen, so er gethan hat, nur mit unserer Erde ein Ende nehmen werden. Hier ein Ende nehmen werden, denn dort oben haben sie eine ewige Fortdauer. Und welche kindliche heilige Einfalt hatte er! Du hast durch diese Lebensgeschichte einen großen Segen unter so viele gebracht, die es Dir danken, den großen Mann und die Wunderwerke seiner Liebe kennen gelernt zu haben.' ‚Es thut mir wohl,' erwiederte Stolberg, ‚daß mein Vincentius Dir so lieb geworden. In der That hat Gott große Wunder der Erneuerung eines auch zu jener Zeit tiefverfallenen Volkes durch diesen in Kraft der Demuth und des Vertrauens mächtigen Mann gethan.'

Im neunundsechzigsten Lebensjahre hatte Stolberg den fünfzehnten Band seiner Religionsgeschichte im Drucke vollendet und wollte das Werk nun nicht mehr weiter fort-

führen, ‚weil das Alter ihn schwächte und der Gegenstand seiner Arbeit, seit dem vierten Jahrhundert, wegen zunehmender Verbreitung der Kirche, auch mannigfaltiger, weltlicher und kirchlicher, sich immer mehr in einander schlingender Verhältnisse, zu behandeln immer schwerer ward'. Aber ‚auch nach Abschluß dieser Arbeit und des Lebens des heil. Vincentius ruhte er nicht'.

‚Wie könnte ich,' schrieb er im Januar 1819 an Christian Schlosser, ‚leben ohne zu arbeiten, und wie könnte ich, so lange ich noch athme, das nicht öffentlich aussprechen, was mich beschäftigt und in tiefster Seele erfüllt. Ich schreibe „Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift", da die Religionsgeschichte meine Kräfte zu übersteigen anfing.'

‚Gleich dem bejahrten Landmanne,' sagt er in der Vorrede des Werkes, ‚der seinem Sohne das väterliche Erbtheil einräumt, dessen Bau ihm zu schwer wird, und statt seiner großen Felder nun den Garten baut, beschränke ich mich auf das Paradies der göttlichen Schriften. Aus der Quelle göttlicher Kräfte schöpfend, welche diese darbieten, verjünge ich mich in ihrem geweihten Schatten, labe mich an dem Dufte ihrer unverwelklichen Blumen und nähre meinen Geist mit den Früchten ihrer Lebensbäume.' Eins der wichtigsten Capitel des ersten, mit der Gesetzgebung auf Sinai abschließenden Bandes (der zweite erschien erst nach Stolberg's Tode) ist das über die Eigenthümlichkeit der heil. Schrift.

Wie seine Religionsgeschichte, so ist auch dieses Werk seinen Kindern zugeeignet. Mit ihnen zunächst will er sich ‚unterhalten von den Erbarmungen Gottes, die er durch seinen Sohn uns erwiesen und durch seinen heiligen Geist uns offenbaret hat'. Die ewige Liebe, die uns selbst ihre Erbarmungen kundgethan, ‚will uns aus dem Dunkel in's

Licht, aus dem Tod in's Leben führen. Dazu bietet sie uns die Hand, welche die Himmel erschuf. Wir sehen sie in der Morgendämmerung des Glaubens. Ergreifen wir sie, meine herzgeliebten Kinder. Ergreifen wir diese mit vollem Vertrauen der Liebe, oder vielmehr lassen wir nur die unsrige von ihr ergreifen! Lassen wir uns beleben von dem Odem, der segnend durch alle Welten Leben und Wonne hauchet, und das Leben der Wonne und die Wonne des Lebens — Liebe!'

‚Gleichsam als ob der Greis,' schrieb ein Freund, ‚bei der unsichern Dauer seiner Tage selbst in Darstellung des höchsten Gegenstandes nicht fortfahren wollte, ohne zuvor die Summe und das praktische Ziel der ganzen Offenbarung, die Liebe zu Gott, dem Willen seiner Leser mit innigem Ernste nahe gelegt zu haben, verfaßte er nun das Büchlein von der Liebe, welches vollendet zu haben ihn auf dem Todesbette erfreute.'

Was de Maistre von der Religionsgeschichte sagte, kann man mit gleichem Rechte von Stolberg's letztgenannten Schriften sagen: sie sollten in keiner gebildeten christlichen Familie fehlen wegen ihrer herzlichen kindlichen Frömmigkeit, wegen ihrer reichen Fülle von tiefen und großen Gedanken, und wegen ihrer überall praktischen Richtung. Man lebt mit dem Verfasser, man schreitet mit ihm vor, man fühlt sich sicher auf den verschiedenen, vielfach verschlungenen Wegen, worauf er uns leitet.

In dem ‚Büchlein von der Liebe' ist besonders schön das Capitel über die unendliche, in der Erlösung erwiesene Liebe des Heilandes, aus der unsere Liebe allein geschöpft, auf die allein sie begründet werde, ferner die Capitel über die Demuth, über das Gebet, und über die Heimsuchungen Gottes durch Leiden und Trübsale.

Er schildert sich uns selbst, wenn er schreibt: „Kinder Gottes haben nicht nur viele Leiden in Gemein mit andern Menschen; sie haben auch Leiden der Seele, von denen jene nichts wissen. Leiden der Liebe! Durchdrungen vom Gefühl der Liebe zu Gott, fühlen sie bittern Schmerz darüber, daß er von so Wenigen gekannt wird, von so Wenigen geliebt! Durchdrungen vom Gefühle der Liebe Gottes, fühlen die Kinder Gottes bittern Schmerz darüber, daß ihre Gegenliebe noch so kalt sei! Sie seufzen über ihre Trägheit in seinem Dienst, über ihre Uebereilungen, über ihre Zerstreuungen, über ihre täglichen Fehltritte und Untreuen. Dieser heilsame Schmerz, der sie in der Demuth erhält, begleitet sie oft durch's Leben. Anfänger im Christenthum begreifen oft nicht, daß Lieblinge Gottes, von denen sie glauben, daß sie den Gipfel erreicht haben, noch solchen Schmerzen unterworfen sind; ja sie werden manchmal irre an ihnen, so irre, daß sie die Aufrichtigkeit ihrer demüthigen und reuigen Aeußerungen bezweifeln. Doch ist diese Demuth, diese Reue nicht nur aufrichtig, sie ist auch wohl begründet. Denn je weiter die Kinder Gottes fortschreiten auf dem steilen Pfade des Heils, desto mehr werden sie inne, daß die Höhe, welche sie erstiegen haben, ihnen, weil sie unmittelbar vor ihnen sich erhob, einen höhern Gipfel verbarg, den sie noch ersteigen müssen.'

„Waltet die Liebe in ihrer Vollkommenheit, so wird in dem Menschen das Ebenbild Gottes hergestellt, sein ganzes Wesen wird Harmonie. Sein Leben ist ein Lobgesang. Die Einfalt seines, durch kein anderes Trachten gestörten Sinnens und Thuns gibt ihm in der höchsten aller Bestrebungen eine gediegene Kraft, wie sie in seinen niedern Bestrebungen kein Weltling haben kann. Selbst in zeitlichen Verhältnissen und Geschäften gibt diese Einheit der Kraft und

des Willens dem wahren Christen oft eine Einheit der Umsicht, einen Nachdruck im Wirken und eine freie Grazie im Handeln, welchen die Welt, ohne sie zu begreifen, dennoch ihre Bewunderung nicht versagen kann.'

‚Die Liebe, welche ich im Stolberg'schen Hause fand,' schrieb der Convertit Nikolaus Möller am 21. December 1817 aus Prag, ‚habe ich noch nicht wiedergefunden. Den Glauben haben wir Alle, aber die Liebe, die Seele des Glaubens, ist leider bei den Meisten von uns schwach und ohnmächtig.' Im Stolberg'schen Hause, sagte Clemens Brentano, ‚ist Alles, wonach man sich sehnen kann: Jesus, Kirche, Einfalt und das gesegnetste Wirken.'

Viertes Buch.

Aus dem häuslichen Kreise von 1814—1819.

Im Jahre vor dem Heldentode des Sohnes Christian wurde die Familie ‚von einem schweren Leid mit dem jüngern Sohne Franz (geb. 1802) heimgesucht, dem Liebling aller Angehörigen, der nach wiederholten heftigen Brustschmerzen im August 1814 vollständig gelähmt ward'. Auf ärztlichen Rath reiste die Mutter mit dem Kranken nach Pyrmont. ‚Ich bin voll Vertrauen,' schrieb ihr Stolberg dorthin am 8. September, ‚daß Gott das Bad an unserm Franz segnen werde, nicht aus andern Gründen, als weil Gott bisher so überschwänglich uns, im Leiblichen und im Geistlichen, in den Kindern gesegnet hat. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der lebendige herzige Knabe bestimmt sei, ein gebrechlicher Mensch zu werden. Wäre es Gottes Wille, so wäre es gewiß zu seinem Besten; aber der Natur schaudert bei der Vorstellung, und ich hoffe mit Zuversicht, daß es nicht geschehen werde. Gott sei mit Dir! O wie wird doch die wahre Ergebung in Seinen Willen, wenn sie nicht so allgemein in den blauen Himmel hineingeht, sondern in einzelnen Fällen erfordert wird, mir so schwer! Bete für mich, daß der neue Mensch in mir immer mehr Gestalt gewinnen möge. Ge-

lobt sei Jesus Christus.' Das Pyrmonter Bad führte keine Genesung herbei, vergeblich war auch im October und November die Behandlung des berühmten Arztes Marcard in Hannover, zu dem Stolberg den Kranken gebracht hatte. Den ganzen Winter hindurch litt der Knabe in Tatenhausen an den heftigsten Schmerzen, die er aber ‚mit der Ruhe und Liebe eines Engels' ertrug. ‚Unsere Tage,' heißt es in einem Briefe Stolberg's an seine Nichte Bernstorff vom 7. März 1815, ‚gehen schnell dahin, wie die Spule des Webers, aber jeder Tag führt für uns Vieles herbei und Alles soll uns zum Besten dienen! Jeder Tag säet aus, und achten wir die Saat, so bringt jeder Tag uns der Ernte näher. Jedes kleine Leiden ist ein Bild unserer selbst. Denn es wird — wie wir im Tode — gesäet in Schwachheit, auf daß es auferstehe in Kraft; es wird gesäet in Unehre, auf daß es auferstehe in Herrlichkeit!

‚Diese Betrachtungen werden mir izt nahe an's Herz gelegt durch die langwierige Krankheit meines dreizehnjährigen Franz, den Gott in seiner fesselnden Lähmung so freundlich heimsucht. Ich kann nicht sagen, daß Gott ihn tröste, denn wie sollte da von Trost die Rede sein, wo Seine Gnade so kräftig, Mark und Bein durchdringend, waltet? Er ist freudig und frei, obschon so Vieles entbehrend und so gebunden. Aber das Entbehrte vermißt er nicht, und je mehr die Bande den Leib drücken, desto mehr erschwingt sich in Geduld und in Liebe der Geist. Es erweiset sich kräftig in ihm, was Jesus Christus den Seinigen erworben hat. Diese höhere Freude an ihm erhält auch seine Mutter, daß sie nicht erliegt unter dem Schmerze des nahen Scheidens, und unter ununterbrochener Pflege bei Tag und bei Nacht. Manche Nacht steht sie wohl zwölf, manchmal wohl zwanzig Mal auf, da er oft Schmerzen in den Beinen hat, welche mehren-

theils auf eine Zeitlang weichen, wenn diese geschüttelt werden. Die Gegenwart unserer Julia ist ihr und dem Kranken zu großer Hülfe, uns Allen zu großem Trost. Ueberhaupt machen alle unsere Kinder uns sehr viel Freude, und auch bei diesem traurigen Anlasse zeigen sie sich, so wie wir es nur wünschen können, auch die von Herzen gute, von Gott selbst uns zugeführte Braut unseres Christian.'

‚Unser Franz,' schreibt er eine Woche später an die Schwägerin Luise, ‚wird immer schwächer und sein Ende ist ohne Zweifel sehr nahe. Er sehnt sich herzlich darnach, besonders seit seiner letzten vorgestrigen Communion. Aber nicht aus, noch mit Ungeduld, sondern in voller Ergebung in Gottes Willen. „Bei Gott, bei unserm Heiland werde ich euch viel näher sein als izt," sagte er gestern zu Sophie und heute mir. Wenn Gott Sein Lob in dem Munde der Kinder bereitet, so können wir Alten viel lernen. Ich darf ihn nicht merken lassen, mit welcher Ehrerbietung ich an seinem Bette oder Sessel sitzend von ihm lerne. Gott sei gelobt! Seinen Geschwistern, die sich alle, Groß und Klein, nach unseres Herzens Wunsch benehmen, ist sein Krankenbett ein großer Segen.'

Am 30. März 1815 meldete er dem Bruder den Tod des geliebten Kindes. ‚Gestern Nachmittag um zwei Uhr ist unser lieber Franz, nachdem er seit drei Tagen kalt war und sterbend schien, auch nur weniger Aeußerungen fähig war, die aber alle Geduld, Gottseligkeit und Liebe athmeten, nach zweistündiger entschiedener Agonie heimgegangen. Wohl ihm! Wohl auch uns, der holde Knabe war unser und bleibt unser in Ewigkeit! Seine Geschwister haben an ihm gesehen, was die Religion Jesu Christi vermag, und er hat schönen Eindruck in ihnen zurückgelassen. Während der langen, oft sehr schmerzhaften, immer äußerst beschwerlichen Krankheit

ist ihm nie auch nur Ein Wort der Ungeduld entfahren. Jeder zeitliche Dorn brachte ihm ewige Rosen. Unser blühender Reigen ist sehr zerrissen worden.'

‚Diesen Vormittag,' fügte er am 31. hinzu, ‚ist unser lieber, holder Knabe — doch nicht er, nur seine schöne Hülle, unter Begleitung seiner Geschwister begraben worden auf dem Kirchhofe zu Stockkämpen, dessen Du Dich gewiß erinnerst. Er ruht unter dem Bilde des Gekreuzigten, der seine Hoffnung, seine Kraft, seine Liebe war. Ich Alter blieb daheim mit Sophien, Julien und Philippinen. Welch' ein schöner Frühling! Unser Franz pflegte die ersten Frühlingszeichen zu erspähen und uns die ersten Blumen zu bringen! Ach es war ein holder Knabe, so keck und so rasch, so sanft, zart, voll Liebe! Wohl ihm!'

Nachdem dann wenige Monate später Christian bei Ligny gefallen, schrieb die Gräfin Sophie am 20. Juli an die Schwägerin: „Ja, Gott hat mich schmerzlich geprüft in diesem Jahre. Möge ich Ihm, wie die gute Schlosser in einem sehr lieben Briefe schreibt, möge ich Ihm stille halten! — das ist mein Flehen. Er wird mir auch Gnade dazu geben, ich meine innerlich, denn das Aeußere ist nichts und läßt sich leicht thun. Aber wenn die Seele immer wieder nach den Geliebten verlangt, so mächtig und gewaltsam von lieben Gestalten, die sie immer umschweben, von so vielen süßen Erinnerungen und Hoffnungen ergriffen wird, dann wieder und immer wieder mit wahrer Ergebung zu sagen: Herr, Dein Wille geschehe! und stille halten, so schmerzlich wehe es auch thut, dazu wolle Gott mir Gnade geben und darum wollest Du für mich beten. Für meine lieben theuern Kinder kann ich mich oft von Herzen freuen. Sie sind geborgen, Gott hatte sie beide zu früher Reife gebracht, denn auch Christian war weit über seine Jahre ernst, auf Gott

gerichtet, streng gewissenhaft, wo er es erkannte, und kindlich demüthig durch manche frühe Erfahrung und tiefe Erkenntniß seiner Fehler und seines eigenen Unvermögens. „Gottes Gnade allein kann mich halten und sie wird es thun, wenn ich nur treu kämpfe," schrieb und sagte er mir so oft, aber seine scharfen Ecken, seine ungestüme Jugend, seine noch unreife Kraft verbargen dieses, wenn man ihn nicht genau kannte. Ihr hattet ihn lieb, den lieben Jüngling, und das ist mir eine große Freude. Ach wie konnte er so innig lieben, so herzlich ehren! Aber wo er nicht achten konnte, da widerstrebte sein Herz der Liebe, darum war ihm auch so oft nicht wohl in der Welt und so Manches stieß und kränkte sein grades liebes Herz. Wenn mein Tagewerk vollendet ist, Gott mich hier gereinigt und gereift hat, so komme ich wieder zu ihnen, zu den geliebten Kindern, an die ich freilich jetzt oft mit heißen Thränen und immer tiefem Schmerz der so gewaltigen Sehnsucht, aber auch mit Dank und Wonne denke. Wie gut sich Alfred und Leopold benehmen und wie ernster guter Gesinnung sie in jeder Absicht sind, kann ich gar nicht sagen. Gottes Gnade sei mit uns und führe uns zu sich durch Alles, was uns trifft. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen und so dient uns ja auch der bitterste Schmerz zum Besten, wenn wir ihn lieben. Unsere Kinder beten darum.'

‚Je schwerere Verluste der Tod uns gebracht hat,' sagt Stolberg in einem Briefe an den Bruder, ‚desto inniger schließen wir uns an einander.' ‚Mit jedem Jahre,' schreibt er ihm zum Geburtstage am 15. October 1815, ‚wird mir dieser von der Liebe bestrahlte Tag feierlicher, ernster und dem schwachen Gefühl nach, welches die Trennung eben an dem Tage am lebhaftesten empfindet, trauriger in unbewachten Augenblicken. Aber dann erwache ich auch jedesmal wieder

und freue mich unseres Seins, das in hellerem Lichte vor mir scheint, als die Tage unter der Sonne. Diese bescheint bald unserer Hüllen Ruhestätte, aber wohl uns, wir sagen es mit voller Empfindung dem edeln Young nach: 'T is the great birthright of mankind to die! Indessen fühle ich mehr noch als sonst unsere Trennung an diesem lieben Tage, der meiner Jugend Erinnerungen und die männlichen und die greisenden alle in Einen Strauß der Liebe bindet, Einen Strauß, den ich auf den Altar Desjenigen hinlege, der Selbst unser Bruder werden wollte und das brüderliche Verhältniß heiligte.' Und am 17. November nach seinem Geburtstage: ‚In lebendigen Worten der Liebe, beste Luise, hast Du mir die vergangenen Jahre vor dem Blick des Geistes vorbeigeführt im schönen Abendroth der Erinnerung. Wohl uns! Wie in nordischen Sommernächten fließt das Abendroth sanft über in das Morgenroth. Und des großen Morgens harrend stehen wir in lichtem Abendschimmer und schauen zurück mit Dank und mit Scham und mit Liebe auf die vielen Gnaden, die Gott uns erzeigt. Er hat uns reichlich gesegnet, allerliebste Luise! Daß Er seit so vielen Jahren mich mit Dir verband, dafür werde ich Ihm ewig danken. Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie mein Bruder und ich Dich an einem Sonnabend Nachmittag zuerst in Bernstorff sahen. Es war eine der Erinnerungen, welche in's Leben übergehen und haften. Du warst mit der Oberjägermeisterin von Jägersburg zu Fuß hingekommen. Ihr Beide hattet die Hofuniform, grün und gold. Und dann — und dann! Du warst mir Schwester, ich Dir Bruder, ehe das schöne heilige Band Dich mit meinem Bruder verband und wir uns noch mehr Schwester und Bruder wurden. Bei vielen Urnen sind wir vorübergezogen in gemeinschaftlichem Schmerz. In ihnen ruhen

ewige gemeinschaftliche Freuden, Wonnen des Wiedersehens! Welche junge Geschlechter sind auch um uns her aufgeblüht, ein Garten ewiger Blumen, der uns bleibt! Liebe, beste Luise, indem ich hier an einem trüben Novemberabend an Euch schreibe, ist mir, als wehete mir die Morgenluft des Paradieses, in welches zwei blühende Jünglinge dieses Jahr eingingen, die mit den andern Geliebten, mit meiner Agnes, mit Puletchen [1], mit Deinem Ludwig, dem seligen Bernstorff, den beiden Emilien [2] und so vielen Andern unser harren!'

An demselben Tage sprach er dem Bruder seinen Dank aus: ‚Dein Brief ist mir in's innerste Leben eingegangen, in jenes Leben, das Gottlob nicht nach Tagen und Jahren berechnet wird, sondern, wiewohl aus dem Born der Zeit entspringend, doch in den Ocean der großen, hohen, lieben Ewigkeit sich ergießt und gern hineilt, dorthin, wo die Liebe nicht mehr umherirrt wie Noah's Taube, wo sie ihre Heimath findet unter dem Schatten der Lebensbäume am ewigen Strom der Urliebe! Eya, wären wir da! Aber wir nahen uns, und in der Liebe, die Gott uns schon hienieden in die Herzen gab, und die Er durch Beziehung auf Ihn heiligt und verewigt, finden wir ja schon Vorempfindung des Wesens und der Wahrheit, und danken Gott für Alles, was Er uns durch einander gab, was Er uns gemeinschaftlich gab, was Er jedem von uns insbesondere und auch so uns Beiden gemeinschaftlich gab, weil wir Gottlob in Gemeinschaft der Güter der Liebe, der ewigen Güter leben und leben werden immerdar!'

‚Ich bewegte Manches und Manches in meinem Herzen an meinem Geburtstage und wie schön winkte mir die Hoff-

[1] Seiner im Jahre 1782 verstorbenen Schwester Henriette.
[2] Vergl. S. 53, 120, 190.

nung, daß wir, so Gott will, Euch besuchen werden in diesem Jahre, das ich begann. Ich sage: so Gott will, denn wie gebunden wir auf manche Weise sind, wie manches Hinderniß bei unsern vielfältigen Verhältnissen sich erheben könne, das wisset Ihr; aber Ihr traut uns auch zu, daß nur Seile des Zwangs uns abhalten können und wir Fädchen und Faden durchreißen werden.'

Der Besuch erfolgte vom Mai bis Juli 1816. ‚Es wird mir schwer, allerliebste Luise,' schrieb Stolberg nach seiner Abreise der Schwägerin aus Emkendorf, wo er sich bei seinem Freund Reventlow und dessen seit beinahe dreißig Jahren kranken Gemahlin Julia befand, ‚zum ersten Mal wieder zur Feder meine Zuflucht zu nehmen, nachdem Gott mir die Freude gewährt hatte, wieder von Angesicht zu Angesicht mit Dir zu sprechen. Diese Stunden sind nun dahin mit so vielen der vorigen vielen Jahre, die je mehr und mehr uns verbanden. Werden solche uns auch wiederkommen? Ich hoffe es, aber ich fühle es auch ganz, daß diese Hoffnung schwankend sei. Unsere Jahre lassen zeitlichen Hoffnungen wenigen Spielraum und legen uns die Unsicherheit jeder derselben nahe an's Herz. Je mehr und mehr werden wir auch inne, wie unser Leben, selbst ein Fragment, aus fragmentarischen Brocken zusammengesetzt sei, die wir selbst nicht ganz verstehen, deren Deutung wir oft rathen und erst ganz verstehen werden, wenn das Stückwerk aufhören wird. Von ganzer Seele, mehr als Worte sagen können, danke ich Dir für alle herzliche Liebe, die Du auch dießmal mir erwiesen hast, und ich danke Gott, dem Geber der Freude und der Liebe, dafür. Er gibt jeder reinen Freude, jeder wahren Liebe Unsterblichkeit.' Dem Bruder schrieb er am 9. August: ‚Seit wir am 5. aus Lübeck von einander schieden, haben wir gewiß Beide mit vereinten Empfindungen

ewige gemeinschaftliche Freuden, Wonnen des Wiedersehens! Welche junge Geschlechter sind auch um uns her aufgeblüht, ein Garten ewiger Blumen, der uns bleibt! Liebe, beste Luise, indem ich hier an einem trüben Novemberabend an Euch schreibe, ist mir, als wehete mir die Morgenluft des Paradieses, in welches zwei blühende Jünglinge dieses Jahr eingingen, die mit den andern Geliebten, mit meiner Agnes, mit Puletchen [1], mit Deinem Ludwig, dem seligen Bernstorff, den beiden Emilien [2] und so vielen Andern unser harren!'

An demselben Tage sprach er dem Bruder seinen Dank aus: ‚Dein Brief ist mir in's innerste Leben eingegangen, in jenes Leben, das Gottlob nicht nach Tagen und Jahren berechnet wird, sondern, wiewohl aus dem Born der Zeit entspringend, doch in den Ocean der großen, hohen, lieben Ewigkeit sich ergießt und gern hineilt, dorthin, wo die Liebe nicht mehr umherirrt wie Noah's Taube, wo sie ihre Heimath findet unter dem Schatten der Lebensbäume am ewigen Strom der Urliebe! Eya, wären wir da! Aber wir nahen uns, und in der Liebe, die Gott uns schon hienieden in die Herzen gab, und die Er durch Beziehung auf Ihn heiligt und verewigt, finden wir ja schon Vorempfindung des Wesens und der Wahrheit, und danken Gott für Alles, was Er uns durch einander gab, was Er uns gemeinschaftlich gab, was Er jedem von uns insbesondere und auch so uns Beiden gemeinschaftlich gab, weil wir Gottlob in Gemeinschaft der Güter der Liebe, der ewigen Güter leben und leben werden immerdar!'

‚Ich bewegte Manches und Manches in meinem Herzen an meinem Geburtstage und wie schön winkte mir die Hoff-

[1] Seiner im Jahre 1782 verstorbenen Schwester Henriette.
[2] Vergl. S. 53, 120, 190.

nung, daß wir, so Gott will, Euch besuchen werden in diesem Jahre, das ich begann. Ich sage: so Gott will, denn wie gebunden wir auf manche Weise sind, wie manches Hinderniß bei unsern vielfältigen Verhältnissen sich erheben könne, das wisset Ihr; aber Ihr traut uns auch zu, daß nur Seile des Zwangs uns abhalten können und wir Fädchen und Faden durchreißen werden.'

Der Besuch erfolgte vom Mai bis Juli 1816. ‚Es wird mir schwer, allerliebste Luise,' schrieb Stolberg nach seiner Abreise der Schwägerin aus Emkendorf, wo er sich bei seinem Freund Reventlow und dessen seit beinahe dreißig Jahren kranken Gemahlin Julia befand, ‚zum ersten Mal wieder zur Feder meine Zuflucht zu nehmen, nachdem Gott mir die Freude gewährt hatte, wieder von Angesicht zu Angesicht mit Dir zu sprechen. Diese Stunden sind nun dahin mit so vielen der vorigen vielen Jahre, die je mehr und mehr uns verbanden. Werden solche uns auch wiederkommen? Ich hoffe es, aber ich fühle es auch ganz, daß diese Hoffnung schwankend sei. Unsere Jahre lassen zeitlichen Hoffnungen wenigen Spielraum und legen uns die Unsicherheit jeder derselben nahe an's Herz. Je mehr und mehr werden wir auch inne, wie unser Leben, selbst ein Fragment, aus fragmentarischen Brocken zusammengesetzt sei, die wir selbst nicht ganz verstehen, deren Deutung wir oft rathen und erst ganz verstehen werden, wenn das Stückwerk aufhören wird. Von ganzer Seele, mehr als Worte sagen können, danke ich Dir für alle herzliche Liebe, die Du auch dießmal mir erwiesen hast, und ich danke Gott, dem Geber der Freude und der Liebe, dafür. Er gibt jeder reinen Freude, jeder wahren Liebe Unsterblichkeit.' Dem Bruder schrieb er am 9. August: ‚Seit wir am 5. aus Lübeck von einander schieden, haben wir gewiß Beide mit vereinten Empfindungen

die vergangene, so schnell vergangene Zeit, die wir beisammen waren, in der Erinnerung wieder in wehmüthigem Gefühl aufleben lassen, und so viele einzelne Stunden wieder zurückgerufen. Selbst im traurigen Gefühl der Trennung danke ich Gott mit vollem Herzen für dieses schöne Wiedersehen. Ein solches gibt doch immer ein Vorgefühl des großen Wiedersehens, so wie die süße und hehre Sehnsucht nach diesem Wiedersehen durch jeden Abschied neu belebt wird.' Am 15. October kommt er noch einmal auf die Zeit des Zusammenseins zurück. ‚Mag es gleich scheinen, daß es Dir und mir übel anstehe, die Ohnmacht der Buchstaben zur Darstellung lebendiger Empfindung rügen zu wollen, so fühle ich es dennoch in diesem Augenblicke sehr lebhaft, daß Alles, was ich Dir so gern sagte, mir nicht genügen könnte, wie ich ja auch der Worte des Mundes gern entbehren würde, wenn mir vergönnt wäre, mit dem vollen Gefühl des Herzens mich heute Dir in die Arme zu werfen, mich Dir an's Herz zu legen! Da ich das nicht vermag, so rufe ich die schönen Erinnerungen der vorigen Jahre, die schönen Erinnerungen dieses Sommers zurück. Doch auch sie erfüllen mich mit Wehmuth, denn wie flüchtig schwanden jene Tage dahin! Lieber richte ich den Blick auf die uns nahende Zukunft. Jeder Geburtstag führt uns ihr näher, aber zeigt auch mit goldenem Stabe hinauf zur wahren Heimath, die unser harrt.'

Im Herbst 1816 bezog der Sohn Cajus die Universität Göttingen. ‚Solches Trennen von den Kindern ist immer schmerzhaft,' schrieb Stolberg, ‚obgleich er in den Ferien uns immer wird besuchen können. Ich darf sagen, daß er in aller Absicht wohl gerüstet nach Göttingen zieht. Der Feldzug und die Zeit nachher haben ihn sehr zu seinem Vortheil ausgebildet; seine Gesinnung ist sehr gut. Sonst muß ich

gestehen, daß ich mit mehr Freudigkeit meine Söhne in den heiligen Krieg ziehen sah, als auf die eben nicht heilige Universität. Aber es muß sein und es ist gut.' ‚Ich habe soeben an Cai geschrieben,' meldet er seiner Frau aus Brinke am 25. October, ‚mich verlangt sehr nach Nachricht von ihm, wie er sich orientirt, wie die holstein'schen Jünglinge ihm gefallen und wie die Collegia. Ich habe Mitgefühl mit seiner Verödung am Orte, wo er noch Niemand kennt; desto mehr, da er selbst ein wenig näher gekannt sein muß, um zu gefallen. Doch bin ich versichert, daß er je mehr und mehr Achtung und Liebe erwerben werde. Möge er den eigentlichen Schatz, den er im Herzen trägt, rein bewahren! Doch ich hoffe mit Zuversicht, daß er ihn Gott zu verwahren geben werde.'

Im November desselben Jahres siedelte Stolberg mit Familie von Tatenhausen nach dem eine Meile von Brinke entlegenen Hannover'schen Domanialgut Sondermühlen bei Melle über.

An seine Schwester Catharina.

Sondermühlen, 5. Dec. 1816.

Indem ich das Datum schrieb, fiel mir ein, liebstes Kätchen, an wie vielen Orten ich schon Deinen mir und Vielen so lieben Geburtstag gefeiert habe und heute zum ersten Mal hier. Ein omnia sua secum portans trag' ich schon seit vielen Jahren den immer höher anschwellenden Erinnerungsranzen auf dem von Alter sich schon krümmenden Rücken; aber viele derselben erleichtern auch wie Flügel den Gang, den ich ohnehin, dankbar für so Vieles, das mir ward, für so Vieles, das mir blieb, mit getrostem Muthe fortwandle, fröhlich vor Allem in Hoffnung!

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Sondermühlen, 14. Jan. 1817.

Uns hat im Anfang dieses Jahres die zwar nicht unerwartete und dennoch auf gewisse Weise überraschende Nachricht vom Heimgange unserer geliebten Julia Reventlow sehr erschüttert, doch möchte ich lieber sagen tief gerührt. Ihr Leben war das Athmen der Liebe zu Gott und zu den Menschen und nach dreißigjährigen Leiden hat Gott sie in sanftem Tode wie in einem Hauch der Liebe zu Sich gezogen. Jzt ist sie an der Quelle der Wahrheit und der Liebe, nach welcher sie von erster Jugend an sich so herzlich sehnte. Ihr trefflicher Mann ist tief gebeugt, aber mit frommer Ergebung und mit voller Empfindung des Trostes, den eine solche Seele, wenn sie von uns scheidet, uns zurückläßt.

An seine Schwester Catharina.

Sondermühlen, 27. März 1817.

Ich bedarf Dir nicht zu sagen, liebstes Kätchen, wie oft und mit welcher herzlichen Theilnahme ich Deiner gedenke, Dich mir vergegenwärtige, mit Dir traure, mich aber auch freue, daß Dir Gott die Kraft gibt, über die Spanne Zeit — die für uns nun doch gewiß keine Spanne eines Riesen sein kann — hinein zu sehen in die große Ewigkeit, in welche so viele der Unsern vor uns hinübergingen. Die Hälfte der lieben Unsrigen ging uns zuvor und wir werden bald folgen. Uebermorgen wird es zwei Jahr, daß mein lieber Franz heimging und bald nach ihm Christian. Die guten Reventlows werde ich wohl schwerlich wiedersehen. Die Trennung von Lebenden, welche man liebt, ist, wenn man wenig Hoffnung hat, sie hienieden wiederzusehen, zwar minder feierlich, als die Trennung von den lieben Abgeschiedenen, aber im Grunde viel trauriger, da sie nicht den hohen

Trost hat, und da die ewige Heimath, in welcher diese sind und in welche wir ihnen zu folgen hoffen, schon eine herrliche Idee der Wiedervereinigung mit sich führt.

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, 7. Juni 1817.

Diesen Morgen ließ sich bei mir ein Herr von Brentano[1] melden, ein Sohn der ‚kleinen Frau', die wir im Jahre 1779 mit ihrer Mutter, der Laroche, sahen. Er ist ein äußerst interessanter, lebendiger, geist- und herzvoller und frommer Mann von solcher Natürlichkeit und Traulichkeit, daß uns mit ihm und ihm mit uns ward, als wären wir alte Freunde.

Ende Juni 1817 verließ Kellermann, der langjährige Erzieher der Kinder, das Stolberg'sche Haus, um an St. Ludgeri in Münster die Stelle eines Dechanten zu übernehmen. ‚Gott sei gelobt,' schrieb Stolberg über ihn an die Schwester Catharina am 12. Juli, ‚daß er uns diesen Hausengel sechszehn Jahre lang ließ! Wir Alle, Groß und Klein, verlieren an ihm unendlich viel. Meine Kinder empfinden es Gottlob ganz, was sie an ihm verlieren. Ich fahre fort, an Leopold und Alfred täglich vier griechische Stunden zu geben, auch haben sie Lectüre bei Sophie. Uebrigens studiren sie fleißig für sich. Sie einem neuen Hofmeister zu unterordnen, wäre auch darum unweise, weil wir nicht leicht einen finden würden, den sie nicht übersähen, besonders Alfred.'

---

[1] Clemens Brentano, der auch im September 1818 in Sondermühlen war. Vergl. über seinen damaligen Besuch seinen schönen Brief in ‚Cl. Brentano's Gesammelte Briefe' 1, 266—268.

‚Unsern lieben theuern Freund Kellermann,‘ sagt die Gräfin Sophie in einem Briefe an Professor Schmülling in Braunsberg, ‚der uns ein geliebter Bruder war, der väterliche Lehrer unserer Kinder, haben wir denn wirklich verloren; wir sind von ihm dem Raume nach getrennt und ich muß mir oft sagen, was Franz von Sales irgendwo sagt:

Les enfants des hommes se quittent,
Les enfants de Dieu ne se séparent jamais.

‚Er fühlt sich einsam in Münster, wie wir uns verwaist in Sondermühlen fühlen. Mein Sohn Cai schreibt mir aus Göttingen: „Ich kann mir das väterliche Haus nicht ohne Kellermann denken, der der Vermittler des ganzen Hauses war, alle unsere Unarten trug und unser väterlicher Freund war.“ Dieses Gefühl theilen Alle, Hausgenossen und Kinder, vom Größten bis zum Kleinsten. Jedes Jahr hatte ihn milder und demüthiger gemacht, mehr in Innerem und Aeußerem in Harmonie gebracht. So tief und schmerzlich ich die Lücke bei uns fühle, so sehr freue ich mich doch, daß ein Mann, wie er, in Münster ist, und hoffe, daß Gott sein Thun daselbst segnen wird, wie er es bei uns segnete.

Cai ist ein frommer, braver Jüngling. Gott wolle der Jugend, und seiner Kirche beistehen, denn überall ist die Ernte groß und der Arbeiter sind wenige.‘

An seinen Sohn Cajus.

Sondermühlen, 6. Juli 1817.

Es freut mich, daß drei Deiner Collegien Dich sehr interessiren. Was Saalfeld's Statistik betrifft, so beruht diese Wisserei (denn zur Wissenschaft kann sich, dünkt mich, die Statistik nicht erheben, wiewohl sie allerdings mit

vielem Verstande behandelt werden kann) auf bekannten Angaben, deren Kunde sehr nützlich ist. Schlözer, der sehr viel Scharfsinn hatte, wußte sie interessant zu machen. Beim Philosophiren über positive Angaben kommt Alles darauf an, ob der Professor richtig philosophire. Und im Ganzen genommen ist es vielleicht besser, wenn er der soliden, obschon trockenen Speise keine Brühe aufgießt. Denn durch die Professoren-Brühen werden die jungen Leute nicht selten gebrüht.

Morgen wird es acht Tage, daß unser lieber Kellermann uns verließ. Was uns und ihm der Abschied war, kannst Du ganz mit uns empfinden. Seines Gleichen habe ich wenige gesehen; keinen Jugendführer, der auch nur von fern ihm zu vergleichen wäre. Und was war uns sein Umgang! Welchen Freund hatten wir an ihm, welchen Segen das ganze Haus und die Gegend umher! Deine Geschwister fühlen Gottlob ihren Verlust.

Sondermühlen, 27. Juli 1817.

Gottes Segen komme über Dich in vollem Maße, mein herzlich geliebter Cai, an Deinem uns Allen so lieben Geburtstage. Im kurzen Leben des Menschen sind zwanzig Jahre viel; doch ist mir die Erinnerung Deiner Geburt noch in sehr frischem Andenken. Die liebe selige Gallitzin war dabei; diese und die liebe Pauline Montagu waren Zeuginnen des heiligen Bundes, den Gott mit Dir einging. Beide segnen Dich, diese noch auf Erden, jene im Himmel. Dein lieber Brief vom 17. hat mich unter Andern auch wegen der schönen Handschrift sehr gefreut. Ich bitte Dich, bestrebe Dich immer so zu schreiben; wird es Dir im Anfang etwas beschwerlich, so dauert diese Beschwerde nicht lange, die schöne Schrift wird Dir bald natürlich werden.

Sondermühlen, 1. Nov. 1817.

Das wunderschöne Herbstwetter hat auch Deine Reise[1] sehr begünstigt. Ich genoß und genieße es täglich. Der schöne roth, gold und grün geschmückte Wald macht den Abschied von der belaubten Natur rührend, aber auch schwer.

Meinen lieben Ernst Ranzau wollest Du herzlich von mir grüßen, und wenn Du Neander siehst, ihn meiner ganzen Hochachtung versichern; das muß ein vortrefflicher Mann sein. Herzliche Grüße auch dem lieben Franz Claudius, den Du gewiß, wenn Du ihn siehst, sehr lieben wirst, auch an Röder und Gerlach und an Thadden. Laß aber durch die vielen guten und lieben Protestanten, die Du siehst, Dich nicht irre machen im unerschütterlichen Glauben an die auf den Felsen gegründete Kirche. Unter jenen Irrenden sind viele Einzelne Kinder Gottes, aber sie haben keine Kirche, kein Opfer, kein Priesterthum, nicht unsere Eucharistie. Die Holter-und-Polter geschehende Vereinigung der beiden protestantischen Parteien muß den Ernsten, dem Wesen der Sache Nachdenkenden, Aergerniß geben, und wird, wie ich hoffe, Manchen in den Schooß unserer Kirche führen.

Sondermühlen, 9. Febr. 1818.

Die liebe Mama wird Dir geschrieben haben, daß Christian Schlosser beinahe 8 Tage hier gewesen und uns sehr lieb geworden ist. Er ist ein sehr interessanter, liebevoller und trefflich denkender Mann, mit dem uns sehr wohl ward. Du weißt, wie unser seliger Christian ihn liebte, dessen brüderliches Andenken ihm werth und heilig ist. Wiewohl persönlich Dir unbekannt, trug er mir herzliche Grüße an Dich auf, und wünscht Dich kennen zu lernen. Leopold hat ihn

[1] Nach Berlin zur Universität.

gestern bis Bielefeld begleitet, die Brüder und er sind sich gegenseitig sehr lieb geworden. Ich freue mich immer herzlich, wenn meine Kinder Freundschaften solcher Art eingehen, welche reich an Früchten sein können für dieses und für jenes Leben. Wir sind ja hienieden Pilger, und da fördert es uns sehr, wenn wir Umgang haben mit heimwehsüchtigen Pilgern, welche dieses selige Weh in uns erwecken, oder neubeleben, oder verstärken, wie ein Licht, welches dem andern nahe kommt.

‚Wir leben hier glücklich und ruhig,‘ schrieb Gräfin Sophie im Jahre 1818 an Professor Schmülling in Braunsberg, ‚und Gott ist sehr freundlich mit uns. Bitten Sie ihn, daß wir ihm treu bleiben, wir und unsere Kinder.‘

‚Es ist doch ein großes Glück für uns Alle und für das Eine, was Noth thut, daß mein Mann, ohne irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Frieden der Familie leben und wirken kann.‘ ‚Er steht, schreibt sie der Schwägerin im April 1818, ‚groß und frei da; wie Abraham hat kein Mensch ihn reich gemacht; viele Hunderte sind durch seine gesegneten Worte Jesum Christum näher gekommen, zum Glauben erweckt oder darin gestärkt, erbaut, getröstet worden. Das Alles wäre ganz anders, wenn er eine öffentliche Laufbahn gehabt, in dieser unreinen, seiner frommen, großen Seele unwürdigen Zeit gehabt hätte. Diese hätte ihm ja auch seine Kräfte und seine Zeit geraubt, und der selige Friede unseres häuslichen Kreises hätte wohl nie das frohe Gedeihen gehabt, welches ihm Ruhe und Stille auf dem Lande gegeben haben. Ich kann also diese Fügung Gottes nur mit frohem Dank annehmen. Was unsere Kinder anbetrifft, für die wird Gott sorgen; wenn sie ihres Vaters

nicht ganz unwerth werden, so wird in dieser Welt ihnen ja auch ein bescheidener Theil zufallen. Gott hat sie und uns so überschwänglich gnädig geführt, daß jede ängstliche Sorge wirklich ein Frevel wäre. Wie unglücklich sind meine beiden armen Brüder auf ganz verschiedenem Wege mit und durch ihren großen Reichthum geworden! Beunruhige Dich also nicht um uns, Du liebe Luise, und laß uns nur Gott danken und preisen.'

In das Wesen der Stolberg'schen Familie und vor Allem in den Geist der Kindererziehung führen uns besonders auch die Briefe ein, welche die Gräfin Sophie in den Jahren 1814—1818 an ihre Nichte Gräfin Luise Fontana schrieb.

,Nach meiner innigsten Ueberzeugung und der Erfahrung, die ich an mir und an meinen Kindern und an vielen Andern gemacht habe, muß ich sagen, es gibt keinen andern Grund einer guten Erziehung als herzliches aufrichtiges Christenthum. Man kann wohl durch andere Mittel eine gewisse äußere Tugend hervorbringen, besonders bei natürlich reichen und guten Herzen, aber die durchgängige Richtung des Gemüthes auf das Gute, der beharrliche Wille, jedes Ungerechte, auch im Kleinsten, jedes Böse, jedes Lieblose treu zu bekämpfen, auch wenn kein Mensch uns sieht, noch es erfahren wird, dieses Bestreben in Demuth des Herzens, die unsere eigenen Fehler zu sehen wünscht, kann gewiß nur durch Religion, durch Beziehung auf Gott durch Jesum Christum begründet und erhalten werden. Ich weiß wohl, daß nur zu oft diejenigen, die die Religion äußerlich bekennen, diesen ihren wahren Geist durch ihr Leben verläugnen, das ist aber nicht die Schuld der Religion, sondern der Menschen; und weil Religion wirklich die einzige feste Basis wahrer herzlicher Tugend ist, ist es auch durch die Erfahrung aller Menschen, die es versucht haben, bewährt, daß

Gebet für die Kinder selbst und für ihre Erzieher von so außerordentlichem Nutzen ist. Hiermit meine ich öfteres Beten, mitten bei unsern Geschäften, um Gnade und Beistand Gottes, um Geduld, um Einsicht unserer Fehler, um Treue, sie zu bekämpfen, um Hülfe für das Kind. Ein Blick auf Gott mit einigem inneren Verweilen, eine Empfindung Seiner heiligen Gegenwart und Seiner Liebe ist hierzu genug. Ich darf sagen, daß man hierin, wenn man es nur versucht, die Wahrheit der Worte unseres Erlösers Jesu Christi erfahren wird: Wenn ihr den Willen meines Vaters thut, so werdet ihr inne werden, ob meine Lehre von Gott ist. Auf diese Art ist wirklich das beschwerliche Geschäft der Erziehung eigener oder fremder Kinder ein wahrer Segen für den innern Menschen. Ein frommer Mann sagte einmal: Das Gebet ist das Leben der Seele, und es ist wahrlich auch das Leben der Erziehung.'

‚Es thut mir wehe, daß Du meine lieben seligen Söhne nicht mehr gekannt hast — Du würdest sie sehr lieb gehabt, und Dein kindlich grader Sinn würde den ihrigen erkannt und mitgefühlt haben. Es ist als wenn die geliebten Kinder mich umschwebten, und als wenn ihre Liebe, ihr Gebet freundlich über uns allen Zurückgebliebenen waltete, und neue Gnaden von Gott über ihre Geschwister brächte. Sie machen uns Alle viel Freude und Gottes Segen ruht sichtbar auf ihnen. Ich habe es so sehr erfahren, daß alles Gute von Ihm und nur von Ihm kommt. Wir müssen das Unsrige thun, aber wie die hl. Schrift sagt: „Paulus pflanzt, Apollo begießt, aber Gott allein gibt das Gedeihen" — das ist mein Trost und meine Zuversicht für Zeit und Ewigkeit.'

‚Warum erlaubst Du Dir nicht zu lesen? Mich dünkt, daß wir bei der Bildung, die uns zu Theil geworden ist,

die Pflicht haben, unserm Geist, unserm bessern Menschen diese Nahrung zu geben. Wir geben ja unserm Körper Erholung — ist denn der Geist nicht unendlich besser? Der große und fromme Sokrates sagte manchmal den Jünglingen, die er zusammen stehen sah: O Ihr theuern Jünglinge, vergeßt, ich bitte Euch, Eures unsterblichen Geistes nicht! Ich gestehe, daß ich ohne die größte Noth keinen Tag hingehen lasse, ohne etwas in der hl. Schrift oder in einem geistlichen Buche zu lesen, und immer eine andere Lectüre habe, die aber dieser nachstehen muß. „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein", sagt unser Heiland dem Versucher, und wir führen selbst unsere Geschäfte viel besser, mit viel richtigerem Blick und freierem Gemüth, wenn wir immer dabei lesen. Ich muß hier nach meiner Erfahrung sprechen, und es ist auch das Urtheil solcher, die mich weit übersehen. Daß man mit Wahl lesen muß, versteht sich von selbst, und daß ich es so meine, bedarf ich Dir nicht zu sagen. Ich warte auf eine Gelegenheit, Dir das Leben des hl. Vincentius von Paul, welches mein Mann kürzlich hat drucken lassen, zu schicken. Du wirst erstaunen über Alles, was Gott durch diesen Mann that, und wirst es mit großer Freude und Interesse lesen. Es thut mir leid, daß Du die Geschichte der Religion Jesu Christi, die mein Mann freilich zu früh, mit dem Ende des 5. Jahrhunderts, geschlossen hat, nicht liesest. Für einen soliden gründlichen Verstand, wie den Deinigen, hätte sie viel Anziehendes. Ich las sie erst allein, dann mit meinen älteren, jetzt wenigstens zum Theil mit meinen jüngsten Söhnen, und erstaune über den Reichthum jeder Art, den sie enthält. Du würdest gewiß viele Dir ganz unbekannte Dinge darin finden, wie ich sie darin fand, so daß ich mir auch vorgenommen habe, so bald ich Zeit finde, früh oder spät, sie wieder anzufangen. Die schöne

und etwas weitläufige Uebersicht der Weltgeschichte, die darin enthalten ist, und die Manchen abschreckt, würde, dünkt mich, Dich gerade anziehen und Dir viel Freude gewähren. Wenn Du dieses Buch nicht hast, so erlaube ich mir, Dir ein Exemplar zu schicken. Dein liebes Herz und Dein guter grader Verstand wird darin viel mehr Nahrung finden, als in den Zeitschriften, die so oft viel Unwahres enthalten, wenigstens als Lectüre kein bleibendes Interesse bieten, wenn man auch gern einmal hineinsieht. Unser Freund Schlosser ist ein Vetter der seligen Frau Nicolovius, deren Vater (sein Onkel Johann Georg Schlosser) seit vielen Jahren mit meinem Mann bekannt war; er war als Schriftsteller und in noch höherem Grade als Mensch schätzbar und liebenswürdig. Er verließ den Dienst des Markgrafen von Baden und zog nach Eutin, wo wir ihn und seine Familie in freundschaftlichem Verkehr viel sahen; er ward nachher in seine Vaterstadt Frankfurt berufen und starb da im Jahr 1799; es war ein trefflicher Mann, bieder, grade und christlich, ich denke nie an ihn ohne Ehrerbietung und Liebe. Christian Schlosser ist sein Neffe, und durch seinen Onkel, den er im 15. und 16. Jahr täglich sah, entstand in ihm die große Liebe für meinen Mann; er ist jetzt Director des Gymnasiums in Koblenz geworden, und muß viel Segen wirken, denn er vereinigt mit wahrer innerer Frömmigkeit seltene Gaben des Geistes und Herzens.'

‚Du würdest Dich, wenn wir die große Freude hätten, Dich einmal auf einige Zeit bei uns zu sehen, erfreuen an der beständigen kindlichen Heiterkeit meines lieben Mannes, an seinem schönen, immer erneuten Genuß an der Natur, an seinen Blumen, an seinem unbeschreiblich gütigen freundlichen Umgang mit Allen, mit seinen kleinsten Kindern, mit seinen Enkeln, an seiner wirklich unbeschreiblichen Demuth bei so

seltenen Gaben und so großer Verehrung, die ihm von vielen Seiten bezeugt wird. Zum Pathengeschenk, welches ich Dir noch immer schuldig bin, geht in diesen Tagen ein Exemplar seiner Religionsgeschichte an Dich ab, meine geliebte Luise; mögest Du sie mit der Aufmerksamkeit, die Deiner würdig ist, lesen, und möge sie Dir so wohl thun, wie sie so Vielen gethan hat, die meinem Manne von allen Seiten ihren Dank dafür ausgedrückt, und ihm gesagt haben, sie wären dadurch zum christlichen Glauben, zu dem Glauben an Jesum Christum den Gekreuzigten, als ihr einziges Heil zurückgeführt worden.'

„Ich kann bezeugen, daß ich meine eigentliche Erziehung, meine innere Bildung, nächst Gott, fast allein der Beschäftigung mit meinen Kindern zu verdanken habe. Je ernster uns diese Beschäftigung am Herzen liegt, um sie mit Gebet vor Gott, mit dem aufrichtigen Verlangen, unsere vielen Fehler dabei zu erkennen, vorzunehmen, desto mehr führt sie uns immer zu Gott zurück, durch Jesum Christum, als dem einzigen Quell alles Guten, für uns und für die lieben Seelen, die Er uns anvertraut. Ich habe es aber eben für die Kinder immer für Pflicht gehalten, für mich zu lesen, sobald ich Zeit dazu hatte; es erfrischt den Geist und das Gemüth und macht uns fähiger, mit Freudigkeit und freierem Sinn unsere Pflichten zu erfüllen; es ist eine Erholung, ein Lustwandeln für den Geist. Ich habe gar wenig Zeit, es vergehen oft Wochen, während der ich für mich nichts lesen kann, aber eine Lectüre habe ich doch immer und benutze die Augenblicke dazu. Mit meinen Kindern, von Leopold an bis auf Paula, lese ich mancherlei. Diese lieben Kinder machen uns viel Freude; ebenso ernstgesinnt, wahrhaft gottesfürchtig und tugendhaft wie Cai sind auch seine beiden jüngeren Brüder und wir können Gott nicht genug dafür danken. Es freut

mich auch so sehr, daß sie so fähig sind, den Werth vorzüglich guter Menschen aufzufassen und sie lieb zu gewinnen.'

‚Meine Freude im Kreise der Meinigen ist mit jedem Jahre größer geworden,' schrieb Stolberg an Christian Schlosser in Frankfurt, ‚und der Verkehr Aller unter einander immer herzlicher, ich möchte sagen kindlicher in Genügsamkeit und Einfalt. Wie wird es den Söhnen so schwer, sich von dem elterlichen Hause zu trennen!'

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, 28. März 1818.

Leopold und Alfred verlängern hier ihrem Wunsche gemäß ihren Aufenthalt. Alfred wünschte nur noch ein Jahr nach Leopold hier bleiben zu können. Da er seine Zeit sehr gut anzuwenden weiß, und mit seltenem Fleiße seltenere Intelligenz verbindet, so konnten wir uns nur freuen über diesen bei Jünglingen, die sich nach dem Ausflug in's Freie zu sehnen pflegen, seltenen Wunsch. Er bleibt also noch so lang. Ferner haben so Cai als Leopold gebeten, statt nach Göttingen künftigen Michaelis nach Heidelberg zu gehen. Die wunderschöne Gegend, die gewiß Dir noch so wie mir lebendig vorschwebt, hat großen Antheil an diesem Begehren; doch aber führte Cai auch andere Gründe an, die nicht ganz leer sind. Der Ton unter den Studenten soll in Göttingen wüst sein. Die albernen Landsmannschaften waren von der Regierung verboten worden, nun aber entstand eine Fehde zwischen denen, die sich dieser Verordnung fügen, und andern, die den Gebrauch aufrecht erhalten wollten. Und die Regierung ist schwach genug gewesen — wahrscheinlich auf Vorstellung einiger Professoren — die Landsmannschaften wieder zu erlauben. So erschlafft ist izt im Klei-

nen wie im Großen die Regierung fast aller Länder in Europa. Da indessen Göttingen wohl ohne Zweifel die beste aller Universitäten ist, so würd' ich mich nicht so leicht dem Wunsche der Jünglinge gefügt haben, wenn nicht ihr guter, liebevoller, ernster und frommer Sinn es mir unmöglich machte, ihnen einen an sich erlaubten Wunsch nicht zu gewähren, desto mehr, da sie freudiger ihre Studien treiben werden, dort, wo sie zu sein wünschen. Vossens Aufenthalt ist allerdings kein erwünschter Umstand. Sie müssen ihn besuchen und dann und wann sehen; aber dabei wird's auch bleiben. Sie sind in ihren Grundsätzen fest und werden, wenn Voß sich Insinuationen seiner Art oder bittere Ausfälle erlauben sollte, sich dadurch nicht stören lassen, sondern nur sich mehr und mehr von ihm zurückziehen.

An seine Schwester Catharina.

Sondermühlen, 4. April 1818.

Zwischen Vorstellungen, die mich wie auf Fluthen hin und her warfen, suche ich mich zu stillen und im Geiste mich zu setzen an Dein Krankenbett und da den Anker der Seele hinabzusenken, wo ich gewiß bin, daß Du den Deinigen hinabsenkest, in die Tiefe der Erbarmungen Gottes. Seine Flügel beschatten Dich in der Hitze, Sein Strahl wärmt Dich im Frost. O wie schmiegt sich, wenn wir Geliebte krank oder leidend wissen, so tröstlich die Empfindung an's Herz, daß sie und daß wir in Seiner Hand sind! In dieser bleiben wir ungetrennt, weil sie nicht von uns lassen wird in Ewigkeit, denn unsere Hoffnung setzen wir auf sie, daß sie uns führe durch das Leben und aus dem Leben, daß sie uns ewiglich erwärme mit der Lebenskraft jener Liebe, die von Ewigkeit uns geliebt hat.

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, 6. Juni 1818.

Die schöne Elegie [1] liegt vor mir, für deren Mittheilung ich Dir von Herzen danke, die mein Herz tief getroffen hat, besonders das Ende! Ach ja wohl! Aber Gott weiß am besten, was uns frommt, und in langer seliger Ewigkeit werden wir lächeln über unser ehemaliges Maß der Zeit, und Gott preisen, daß er in jeder Minute der schwülen Mittagsstunde, an welcher Leben und Tod hängt, uns Anlaß zur Ergebung, zum Glauben, zum Hoffen, zum Lieben gab!

Im Juni 1818 trafen Stolberg's älteste Tochter Mariagnes und der Schwiegersohn Ferdinand mit ihren acht Kindern in Sondermühlen zum Besuche ein, und fast gleichzeitig kam auch der älteste Sohn Ernst auf Urlaub aus Wien, wo er als Uhlanenmajor diente.

‚Gott sei Dank auch für dieses Wiedersehen nach beinahe sechsjähriger Trennung,‘ schrieb Stolberg der Tochter am 21. Juni in's Album, „zwar wie Stunden eilen sie dahin, die Tage dieses Wiedersehens, schon elf Tage eilten dahin! Bald wird ja mehr und mehr die Freude sich mit Wehmuth mischen und dann die Wehmuth mit bitterm Schmerz! Aber Freude, Wehmuth und Schmerz begleiten hienieden die Liebe und sollen sie begleiten und auf dunkelm Lebenspfade ihre Lampe nähren mit dem Oele der Hoffnung, bis es Licht wird um uns, und der Schmerz wie ein Schatten verschwindet, und die Freude zur Wonne wird und die Wonne zur ewigen Gefährtin der Liebe.‘

Wie früher in Neudorf [2], so sammelte er auch jetzt

[1] Beim Tode des Grafen Friedrich von Baudissin. Gesammelte Werke 2, 342—344.

[2] Vergl. S. 211—215.

wieder für die Tochter ‚Blumen auf geistiger Aue‘, die sie als unverwelklichen Strauß mit in die Heimath nehmen sollte.

‚Wer ohne den Blick auf die Vorsehung die Geschichte der Völker liest, der wandelt ohne Faden in Labyrinthen der Zeit, sowie derjenige in Labyrinthen des Raumes irrt, dem die schöne herrliche Natur nicht als Offenbarung Gottes an das Herz spricht. Was wir ohne Beziehung auf Gott sehen, das ist des Blickes, den wir darauf heften, nicht werth.‘

‚Welch' ein Zauber ist in den Buchstaben! Sie bewahren Gedanken und Empfindungen, welche todt in schwarzen Zügen daliegen, bis das Auge des Menschen sie erweckt. Sie trotzen der Macht des Raumes und der Zeit, dieser Zwingherren der Menschen. Sie bringen den Genuß der Liebe aus einem Welttheil in den andern und erneuen in uns die Empfindungen des weinenden Joseph und die heiligen Freuden David's.‘

‚Keine Täuschung ist bei feinen Seelen gewöhnlicher, als die Verwechslung der Freude im Umgang mit Andern mit wahrer Liebe. Diese Freude ist oft nur Selbstgenuß an unsern Ideen und Empfindungen, die der Umgang des vermeinten Freundes anregt. Dann verliebt man sich in seiner eigenen vermeinten Liebe zum Andern, und glaubt man ihm Opfer der Selbstverläugnung zu bringen, so liebt man in dieser vermeinten Selbstverläugnung, welche durch Selbstachtung reichlich entschädigt wird, seine vermeinte Liebe. Die wahre Liebe ist göttlich und quillt nur aus Liebe zu Gott. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.‘

‚Vorgestern verließen uns,‘ heißt es am 22. August in einem Brief an die Schwester Catharina, ‚Mariagnes und Ferdinand und ihr liebes Häuflein. Wenige Abschiede sind mir so zu Herzen gegangen, wie dieser. Ach, daß sie so

fern von uns leben! Doch freue ich mich unaussprechlich, sie gesehen zu haben. Meine Mariagnes ist seit sechs Jahren noch um so viel liebenswürdiger geworden, als sie schon war, sie hat im Guten so schöne Fortschritte gemacht, daß ich Gott nicht genug dafür preisen kann. Aber freilich ist denn auch das Gefühl der Trennung desto bitterer — nein, nicht bitterer, aber wie soll ich sagen? Du verstehst mich! Auch der edle Ferdinand ist mir noch lieber geworden in seiner lautern Reinheit, Wahrheit und seinem Seelenadel. Es ist mir auch ein Trost, die älteren Kinder wieder gesehen zu haben und die kleinen nun zu kennen. Es sind gar liebe Kinder allzumal.'

Ende October wurde die Familie durch einen Besuch des Bischofs Sailer erfreut.

Mit dem Bischof Sailer stand die Gräfin Sophie schon seit vielen Jahren in einem brieflichen Verkehr, der immer herzlicher und zutraulicher geworden war und die vertrautesten Dinge berührte. ‚Wenn etwas,' schrieb Sailer am 20. März 1816 an die Gräfin, ‚so hat mich mein Gott gelehrt, Geheimnisse des Herzens und Gewissens mit der allerhöchsten Gewissenhaftigkeit zu bewahren. Dieß geht so weit, daß ich jeden mir noch so theuern Brief, der ein Gewissens- und auch nur ein unmittheilbares Herzensanliegen enthält, unmittelbar nach der Beantwortung verbrenne, damit nach meinem Tode oder bei meinem Leben durch keinen menschlichen Zufall irgend ein Gewissen oder Gemüth um seines Vertrauens willen compromittirt werden kann. So habe ich die interessantesten Briefe von den reinsten Seelen bloß um jener Heiligkeit jedes anvertrauten Gewissens- oder Herzensanliegens wegen mit einer

innigen Ruhe und Freude, der profanen Welt die Jagd auf das Heilige unmöglich gemacht zu haben, verbrannt. Ich sage dieß nur um Ihrer vollständigen Sicherheit und Beruhigung wegen.'

Auf eine Einladung der Gräfin antwortete er in demselben Briefe: ‚Ich wünsche von ganzem Herzen, nicht bloß in Ihrer Familie einmal auf vier Wochen Hausgenosse sein zu können, sondern recht einheimisch zu werden und zu bleiben. Ich tröste mich: was sein soll, schickt sich wohl, und freue mich wenigstens der fernen Möglichkeit.'

Die damals in Bayern hervortretenden separatistischen und pietistischen Strömungen, mit denen Sailer in der öffentlichen Meinung bekanntlich in Verbindung gebracht wurde [1], veranlaßten die Gräfin ‚in kummervoller Bedrängniß' zu wiederholten Briefen an den Bischof, worin sie um Aufklärung bat. ‚Vor Gottes Angesicht,' betheuerte ihr Sailer am 28. September 1816, ‚darf ich bezeugen: ich kenne keine Gesellschaft, die sich von der katholischen Kirche trennen möchte, am allerwenigsten bin ich ein Glied von einer solchen Gesellschaft, noch weniger das Haupt. Ich kenne nur zwei große Gesellschaften, denen ich als Glied angehöre: mein Vaterland Baiern, und die katholische Kirche. Nicht nur habe ich keine Trennung von der katholischen Kirche je weder durch Lehre noch Rath noch That befördert, sondern stets das Gegentheil: die Vereinigung mit Gott und der katholischen Kirche, in der ich lebe und, will's Gott, sterben werde, zum Augenmerke meines Lehramts und Lebens

[1] Vergl. darüber die gehaltvollen Mittheilungen des ehrwürdigen Ringseis in dessen Lebenserinnerungen in den histor.-polit. Bl. Bd. 77, 188 ff. 409. 513; an letzterem Ort auch ein Brief Sailer's an Ringseis über seine katholische Gesinnung.

gemacht und finde mich selig dabei. Nicht nur hasse ich jene obengenannte Trennung, sondern ich habe auch stets dahin gearbeitet, daß fromme Menschen auch den geringsten Anschein, auch den schuldlosesten Verdacht einer Sectenbildung, den etwa ihre Worte oder Thaten geben könnten, mit ernster Gewissenhaftigkeit meiden sollten.'

‚Ich wiederhole, Gott weiß es, daß ich nicht lüge: ich halte jede Sectenstiftung und jede Trennung von der katholischen und zwar von der römisch-katholischen Kirche a) für höchst unvernünftig, weil keine Confession in dieser Trennung sich halten kann, sondern vorerst in eine Glaubensanarchie und dann in ein Nichts sich auflösen muß. Ich halte jede Sectenbildung und Trennung b) für frevelhaft, indem wir, wenn wir uns von der Lehre, von den Sacramenten der Kirche und von der Hierarchie, von dem Mittelpunkt der Einheit trennten, eben dadurch von der Quelle des geistlichen Lebens isolirt würden. Christus starb für Einigung, wer sollte für Trennung leben wollen? Ich habe mich heute nach der Messe entschlossen, dieß Alles zu schreiben, wie ich es in dieser Morgenstunde geschrieben habe.'

‚Was Sie von Passavant[1] schreiben,' sagt er in einem späteren Brief, ‚als hätten ihn Sigrist[2] oder ich in seinem Nichtübertritt befestigt, ist von mir offenbar falsch und zweifelsohne auch von Sigrist. Ich theile izt für Ihr Herz mit, was ich sonst verschwiegen hätte. Passavant, ein junges, feuriges Genie, hat izt schlechterdings keinen Sinn für unsere

---

[1] Dem bekannten Arzte Carl Passavant in Frankfurt am Main. Ueber dessen Verkehr mit Sailer vergl. C. Passavant, ein christliches Charakterbild. Frankfurt, 1867.

[2] Pfarrer in Horn bei Luzern.

Kirche, so daß man ihm den Uebertritt verbieten müßte, wenn er ihn wagen wollte. Er glaubt immer noch, daß die alleinseligmachende Kirche — eine Art Gotteslästerung sei. Ich suchte ihm die rechte Bedeutung dieses Ausdruckes zu geben, aber vergebens. Dann steckt er in einer geheimen Erbitterung gegen die Neuübergetretenen, Schlegel, Schlosser ꝛc. Und wenn er mit diesen zusammentrifft, so mag er den Großen spielen gegen sie und sein Nichtübertreten als Triumph höherer Einsicht figuriren lassen, indem er uns vor die Lücke stellt. Ich gebe ihm auf seine Briefe keine Antwort mehr, seitdem ich durch Briefe aus Wien (schon vor einem Jahre) inne ward, daß er seines Wortes nicht Meister ist.'

‚Es verwundert mich, verehrteste Gräfin, um Ihretwillen und es verwundert mich sehr, daß Sie zu keinem ungetrübten Glauben an meine ungetrübte Rechtgläubigkeit kommen können. Ohne diesen ungetrübten Glauben ist keine Freundschaft möglich (Liebe kann bestehen, aber Freundschaft nicht), und ohne Freundschaft keine Mittheilung, frei und offen wie vor Gott. Gott schenke Ihnen diesen Glauben an die Lauterkeit meines Glaubens, wie er mir den Glauben an die Lauterkeit Ihres Glaubens geschenkt hat, ungeachtet aller Lügen, die von Katholischen und Nichtkatholischen über Sie ergingen.'

Am 17. December 1817 fügte er hinzu: ‚Im letzten Briefe habe ich geschrieben, daß die Lüge den Passavant betreffend ohne Zweifel auch in Hinsicht auf Sigrist Lüge sein werde. Was ich von mir wußte, das mußte ich von Sigrist glauben. Heut kam sein unerwartetes Schreiben in meine Hand. Ich setze bei: unter allen reinen, gottseligen Menschen auf Erden, die ich kenne, habe ich noch keinen gefunden, der so demüthig, so engelrein, so innig, so sich ganz

opfernd ist, wie Sigrist. Wenn katholisch einen Superlativ hätte, so wäre Sigrist der katholischste. Gott sei allein Ehre in der Höhe und Friede allen Menschen, die eines guten Willens, also friedefähig sind.'

'Vollständig überzeugt von Sailer's Rechtgläubigkeit' hatte Friedrich von Schlegel am 4. October 1817 an Stolberg geschrieben: 'Ich lernte Sailer im Jahre 1809 bei dem damaligen unglücklichen Feldzug in Landshut kennen. Wenige Menschen haben mir nach einer so kurzen Bekanntschaft einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, wie Sailer. Er hat mir Liebe und Vertrauen eingeflößt, wie Wenige. Von seinen Schriften habe ich verhältnißmäßig nur sehr wenige gelesen; in manchen derselben mögen wohl einzelne Spuren der Zeit aufzufinden sein; die speculative Strenge, die jetzt in ihm vorherrscht, ist auch nicht für Alle gleich angemessen. Mir sind die alten Lehrer der Vorzeit mehrentheils die fruchtbarsten, bei denen Alles voll und reich aus der Quelle strömt. Wenn bei einigen der trefflichsten Männer ein Mißtrauen gegen Sailer's Art und strenge Reinheit der kirchlichen Grundsätze obwaltet, so hat dieß wohl einen ganz natürlichen äußeren Grund. Sailer steht allerdings in einem wirklichen Zusammenhange mit der in Baiern so äußerst zahlreichen und bedeutenden Partei des inneren Christenthums. Es mag sich wohl mancher auf ihn berufen, der es ganz anders meint, wie er, vielleicht er selbst auch hie und da Einem oder dem Andern sein Vertrauen und seine Theilnahme schenken, der es nicht verdient. Uebrigens aber muß man bei jenen Anhängern des innern Christenthums in Baiern zwei Classen sehr sorgfältig unterscheiden. Die Einen, besonders tief in maurische Verbindungen verstrickt, haben sich innerlich halb losgerissen von der Kirche, sind wenigstens widersetzlich gesinnt. Andere sind aufrichtig

und von Herzen katholisch und von dem rechten Durste nach dem Worte des Lebens erfüllt. Das Gelübde der Hoffnung auf die Zeit der Erfüllung der triumphirenden katholischen Kirche ist noch kein Abfall von der gegenwärtig wirklichen, äußerlich kämpfenden katholischen Kirche, obgleich diese herrlichste der Hoffnungen bei mangelhafter Einsicht und fehlender Sinneseinfalt sehr leicht dahin führen kann.'

Aehnlich sprach sich Kellermann gegen die Gräfin aus. ‚Ich bin fest davon überzeugt, daß Sailer sich in keiner Weise von der römisch-katholischen Einheit trennen und irgend welche separatistische Tendenzen absichtlich fördern will. Für die Weckung und Belebung christlichen Geistes in einer dumpfen und verwahrlosten Zeit üben seine Schriften bei allen Mängeln, die ihnen ankleben mögen, einen segensreichen Einfluß aus. Sie werden auch dann noch mit Nutzen gelesen werden können, wenn wieder einmal, worauf wir hoffen, eine neue streng methodische Theologenschule in Deutschland erstehen wird. Am wirksamsten ist Sailer durch seine persönliche Einwirkung, sein demüthiges und sanftmüthiges Wesen.'

Am 27. October 1818 traf Sailer, von Kellermann begleitet, in Sondermühlen ein. ‚Wir waren Alle,' schrieb Stolberg am 31. October an den Bruder und die Schwägerin, ‚gleich im ersten Augenblicke bekannt mit ihm, als hätten wir ihn Jahre gekannt. Er ist in seinem ganzen Wesen und in seinen Reden natürlich, offen, frei, herzlich. Daher den Kleinen wie den Großen wohl bei ihm wird. Seine Absicht war gewesen, gegen Ende September hierherzukommen und den ganzen October hier zu bleiben, aber diese ist ihm durch Umstände, über die er nichts vermochte, vereitelt worden.

‚Seine ernste Gesinnung steht in schöner Verbindung mit

seiner jugendlichen Munterkeit; sein Umgang ist so interessant und lehrreich als ergötzend. Unser Kellermann verließ uns diesen Morgen. Aus Osnabrück und der Gegend umher sind Verschiedene gekommen, Sailer zu sprechen und einige Andere werden nachkommen.' Auch die Tochter Julia aus Brinke mit ihren Kindern und die Tochter Henriette, die verwittwete Freifrau von Hardenberg, waren während Sailer's Besuch in Sondermühlen anwesend.

‚Sailer verließ uns,' meldet Stolberg weiter am 7. November, ‚am 4. nach dem Frühstück. Er ward abgeholt von zwei Freunden, die ihm meldeten, daß er an einigen Orten erwartet werde, wo Freunde auf ihn eingeladen waren. Es that ihm wehe, früher als er gewollt, uns zu verlassen. Ich habe ihm gesagt, wie hoch Ihr ihn schätzet, was ihn rührte und erfreute. Er ist ein ganz vortrefflicher Mann, den Natur und Gnade mächtig ausgerüstet haben. Dieser heilige Ernst der Gesinnung bei der fröhlichsten Laune, seine Traulichkeit, Reichhaltigkeit und Einfalt sind bewunderungswürdig.'

Es war zwischen den Freunden ‚ein fester Bund für Zeit und Ewigkeit geschlossen'.

‚Wie meine Reise,' schrieb Sailer am 2. December aus Landshut, ‚das ersehnte Sondermühlen nach vielen unvorhergesehenen Hindernissen endlich doch erreichte, da hatte sie ihre Spitze und ihren Zielpunkt erreicht. Wir haben einander gesehen und das Sehen ist doch etwas anders als Glauben, in der Freundschaft wie in der Religion. Man versteht izt einander auf halbem Wege und es hängt sonst noch viel Segen an dem Anblicke. Ich habe in dem Vater der Familie ein Licht gefunden, das Gott lange im Stillen erzog, ehe es in der Kirche leuchten sollte. Und Gott hat zu dem Lichte die innere Wärme und die äußere Milde ge-

schenkt. Wir haben nicht nöthig, einander Complimente zu machen, aber eben so wenig, die Wahrheit zu verschweigen. Gott lasse das Licht noch recht lange leuchten in seiner Kirche. Amen. In der Mutter fand ich eine wahre Gluckhenne der katholischen Kirche, die alle Welt unter ihre Flügel sammeln und alle ihre Küchlein vor dem Stoßvogel bewahren möchte. (Luc. XIII. 34.) Ihre heilige Unruhe hätte sie mir ehrwürdig und ihr gottsuchendes, gottdürstendes Gemüth hätte sie mir liebenswerth machen müssen, wenn ich nicht schon ein volles Gefäß von Achtung, Freundschaft und Liebe mitgebracht hätte. Gott gebe Dir, Du gottgeweihte Seele, seinen besten Segen! Wie theuer mir Julie sammt den Ihren Allen geworden, hat sie gewiß in ihrem Herzen gefühlt, und ich setze kein Wort dazu, als: Gott erfülle an ihr und durch sie, was er angefangen und verheißen. Er vollende sein Werk! Daß ich mit Henriette Frau von Hardenberg über so Vieles aus dem innersten Grunde reden konnte, ward mir selbst zum Troste. Der Herr wird im Zeitlichen ihr Versorger, im Ewigen ihr ganzes Heil sein. Wir haben ja alle Sorge auf Ihn allein geworfen und Er ist Mann dazu, daß man ihm nie zu viel zutrauen kann. Die Kinder, die ich noch zu Hause fand, Alfred, Bernard und Joseph, sowie Marie, Amalie und Pauline habe ich nicht anders als in mein Herz auf- und darin mitgenommen, mitnehmen müssen, damit ich an ihren Kämpfen und Siegen theilnehmen und unsichtbarer Zeuge ihrer Entfaltungen sein kann. Die Abwesenden will ich so freundlich und ehrerbietig gegrüßt haben, als die Anwesenden.

‚Das größte Vergnügen auf meiner Rückreise ward mir in Bochold bei der Diepenbrockischen Familie. Da ist Vater, Mutter, Töchter, Söhne ein rechter Gottesbund.

‚Gott weiß, wie viel ich noch an das Mutter- und an das Vaterherz, die mir Gott beide zugleich aufgeschlossen hat, im Dankgefühle zu schreiben hätte. Aber ich muß bloß Gott bitten, daß er meine Schulden abtrage mit seiner allvergeltenden und allvergütenden Liebe.‘

Während der Anwesenheit Sailer's in Sondermühlen wurde die Frage angeregt, ob nicht der würdige Pfarrer Schiffmann von Altishofen im Canton Luzern als katholischer Pfarrer für das ‚durch Göthe und Wieland fast heidnisch gewordene Weimar‘ zu gewinnen sei. Er erschien ganz geeignet für diese Stelle, weil er ‚fest im Glauben, rechtgläubig, hinreichend gebildet und von Herzen fromm und demüthig‘ sei. Die Gräfin Sophie, die überhaupt in den letzten Jahren die meiste Correspondenz besorgte, fragte, aber ohne Erfolg, bei Schiffmann an.

‚Gott sende Arbeiter,‘ schreibt sie ihm, ‚in seinen Weinberg. Sailer, der liebenswürdige fromme Mann, ist uns innig lieb geworden und hat Alles, was wir von ihm erwarteten, weit übertroffen. Es ist viel leichter auf den philosophischen hochprangenden Stelzen zu gehen, als in frommer Zucht und Demuth das Joch Jesu Christi zu tragen. Ich begreife nicht recht, wie man christlich demüthig sein und werden kann auf einem andern Wege, als dem des Glaubens, der seinen Verstand unterwirft und annimmt auch was er nicht begreift, sobald er sich überzeugt hat, daß Gott es in seiner heiligen Offenbarung sagt oder uns durch seine Kirche sagen läßt. Sobald ich die Dinge, auch die Wahrheiten der Offenbarung, annehme, weil meine Vernunft sie einsieht, oder auch, weil die Naturphilosophie oder gar der Magnetismus sie erklärt (ich höre, daß man sich ja

sogar vermißt, hierdurch die Wunder unseres Heilandes und die Nothwendigkeit oder Natürlichkeit unserer heiligen Geheimnisse erklären zu wollen), so bin ich ein Naturphilosoph, aber kein Christ, denn ich glaube nicht, ich unterwerfe mich nicht, sondern ich richte über die heilige Offenbarung meines Erlösers, über seine Kirche, und ich sehe nicht ein, wie man auf dem Wege ein demüthiger, gläubiger Christ werden kann. Wie würden Franziskus Xaverius und Vincenz von Paul, und wie würden die Apostel sich wundern, wenn sie unsere heutigen moralischen Erklärungen des Priesterthums sähen? Und wie müssen doch eigentlich unsere jungen Theologen, wenn sie consequent sind, über diese heiligen Männer lächeln und auf sie herabsehen, aber, Gott sei es gedankt, die Menschen sind nicht consequent, und mancher ist im Willen demüthig, der in der Form hoffärtig ist.' ‚Overberg sagte mir einst vor Jahren: ich möchte den Kindern bei dem Unterricht doch ja die Religionswahrheiten nicht immer beweisen wollen, sondern sie darauf verweisen: Gott hat es gesagt, also haben wir nur zu glauben und zu thun (ich bedarf Ihnen nicht zu sagen, daß Overberg das Beweisen dadurch nicht ausschließt, sondern es nur zu seiner Zeit und nicht immer will). Bei dieser Gelegenheit sagte Overberg noch: „Der Glaube ist eine Kraft wie jede andere. Ich ward einmal veranlaßt, längere Zeit nur Bücher zu lesen, die Vernunftbeweise enthielten, beschäftigte mich mit Wohlgefallen ausschließend damit, übte also auch so lange den Glauben gar nicht, und mit einmal ward ich gewahr, daß mein Glaube stark erkaltete, so daß ich es mir fest vornahm, eine Zeitlang mich gar nicht mit den Vernunftbeweisen abzugeben, so nothwendig es ist, auch hiedurch den Glauben zu begründen, wo es nöthig ist." Damals verstand ich nicht ganz, was der fromme Mann sagen wollte,

obgleich es mir um so nöthiger war, da ich im Protestantismus und noch dazu in einem sehr unchristlichen neologischen Protestantismus geboren und erzogen war, der mir mehr oder weniger anklebte. Nach und nach ist mir dieses immer klarer geworden; immer auffallender und anschaulicher ist es mir geworden, wie die größte, unheilbarste Wunde unserer Zeit im Unglauben liegt, der in seinem Gefolge Hoffart, Mangel an Ehrerbietung im ausgedehntesten Sinne des Wortes, und vieles Andere führt. Wer, wie ich, so spät unter die Zucht der Gnade gekommen ist, so spät erkannt hat, was eigentlich Glauben ist, hat ein geschärfteres Auge für die bösen Folgen des Unglaubens, als die unschuldigen Seelen und doch — möchte ich sagen: O felix culpa! Denn welche Barmherzigkeit erwies Gott mir armen Sünderin! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel schreibe. Beten Sie viel für unsere liebe, älteste Tochter, für ihren Mann, für ihre Kinder! Beten Sie viel für alle unsere Kinder, daß keines fehle vor dem Throne Gottes, daß ihr ganzes Geschlecht Gott angehöre. Das ist das einzige Nothwendige. Mein Mann grüßt Sie mit brüderlicher Liebe.'[1]

‚Beten wir,' schreibt sie ein andermal, ‚doch eifrig und demüthig für unsere irrenden Mitbrüder, für die Verfolger der Kirche und für Alle, die in der Verfolgung als Kämpfer auf dem ersten Platze stehen und durch ihr Beispiel hervorleuchten müssen.'

Jeden Tag wurde im Stolberg'schen Hause, wie aus einer Mittheilung Kellermann's bekannt ist, ‚gemeinsam für die Bekehrung der Protestanten, für die Belebung des

---

[1] Vergl. A. Lütolf's in Deutschland viel zu wenig bekannt gewordenes schönes Buch: Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurenz Schiffmann (Luzern, 1860), S. 130—153.

Glaubens unter den Katholiken gebetet, insbesondere auch dafür, daß Gott viele gute Priester senden wolle.'

Am 24. November 1818 fand die Vermählung des Sohnes Ernst mit der verwittweten Gräfin Josephine von Plettenberg geb. Gräfin von Gallenberg statt. ‚Sie verschönt,' schrieb Stolberg, ‚als ein neuer schöner Stern am Abendhimmel meines Lebens das Familiengestirn.' Der Sohn Andreas hatte schon im Jahre vorher Christian's ehemalige Braut, die Gräfin Philippine von Brabeck, geheirathet und ‚auch dieser Bund war ein überaus erfreulicher für die Familie'. ‚Das Erste und Schönste,' schrieb Junker Heinrich Pfyffer von Altishofen, der beim Feste zugegen war, ‚womit sie den Hochzeitstag schmückten, war die Speisung von hundertdreißig Armen. Alle wurden bei einem Bauernhof auf einer Wiese an einem großen Tisch bewirthet. Eine 101jährige Frau mit ihrer 70jährigen Tochter befanden sich unter der Armenschaar. Ihre Gerichte waren: Suppe, Voressen, Rindfleisch, Gemüse und Braten, Alles zur Genüge. Dabei erhielten sie Bier im Ueberfluß und endlich wurde die Mahlzeit mit einem Trunk Wein (welcher sonst selten von Bauern getrunken wird) beendigt. Die Armen freuten sich über alle Maßen und jauchzten ihrem Wohlthäter bei vollem Gläserklang Glück zu. Sie wurden auch von der ganzen Hochzeitsgesellschaft besucht.' [1]

‚Philippine ist mir,' heißt es nach einem Besuche der Schwiegertochter in einem Briefe der Gräfin Sophie an die

---

[1] Vergl. ‚Aus edlen Kreisen' in den Blättern für Wissenschaft, Kunst und Leben aus der kathol. Schweiz (Luzern, 1869), Neue Folge 1, 1 6.

Schwägerin Luise, ‚lieber als je geworden; ebenso sanft und weiblich wie früher spricht sich ihre Theilnahme an Allem viel lebhafter aus als sonst, und ihr innig frommer Sinn reift je mehr und mehr. Ihr Umgang war mir nie so angenehm als jetzt, ebenso meinem Mann und den Schwestern. Gott wolle sie erhalten und ihren zarten Körper stärken.‘

‚An Leopold,‘ fährt sie fort, ‚habe ich große Freude gehabt; er ist gottesfürchtig, tugendhaft, kindlich und hat ein treues, liebendes Herz; auch die zärtliche Freundschaft, die ihn und Cai bindet, ist mir eine große Freude. Dieser soll in Heidelberg sehr geachtet sein. Beide bekennen laut durch Wort und That Jesum Christum; von den Studententhorheiten sind sie Gottlob ganz frei. Ich hoffe, daß Leopold auch Alfred wohl thun wird, sie haben sich brüderlich lieb und Leopold ist so einfältig in seinem Streben auf Gott gerichtet.‘

Im Jahre 1819 machten Cajus, Leopold und Alfred eine Reise in die Schweiz. ‚Meine drei lieben Söhne Cajus, Leopold und Alfred,‘ schrieb die Gräfin an Pfarrer Schiffmann in Altishofen, ‚werden Ihnen diese Zeilen überreichen. Der älteste von diesen Drei hat einen Feldzug mitgemacht und drei academische Jahre zurückgelegt. Gott hat ihn gnädig beschützt und ihn im Glauben erhalten, seine Unschuld bewahrt. Auch der zweite studirt schon ein Jahr in Heidelberg und ich darf dasselbe von ihm sagen. Der dritte, 19 Jahr alt, Alfred, verläßt morgen das väterliche Haus und wird, nachdem er die Freude dieser Reise mit seinen Brüdern getheilt, seine academischen Studien in Heidelberg anfangen. Ich darf sagen, daß Ihnen die drei Jünglinge lieb werden würden, wenn Sie sie genauer kännten. Das Vater- und Mutterherz hängt sehr an ihnen, nehmen

Sie sie freundlich und gütig auf, und können Sie den jungen Leuten die Bekanntschaft des frommen Pfarrers Sigrist verschaffen, so thun Sie es, lieber Herr Pfarrer. Beten Sie für die Jünglinge und für uns, und schreiben Sie mir aufrichtig, wie sie Ihnen gefallen haben.'

Stolberg hatte die Söhne an seinen alten Freund G. Geßner empfohlen und dieser schrieb ihm dankend: ‚O Theurer, Hochverehrter! was weckte der Anblick Ihrer drei kräftigen herrlichen Söhne voll Unschuld und Liebe gerade achtundzwanzig Jahre nach Ihrem Hiersein in jenen köstlichen Septembertagen für Erinnerungen in mir auf! Ach, hätt' ich sie zu Papa und Mama Lavater, und Mama Schultheß führen können, wie zu Vater Heß! Glückliche Eltern! wie freuen wir uns Ihres Glückes um so theilnehmender, da der Herr auch uns mit Elternglück segnet!

Die Liebe bleibt.
Der Glaube stärkt.
Die Hoffnung erhebt.'

An seine Schwägerin Luise.

Sondermühlen, 30. März 1819.

Den Tod unseres Jacobi († am 19. März) empfinde ich tief für mich selbst und in Deiner Seele, beste Luise! Es war ein großer und herrlicher Geist in dem Manne! Ach, seine armen Schwestern! besonders Lene, die ihn während der Krankheit, selbst krank, nicht pflegen konnte! Es war sehr schön von ihr, daß sie in ihrem tiefen Schmerz Sorge dafür trug, daß Du nicht in der Zeitung die traurige Botschaft zuerst vernehmen solltest. Ich war durch die Zeitung damit überrascht, wie es mir auch geschah, als mein lieber Schlosser gestorben war. Georg Jacobi schrieb mir einen sehr traurigen Brief, er ist tief ergriffen vom Tode des

Vaters und spricht von dem hohen Genusse, den er im Sommer 1817 in München an ihm hatte. Cai wird die Festtage bei Sailer sein, der um die Zeit jährlich in einem Orte in Schwaben zubringt.

An seinen Sohn Cajus.

Sondermühlen, Juni/Juli 1819.

Wenn Creuzer ein gläubiger Christ ist, wie ich gern glaube, dann, aber nur dann, kann er eine gute Symbolik lesen (in dem Sinne wie er das Wort nimmt). Vieljähriges Studium der Mythologien morgenländischer und abendländischer Völker wird nur klar, wenn man sie auf die hohen alten Ueberlieferungen zurückführt, deren Wesen und Kern man nur in der hl. Schrift findet. Hat Creuzer über diese Motive geschrieben, so bitte ich mir den Titel des Buches zu senden. Sende mir doch ja gleich Vossens saubere Schrift [1], sobald sie erscheint. Gott gebe, daß ich nicht darauf zu antworten bedürfe. Ich werde es nur thun, wenn er geliebte Personen angreift, oder falsa erzählt, die er sich als wahr träumte. Muß ich schreiben, so wolle Gott mir die Gnade geben, es kurz, mit Nachdruck und ohne Verletzung der Liebe zu thun.

Sondermühlen, 17. Juli 1819.

Es interessirt mich sehr, was Du mir von Creuzer schreibst und sehr gut auseinandersetzest. Vielleicht wird sich im Verlauf des Collegiums seine Ansicht unzweideutiger offenbaren. Da er Eine ‚Ursage‘ anerkennt, aus der alle anderen geflossen, so kann er wohl keine andere als die heil. Schrift meinen, und sollte er doch darüber noch im Zweifel sein, so darf man hoffen, daß Gott ihn weiter führen werde.

---

[1] Vergl. S. 498—499.

Seine Aeußerung über Christus den Herrn, und die Ehrerbietung, mit welcher er von der hl. Schrift spricht, lassen es hoffen.

An seine Schwägerin Luise.

Sondermühlen, 19. Juli 1819.

Derselbige deus in nobis, dieses praesens numen (Du wirst Dich erinnern, daß das schöne Wort praesens oft die Idee günstiger Wirksamkeit mit der Idee der Gegenwart verbindet), durch dessen Kraft wir, ohne zu wissen, wie wir es thun, auf den Wink unseres Willens den Arm aufheben zum Morden wie zum Malen, und gehen, und nach einem Mechanismus, den wir nicht verstehen, mit unglaublicher Schnelligkeit reden — dieses praesens numen, welches uns als freien Wesen Seine Kraft darreicht, auch wenn wir sie mißbrauchen; waltet, wenn wir mit Gott Einen Willen haben, im Innersten unseres Innern, und seiner Stimme zu lauschen, ist das Amt der Vernunft. Setzen wir die Dienerin auf den Thron, so gleichen wir den Franzosen, die Buhlerinnen unter dem Namen der Vernunft auf den Altar setzten. Dieser ruchlose Frevel hatte einen Sinn, den die Jakobiner nicht meinten. Unser seliger Jacobi streifte oft an diese schöne Idee des numen praesens in uns an, aber er ließ sich wieder verblenden von hohler Metaphysik, wenn er auch durch Metaphysik die Nichtigkeit der Metaphysik manchmal zu erweisen suchte.

An seine Schwester Catharina.

Sondermühlen, 29. Juli 1819.

Ich lasse diese Zeilen so ziemlich auf's Gerathewohl ablaufen, allerliebstes Kätchen, zweifelhaft, ob sie Dich noch in unserm schönen Seeland finden werden, in diesem Seeland, wo ich so viele Jahre gelebt habe, wo ich solche Fülle

von Jugenderinnerungen einsammelte, die mich noch erfreuen, wo ich so viele herrliche Menschen kannte, wo izt Ernst Schimmelmann der Einzige ist, den ich wiederzusehen mich herzlich freuen würde! Ich habe nicht nur Menschen, ich habe Länder überlebt! Hast Du nicht Rungstedt, Hirschholm, Sophienlust besucht? Wie Vieles dufteten diese Orte auf mystische Weise in unser innerstes Jugendleben hinein!

Wollt' ich nur anfangen, Dir für unsern Ernst [1] Grüße und alles Gute und Liebe, was ich im Herzen für ihn trage, lautbar werden zu lassen, so würde ich nicht aufhören. Also gebe ich Dir carte blanche, bestes Kätchen! Es ist ein herzlicher Wunsch meines Innersten, diesen Geliebten, mit dem ich so Vieles gemeinschaftlich dachte, empfand, mich freute mit ihm, weinte mit ihm, noch hienieden an mein Herz zu drücken. Aber das kann ich nicht hoffen. Darum so wollen wir uns gemeinschaftlich emporschwingen, dorthin, wo seine Emilia und meine Agnes unser harren und wo Der unser harret, Dessen Liebe allein jeder Liebe Wesen und Bestand gibt.

An seinen Bruder Christian.

Sondermühlen, 10. Aug. 1819.

Ja wohl haben unsere Empfindungen sich begegnet am 4., der mir immer ein Tag holder und wehmüthiger Erinnerungen ist [2]. Schon hat sie selbst nach unserm Zeitmaß länger in der Ewigkeit als in der Zeit gelebt. Ach wohl würde sie, wie Du sagst, wenn Gott sie uns länger gelassen hätte, mächtig auf die Unsern gewirkt haben! So klar ihr

---

[1] Graf Schimmelmann.

[2] Der Todestag der im Jahre 1782 verstorbenen Schwester Henriette (Puletchen).

Verstand, so lauter und liebevoll war ihr Herz. Es war eine harmonische Seele. Ganz Wahrheit und Liebe! Aber gewiß hat sie gewirkt auf die Ihrigen, die ja auch die Unsern sind, auf uns! Gewiß wirkt sie noch kräftig in Liebe, deren Fürbitte gehört wird, wenn auch wir sie nicht hören.

Wir haben zahlreiche Verwandtschaft und Freundeskreis in den ewigen Hütten! Möge in Allen, welche mit Liebe an den seligen Abgeschiedenen hangen, der Morgenstern des großen Tages aufgehen in ihren Herzen!

Ich höre, daß Vossens opusculum in die Zeitschrift des Kirchenraths Paulus soll eingerückt werden und bald erscheinen. Dieser Paulus, einer der berüchtigtsten Neologen, soll auch Hand daran gelegt haben. Ich hoffe, das Ding bald zu erhalten. Wofern weder Facta verstellt, oder mir geliebte Personen verleumderisch geschmäht werden, so antworte ich kein Wort, und sollte das, wie ich nicht zweifeln darf, der Fall sein, so lass' ich mich nur darauf ein so kurz als möglich. Thibaut hat meinen Söhnen gesagt, er, einige andere Professoren und Freunde hätten sich das Wort gegeben, es nicht zu lesen.

Ich wiederhole meine Bitte und mein Beschwören, Dich nicht in einen Streit mit dem verschrobenen und bittern Manne einzulassen! Er ist das Spielzeug seiner Bitterkeit, seines Religionshasses und ungeheurer Illusionen und meint wohl im Ernst, es redlich zu meinen. Wer mit ihm in Fehde geräth, wird geärgert und kann schwerlich vermeiden, die Liebe zu verletzen. Den antipaulinischen Paulus ausgenommen, hat er mit Niemand Umgang, ist zerfallen mit den Gelehrten, die sonst Umgang mit ihm hielten. Möchte er sich doch einmal selbst die Frage vorlegen, die Horaz sich vorlegt:

ignoscis amicis?
Lenior et melior fis accedente senecta?

Das in diesem Brief erwähnte Opusculum[1] von Voß ist dessen bekannte von Verleumdungen strotzende Schmähschrift: ‚Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier'? Wir gehen darüber hinweg mit den Worten Goethe's an Rath Schlosser: ‚Aergern wir uns doch nicht über das Pamphlet von Voß. Lassen wir das Ding auf seinem Unwerth beruhen und halten wir Stolberg in Ehren, wie er verdient'.

Während Voß an seiner Schmähschrift arbeitete, vollendete Stolberg im Herbste 1819 auf dem Gute Söbern im Hildesheimischen, wo er bei seinem Sohne Andreas auf Besuch war, sein früher[2] erwähntes ‚Büchlein von der Liebe'. Er beschloß es mit einem, in heiliger Inbrunst und wahrhaft prophetischer Entzückung gedichteten ‚Schwanengesang'.

O Vater des Lichts
Der heiligen Wahrheit!
O Vater der Gluth
Der göttlichen Liebe!
Laß leuchten Dein Licht
Mit zündendem Strahl
In des Greisen Herz,
Der heute noch einmal,
Mit zitternder Hand,
In Sions Harfe zu greifen sich erkühnt,
Und erkühnen sich darf,
Wenn Deine Liebe
Den Schnee der Jahre
Hinschmelzet und, ach!
Hinschmelzet der Sünde starrendes Eis!

Und am Schluß:

O gib, der Du littest für uns,
O gib uns die seligen Leiden der Liebe!

---

[1] Die darüber zuletzt gedruckten Briefe Stolberg's und seines Bruders stehen bei Hennes, 187—191.

[2] Vergl. S. 453—454.

Entflamme Du unsere kalte Brust
Mit Deiner Liebe heiligem Schmerz!
Laß der Reue Schmerz in der Liebe Schmerz
Einschmelzen, bis Du die sehnende Braut
Heimführest in's Reich
Der Wonne, zur Wonne der Liebe sie führst!

Nicht minder schön ist zu Anfang des Büchleins das Gedicht: ‚Die Liebe', dessen letzte Strophen lauten:

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie steu'rt des Mondes Kahn,
Sie leitet der Gestirne Heer,
Sie facht die Sonnen an.

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geister an,
Und führt durch kurze Erdennacht
Sie auf den Ocean,

Wo laute Fluth des Jubels schallt,
Wo Licht dem Licht entsprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Wo Lieb' an Lieb' erglüht.

In derselben Zeit dichtete er auch das einfach erhabene Lied auf die heilige Jungfrau Maria, die er als Katholik stets innig verehrt, deren Verehrung er seinen Kindern stets warm empfohlen hatte [1]. Drei Strophen des Liedes mögen hier eine Stelle finden.

Sei gegrüßt, die auserkoren
Unter allen Weibern war,
Die den Heiland uns geboren,
Ihn, der sein wird, ist und war.
Jungfrau, deren Schooß die Sonne
Der Gerechtigkeit empfing,

[1] Vergl. S. 75.

Mutter, deren Blick mit Wonne
An dem ew'gen Sohne hing.

Wie der Engel Dich begrüßte,
Grüßet Dich die Christenheit,
Denn das Knäblein, so Dich küßte,
Ist der Herr der Herrlichkeit.
Den Du oft mit sanften Armen
An die Mutterbrust gelegt,
Ist der Herr, der mit Erbarmen
Aller Himmel Himmel trägt.

Heil'ge Mutter Gottes, bete
Du mit uns, für uns zum Sohn,
Daß Er mächtig uns vertrete
Vor des ew'gen Vaters Thron;
Daß Er Gnad' um Gnade spende,
Daß Er Seinen heil'gen Geist
Uns in uns're Herzen sende,
Der aus Lieb' in Liebe fleußt.

Am 7. November 1819 feierte Stolberg unter den Seinigen in Sondermühlen zum letztenmal seinen Geburtstag. ‚Wie fühlte ich mich am 7. von Euch so fern,' schrieb er an Christian und Luise, ‚und doch im höhern Sinne Euch so nah! Diese optischen Trüge werden bald aufhören. Bald werden wir es auf selige Weise inne werden, daß wir in Ihm leben, weben und sind! Und dann wird Nichts die trennen, die in Ihm vereint sind. Wenn mir dieser Gedanke recht gegenwärtig, wenn er innige Ueberzeugung und das Leben durchdringende Empfindung bei mir ist, so schäme ich mich, daß ich dem wachenden Traume noch so viel einräume.'

Und in einem andern Briefe vom 13. November: ‚Mit Beschämung, mit Dank und mit Freude beging ich im Kreise der Meinigen meinen siebzigsten Geburtstag. Die durch Räume

dieser uns oft zu großen Erde von mir getrennten Geliebten wurden mir lebhafter noch als sonst vergegenwärtigt, lebhafter auch noch als sonst die lieben Seligen, vor uns Dahingeschiedenen. Uns gehen noch die Tage so dahin, einer nach dem andern, immer mit schnellem Fluge, jeder zeugt uns von den Erbarmungen Gottes, jeder bringt uns Ihm näher. Gegängelt von Wehmuth und von Vertrauen werden wir geführt von der Hand, die uns bald nicht mehr umwölkt sein wird und die wir sehr fühlbar wahrnehmen, wiewohl wir sie noch nicht schauen.' ‚Ich finde mich wohl, aber die Ahnung baldigen Tods erfüllt mein Gemüth.'

Die Ahnung täuschte ihn nicht. Gegen Ende November überfiel ihn ein heftiger Magenschmerz, dem bald starkes Erbrechen und leidenvolle Beklemmungen folgten. Kein Klagelaut kam über seine Lippen. Wie er im Leben ein christliches Vorbild gewesen, so war er es im Leiden und im Tod, glühend von heiliger Liebe, die Seinigen stärkend mit Muth und Gottvertrauen. ‚Es läßt sich nicht beschreiben,' heißt es in den Aufzeichnungen einer der am Krankenbett anwesenden Töchter, ‚man muß es gesehen haben, wie der hohe, gottselige Geist seinem Heimgange entgegensah. Dieß fiel auch dem Arzte, es fiel Allen auf, als etwas ganz Wunderbares. Sein Leib war matt und leidend, aber sein ganzes Wesen unverändert. Er rüstete sich nicht, denn er hatte schon lange sich gerüstet; es war nichts Ueberraschendes für ihn in dem Gedanken an den nahen Tod, denn sein Wandel war schon lange im Himmel. Er nahm Theil an Allem, wie sonst, denn jede seiner Empfindungen bezog sich schon lange auf Gott und war geheiligt durch die heilige Liebe. Nur war seine Liebe noch erhöht, und eine überschwängliche Ruhe überschattete sein ganzes Wesen und theilte sich uns Allen mit auf eine unbegreifliche Weise. So war es bis

zuletzt.' ‚Ich kann mir nicht denken,' sagte einer der Aerzte, ‚daß es einen Bösewicht geben könnte, der bei dem Anblick sich nicht bekehrte.'

Stolberg hatte sich in der letzten Zeit vor der Erkrankung mit einer ‚Abfertigung' der Voß'schen Schmähschrift beschäftigt, ‚nothgedrungen, nicht meinetwegen,' sagte er wiederholt den Seinigen, ‚nur um der heiligen Sache willen, die ich vertreten, um der verunglimpften Freunde und um meiner Kinder willen; betet, daß ich auch nicht durch ein einziges Wort die Liebe verletze.' ‚Er arbeitete an der Abfertigung,' schrieb die Gräfin an ihre Söhne Alfred und Leopold, ‚mit Gebet. Ihr wißt es ja, er betete ohne Unterlaß und hier wog er jedes Wort, vorzüglich um die Liebe nicht zu verletzen. „Ich wollte nur," sagte er mir am 29. November, „daß ich Voß sagen könnte, ich sei ihm nicht böse und daß ich ihm vergebe, aber er würde es nicht verstehen." Zum Gebet für den armen Voß hatte er uns schon immer und dringend aufgefordert.' ‚Daß doch nur nie, bat er,' heißt es in einem andern Briefe, ‚in der Seele irgend eines der Meinigen ein Stachel der Bitterkeit zurückbleibe wegen der Verunglimpfungen und Unwahrheiten, die ein von einem falschen Wahne Bethörter, dem ich Zeitlebens nur Gutes erwiesen, gegen mich und meine Freunde in die Welt geschleudert.' Auch noch auf dem Sterbebette legte er diese Bitte den Seinigen an's Herz.

‚Er war ganz Liebe,' schrieb die Gräfin an die beim Tode des Vaters nicht anwesenden Söhne Leopold und Alfred, ‚ganz Freudigkeit in Gott, bereit, aus Gehorsam bei uns zu bleiben, aber er verlangte sehr, aufgelöst und bei Christus zu sein. Kellermann ließ er ungern von sich und war mit uns Allen unbeschreiblich freundlich. Ihr wißt, meine Geliebten, daß er am 3. December in der Nacht des

Freitags zum Sonnabend beichtete und die heilige Communion empfing, am Sonnabend Mittag die hl. Oelung. „Mir ist so wohl," sagte er, „laßt Euch auch wohl sein, Kinder, wir wollen dem Herrn lobsingen und fröhlich sein." Am Montag Morgen sagte er mir: „Ich bin dem Ziele viel näher gekommen," und als ich ihm antwortete: „Gott kann Dich uns doch noch lassen," sagte er: „Ach, dürfte ich doch sprechen, wie jene fromme Seele:

Herr, mach' es, wie Du willst,
Doch Sterben ist mir lieber,
Denn Sterben, das ist mein Gewinn!
Den meine Seele liebt,
Ach, gehe nicht vorüber,
Nimm meine Seele gnädig hin!"

‚Diese letzten Worte sprach er mit aufgehobenen, gefaltenen Händen und gen Himmel gerichteten Augen. Gegen Mittag verlangte er eilend und dringend uns Alle zu versammeln, um uns seinen Segen zu geben und auch Euch, seinen unaussprechlich geliebten abwesenden Kindern. Er nannte mit Namen alle seine Kinder, lebende und todte. Er bat den dreieinigen Gott, uns fest zu umschlingen durch das Band des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, damit einst keines aus diesem Häuflein verloren gehe, keines fehle einst vor Gottes Thron. Das waren seine Worte.'

‚Und nun muß ich Euch an's Herz legen, was er noch ganz besonders zuletzt sagte, und Euch um der Liebe Jesu Christi willen bitten, es nie aus dem Sinne zu lassen. Als er über uns Alle gebetet hatte, uns befohlen hatte, ja für ihn und für einander zu beten, hielt er inne und setzte dann hinzu: „Sollte eines von meinen lieben Kindern oder von meinen lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend Jemand sich an mir versündigt haben möchte, so beschwöre

ich ihn, es nicht zu rügen und angelegentlich für den zu beten, von dem sie das glauben möchten." Und wieder nach einer Pause sagte er die Worte, die wir uns Alle tief in's Herz prägen müssen, damit sie durch Gottes Gnade Leben und Kraft in uns haben: „Noch Eines möchte ich meinen lieben Kindern an's Herz legen, daß sie doch ja dem Heiland ihr Herz immer offen halten wollen, es nie durch Scheu vor Ihm von Ihm sich entfernen lassen. Wir sündigen Alle, denn wir sind Menschen; aber wenn wir uns nicht mit Vertrauen zu Christus wenden, zu wem sollen wir dann gehen und wem sollen wir vertrauen?"'

‚Die Beklemmungen nahmen mehr und mehr zu, aber die Freudigkeit seines Geistes blieb sich gleich und er bezeugte sich so himmlisch schön bis zum Augenblick seines Heimgangs. Wenige Minuten zuvor waren seine letzten Worte: „Gelobt sei Jesus Christus!", wie sie seit vielen Jahren immer die letzten gewesen waren, die er mir am Abend, die ersten, die er mir am Morgen sagte, die ich nun in diesem Leben nicht mehr aus seinem Munde vernehmen werde. Er schlief ein am 5. December ganz sanft, ganz ohne Zuckung; seine irdische Hülle trug schon das Gepräge seiner Seligkeit. Noch in höherem Maße sprach seine hohe, große, milde Seele in seinen Zügen sich aus als selbst im Leben.'

‚Und nun, meine geliebten Kinder,' heißt es am Schluß, ‚kann ich nichts mehr, als Euch mit unaussprechlicher Liebe an mein Herz drücken. Es ist freilich zerrissen von Schmerz, aber doch voll Dank und Preis. Betet, wie Euer verklärter Vater täglich mit mir betete: „Unsere Seele lobet den Herrn und unser Geist freut sich Gottes, unseres Heilandes; denn er hat große Dinge an uns gethan, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist." Ja mein Leopold, mein Alfred,

lasset uns treu sein, damit wir seiner nicht ganz unwerth sein mögen. „Lege ihnen an's Herz," sagte er mir am Sonnabende, „Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich und für Alle, Treue in der Fürbitte für Andere. Wenn mir Gott Barmherzigkeit erzeigt, so ein großer Sünder ich auch bin, so ist es, glaube ich, weil ich, ich darf sagen, treu diese Pflicht der Liebe, die Gott besonders wohlgefällig ist, erfüllt habe." Noch einmal, ich drücke Euch an mein Herz — der Segen Eures verklärten Vaters ruht auf Euch, auf mir. Gelobt sei Jesus Christus.'

‚Die Hand des Herrn,' schrieb die Gräfin an ihre Nichte Gräfin Luise Fontana, ‚hat uns schmerzlich getroffen, wir sind verwaist, verarmt, und Derjenige, der unsere Wonne, unsere Stütze, unser Vorbild in Allem war, ist sichtbar von uns genommen. Was wir für dieses Leben verloren haben, kann nicht ausgesprochen werden, wir können es jetzt wohl kaum noch ermessen, jeder Tag wird es uns fühlbarer machen. Dennoch können wir Gott nie genug danken, und wenn unsere Thränen auch schmerzlich fließen, müssen wir doch Gott preisen, und sagen, daß keiner so glücklich ist, wie wir. Du hast wohl von Nicolovius gehört, daß die letzte Krankheit und der Tod meines geliebten seligen Mannes noch mehr offenbart haben, wie lebendig sein Glaube und wie inbrünstig seine Liebe zu Jesus Christus war, wie sein Wandel schon lange im Himmel war. Es war kein Tod, es war ein Uebergang in seine bessere, ihm längst vertraute Heimath. Für mich und in einem gewissen Maß für jedes seiner Kinder ist forthin Alles ganz anders, und ich möchte auch nicht, daß sich diese Veränderung für mich nicht forthin in Allem ausdrückte. Er war meine Wonne, das Leben meines Lebens, und wie er so Alles vereinigte, was beglücken kann, wissen nur wir, die uns alle Tage seiner

Liebe und seines hohen milden Umganges erfreuten. Aber in seinem Geiste für Alle fortzuleben, die er liebte, dazu wird er mir Kraft erbitten, und das will ich mit Gottes Gnade, bis Gott mich abruft. Siehe, meine Luise, so weinen wir wohl, aber wir danken doch auch und freuen uns seiner Seligkeit. Hättest Du ihn doch noch gesehen, wie würdest Du ihn noch so viel inniger geliebt haben! Mein Sohn Cai, meine liebe Julia und ihr Mann waren seine treuen Pfleger und haben den Segen gehabt, bis an's Ende bei ihm zu sein, auch die fünf jüngeren Kinder. Mein armer Schwager, der seit zwei Jahren seine Frau so schwach und leidend sieht, daß er ungern auch nur eine Nacht abwesend ist, hat nun durch den Tod seines über Alles geliebten Bruders seine ganze Lebensfreude verloren.'

‚Meine geliebte Luise,' fährt die Gräfin in einem späteren Briefe fort, ‚was Gott mir in meiner so überaus glücklichen Verbindung mit meinem geliebten Mann gegeben hat, läßt sich nicht ermessen, ebensowenig, wie öde mir das Leben sein muß, aber auch ebensowenig, welcher Trost darin liegt, ihm, den ich mit keinem Andern vergleichen kann, für Zeit und Ewigkeit anzugehören. Wenn ich auch in Liebe und Sehnsucht mich verwaist fühle und mit blutendem Herzen weine, so kann ich doch nur danken und frohlocken. Ich kann Dir kein treueres Bild von ihm geben, als indem ich Dir eine Stelle aus einem Brief meiner Schwägerin Catharina abschreibe. Sie hatte unsern so schmerzlichen Verlust aus der Zeitung erfahren, in Kopenhagen, wo sie jetzt sich aufhält, und lange daran gezweifelt. „Als er mir gewiß ward," schreibt sie, „zählte ich, wie an einer Perlenschnur der köstlichsten Perlen, alle seine Tugenden her, die sein Herz schmückten, von seiner frühen Kindheit an bis an's Ende seiner Laufbahn. Wie besaß er sie alle so rein, so vollkommen, welche

Treue, Milde, Güte, zarte innige Herzensgüte, Geduld, Großmuth, Wahrheit, Gewissenhaftigkeit, Bescheidenheit, Demuth, Aufrichtigkeit, Bewahrung seines Herzens und seiner Zunge, die edelste Schonung, die zarteste Delicatesse, Niemand zu kränken, zu beschämen, nur in augenblickliche Verlegenheit zu setzen — wie schloß er da Augen und Ohren! Sein Zorn traf nur Laster und Thorheit. Wie war er so abgezogen von Allem, was so vielen, auch guten Menschen wichtig sein kann! wie voll Erbarmen in geistiger und zeitlicher Noth, wie vorsichtig in seinem Wandel! welche himmlische Freundlichkeit und Ruhe! welch' ein stilles Herz, bei der entflammenden Liebe für Alles, was schön ist und gut! Mit welcher Treue und Demuth und Wachsamkeit hatte er die schönen hohen Anlagen seines kindlichen einfältigen Herzens durch Gottes Gnade gesichert und geheiligt! Der Glückselige!"

‚So weit der Brief meiner Schwägerin, und ich muß hinzusetzen, daß dieß nur eine treue Darstellung ist, ganz ohne Uebertreibung. Mit jedem Jahr nahm in ihm die Harmonie dieser Tugenden zu, strahlte herrlicher in ihm das Leben der Liebe zu Jesus Christus in unaussprechlicher einziger Liebenswürdigkeit. Wie wehe thut es mir, daß Du ihn so wenig gekannt hast! Das Büchlein der Liebe will ich Dir schicken, es ist der Abdruck seines innern Lebens. Er hat es mit großer Liebe geschrieben. Nimm es hin als das letzte Vermächtniß seines großen Herzens und Geistes.'

Stolberg's irdische Hülle ruht unweit Tatenhausen, auf dem Gottesacker in Stockkempen, neben einer von einem Buchen- und Tannenhain umgebenen Kirche, in der Franziskanermönche lange Jahre hindurch Gottesdienst und Seelsorge versahen. Mit Ehrfurcht und Dank nahen sich noch

heute manche Wanderer der einsamen Stätte des großen Verstorbenen. Eduard Michelis hat diese Stätte in einem Gedichte verherrlicht.

Wanderer.

Welch' Dunkel der Tannen, in Waldesnacht
Welche Buchen sich wölbend in Wunderpracht!
Und tief in der schweigenden Einsamkeit steht
Ein Kirchlein, von wallendem Schatten umweht.
Und neben dem Kirchlein im deutschen Hain
Steht feierlich ernst hier ein Grabesstein.
Mann Gottes! Wer schlummert auf dieser Flur
So friedlich im Arme der freien Natur?

Ordensmann.

Wohl stark wie die Eiche im Wettersturm,
Wie auf Felsen gegründet ein mächtiger Thurm,
Von nimmer vergehendem deutschem Muth
War der Mann, welcher hier in dem Grabe ruht.
Doch mild wie die Quelle, die rieselnd geht,
Wie der Schatten, der kühlig im Haine weht,
Wie der Schimmer der Sterne vom Himmel herab,
So war der Mann, der hier ruhet im Grab.

Wanderer.

So war er ein Held wohl im Schlachtendrang?
Ein König, gefeiert durch Bardensang?
Denn es ist hier im Haine wie Harfengetön,
Wenn die Zweige der Buchen die Lüfte durchweh'n,
Und königlich scheint mir die Stätte zu sein
Hier mitten im kräftigen, deutschen Hain,
Hier tönt kein Geräusch, keiner Stürme Wuth,
Wo der Mann in dem friedlichen Grabe ruht.

Ordensmann.

Wohl war er ein Kämpfer im Schlachtgewühl,
Die Wahrheit war stets seines Kampfes Ziel.

Als herrlicher Sieger ist er bewährt,
Der Glaube verlieh ihm sein Flammenschwert.
War ein Barde, vom Hauche des Himmels durchglüht,
D'rum rauscht noch im Haine sein Bardenlied;
Ein Stolz, eine Krone dem Vaterland,
Und ‚Stolberg‘, so ist er mit Namen genannt.

Personen-Register. *

A.

Ahlwardt 132, 133.
Alexander I. (Kaiser) 233, 259, 263, 266.
Alfred d. Gr. (König) 319, 341, 342, 343, 346, 347, 348.
Ammon 388.
Angoulême (Herzogin v.) 369, 396.
Anton Victor (Erzherzog) 234, 235, 237.
Aristoteles 432.
Arndt E. M. 328.
Arnswald v. 317.
Augustinus hl. 13, 296, 334, 447, 448, 449, 450.

B.

Bakon 433.
Basilius hl. 431.
Baudissin Fr. Graf v. 479.
Beauharnais E. 266.
Beaumont (General) 269.
Beckedorf L. v. 377.
Behrens 388.
Bernardinus P. 444.
Bernadotte 377.
Bernstorff A. P. Graf v. 134.
Bernstorff Chr. Graf v. 48, 49, 233, 382, 383.
Bernstorff Fr. Graf v. 48.
Bernstorff H. Gräfin v. 48, 94, 228.
Blücher 240, 250, 254, 269, 270, 312, 321, 326, 335.
Bonaparte, Napoleon 231, 239, 248, 249, 251, 252, 256, 257, 258, 260, 262, 263, 297, 298, 299, 301, 302, 303, 309, 320, 322, 324, 340, 377, 385.
Bonaparte J. 257.
Bonaparte L. 324.
Bonnet 202.
Böhl von Faber J. N. 443.
Brabeck Ph. Gräfin v. 316, 329, 330, 331, 458, 492.
Brentano Cl. 327, 455, 467.
Brockmann J. H. 198.
Burbet F. 366.
Bülow 419.

C.

Calvin 392.
Carl d. Gr. 342.
Carolus Borromäus hl. 184.
Carl (Erzherzog) 252.

* Die viele hundertemal vorkommenden Namen von Stolberg's Gemahlin Sophie, von seinem Bruder Christian und dessen Gemahlin [illegible] Gräfin von Reventlow sind in's Register nicht aufgenommen.

Carnot 324.
Cervantes 359.
Chateaubriand 56, 367, 368.
Chrysostomus hl. 431.
Cicero 432.
Claudius M. 29, 105, 106, 109, 128, 219, 221, 419, 420.
Claudius R. 29.
Collin M. v. 95.
Constantin (Großfürst) 232.
Cramer C. Fr. 134, 224.
Creuzer 495.

D.

Dalberg 269.
Davoust 311.
De Luc 93.
Demosthenes 307.
Denon 216.
Dernath Ch. Gräfin v. 49, 50, 86, 117, 126, 127, 128, 457.
Diepenbrock'sche Familie 488.
Dohm v. 234, 235, 237, 238.
Droste-Hülshoff A. v. 146—149.
Droste-Vischering A. Frhr. v. 34, 41, 58, 100, 169, 316, 466.
Droste-Vischering Clemens August v. 96, 97, 98, 183, 184, 185, 198, 315.
Droste-Vischering Caspar Max v. 450.
Droste-Vischering Franz v. 314.

E.

Eginhard 342.
Emmerich C. 352.
Enghien Herzog v. 255, 256, 257, 262, 264.
Ewald J. L 10.

F.

Fenelon 144, 145, 410.
Feuerbach 267.
Fontana L. Gräfin v. 472—476, 506, 507.
Fouché 324.
Fouqué H. A. 218, 221, 222, 223, 305, 335.
Franklin B. 295.
Franz II. (Kaiser) 132, 238, 266, 267, 269, 364.
Franz von Sales hl. 468.
Freudenfeld B. H. 219, 220, 221.
Friedrich A. von Nassau 253.
Friedrich Wilhelm III. (König) 232, 237, 238, 241, 319.
Friedrich Wilhelm (Kronprinz) 346, 347, 348, 349.
Funk 387.
Fürstenberg F. Frhr. v. 30, 31, 33, 48, 49, 51, 89, 92, 115, 116, 117, 118, 120, 124, 133, 143, 180, 187, 229, 236, 238, 242.
Fürstenberg v. (Fürstbischof) 169, 204.

G.

Gallitzin A. Fürstin v. 13, 28, 30, 31, 32, 33, 42, 48, 49, 51, 52, 62, 89, 90, 102, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 124, 163, 182, 230, 420, 469.
Gallitzin Mimi v. 33, 116.
Gallitzin Mitri v. 90, 113.
Gerlach L. v. 322, 323, 470.
Geßler Graf v. 216.
Geßner G. 494.
Geusau v. 253.
Gleim J. W. L. 56.
Goethe 1, 2, 205, 208, 216, 224, 228, 292, 447.
Gröben v. 335.
Grotius H. 10, 268.
Guldenberg 343.
Günther J. C. 224.

H.

Haller L. v. 348, 389, 447.
Hardenberg A. Frhr. v. 122, 123, 160, 161.

Hardenberg C. Frhr. v. 189, 204, 227.
Hardenberg Henriette Frfr. v. 33, 189, 204, 227, 487, 488.
Hardenberg v. (Minister) 311.
Harms Cl. 386, 387, 388, 391, 392.
Haugwitz v. 265, 267.
Harthausen W. Frhr. v. 76, 161, 174, 175, 176, 177, 360, 425.
Hegewisch 343.
Hennes J. H. 28, 31, 241.
Herder 1, 134.
Herodot 104, 120.
Herschel 60, 108.
Heß J. 17—20.
Hippel Th. G. v. 52.
Hogendorp 311.
Hohenlohe Fürstin v. 11, 12.
Holmer Graf v. 26.
Homer 104, 430, 431.
Horaz 78, 79, 170, 249, 498.
Hoym Gräfin v. 144.
Humboldt A. v. 110, 121, 208, 216.
Humboldt W. v. 327, 328.
Hume 346.

J.

Jacobi F. H. 2, 24, 98, 119, 201, 205, 206, 207, 216, 494, 496.

K.

Kannegießer v. 441, 442, 443.
Kant 61, 123, 281, 294, 394, 395.
Karl F. von Baden 264.
Katerkamp Th. 190.
Kellermann G. 33, 81, 83, 130, 198, 325, 467, 468, 469, 486, 491, 503.
Kempen Thomas v. 220, 332, 439.
Kepler 166.
Kielmansegge Graf v. 245.
Kleuker 389, 395.
Klopstock 1, 29, 79, 80, 81, 120, 133, 134, 203, 224, 273, 286, 287, 290, 447.
Körner C. G. 229.
Körner Th. 229.
Kotzebue A. v. 393, 394, 395, 396.
Krug 389.
Krüdener Frau v. 216.

L.

Lafayette 249.
Landsberg Frhr. v. 181, 182, 187.
Laporte F. M. 159.
Lavater J. C. 4, 5, 11, 14, 37, 38, 179, 281.
Leibniz 410.
Lemcke 114.
Lessing 220, 279, 385.
Livius 200.
Lombard v. 259, 267.
Ludwig (Pastor) 388.
Ludwig IX. der hl. 5, 342.
Ludwig XIV. 219, 306, 313.
Ludwig XVIII. 232, 307, 309, 321, 325, 369, 372, 381, 382, 393, 394, 396.
Luther M. 392.
Lütolf A. 491.

M.

Mably 268.
Macpherson 96, 132.
Maistre J. de 421, 422.
Maria Luise (Kaiserin) 302, 324.
Mascow 343.
Massena (Marschall) 372.
Maximilian Joseph von Baiern 264.
Mecklenburg A. Prinz v. 444, 445.
Meerveldt v. (General) 252, 253, 257.
Meerveldt Graf v. 34, 101.
Meerveldt S. Gräfin v. 136
Menge Th. 76, 82, 130, 173, 299, 301, 363, 378, 443, 445.

Merveldt s. Meerveldt.
Metternich v. 311.
Michelis E. 509.
Montagu P. v. 145, 310, 368, 396, 469.
Montesquieu 263, 268, 275, 279.
Montgelas M. J. Graf v. 259, 267.
Montmorency Herzog v. 393.
Möller N. 93, 445, 455.
Möller Ch. 93.
Möller J. 93.
Müller A. 361, 375, 385, 389, 390, 399.
Müller J. v. 167, 168, 178, 193, 194, 201, 202, 203, 253, 418, 419.
Münster A. Gräfin v. 20—25.
Murat J. 320.

N.

Nagel Frfr. v. 288.
Nelson 265.
Newton 206, 410.
Niebuhr A. 311, 336, 339, 340.
Niebuhr B. G. 194, 200, 301, 303, 304, 311, 316, 318, 320, 323, 336, 337, 343, 383, 384.
Niebuhr M. 384.
Nicolovius A. 3, 298, 312, 316, 323, 336, 339, 366, 389, 449.
Nicolovius Frau 366, 375.
Nicolaus von der Flüe 215.
Nicolai 1.

O.

Origenes 431.
Orleans Herzog v. 369, 396.
Ossian 88, 89, 96.
Overberg B. 13, 30, 62, 68, 76, 102, 106, 115, 124, 198, 228, 437, 490.
Ovid 281.
Oxenstierna 378.

P.

Passavant C. 483, 484.
Paul (Kaiser) 232, 233.
Penn W. 295.
Perthes F. 128, 224, 279, 290, 391, 419, 450.
Perthes C. 29.
Pertz G. H. 254, 265, 268.
Pfenninger 11.
Pfyffer v. Altishofen H. 492.
Pichegru 256.
Pierrard 33, 163, 164.
Pindar 283, 430.
Pius VII. 259, 352, 379, 385.
Pitt 233, 257, 258, 267.
Plato 116, 201, 432.
Plettenberg J. Gräfin v. 492.
Plutarch 104, 200.
Portalis 260, 393.

R.

Ramler K. W. 79.
Ranzau Ch. Gräfin v. 296.
Ranzau Chr. Graf v. 305.
Ranzau F. Graf v 470.
Ranzau F. Gräfin v. 190, 202.
Raumer K. v. 328.
Reck, v. d. 303.
Redern S. Graf v. 91, 258, 284.
Rehberg A. M. v. 275.
Reventlow C. Graf v. 28.
Reventlow Chr. Graf v. 58, 302.
Reventlow Fr. Graf v. 331, 463, 466.
Reventlow J. Gräfin v 17, 107, 108, 463, 466.
Reventlow L. Graf v. 12, 13, 39, 40, 182.
Reventlow L. Gräfin v. 28.
Reventlow S. Gräfin v. 39, 57.
Ringseis 482.
Rist J. 110.
Rosenthal 443.

S.

Saatfeld 468.
Sailer J. M. 366, 481—489, 495.
Sallust 168.
Sand 394, 398.

Schelling 205, 206.
Schenkendorf M. v. 305.
Schiller 83, 111, 122.
Schimmelmann E. Graf v. 497.
Schimmelmann E. Gräfin v. 53, 120.
Schlabrendorf v. 262.
Schlegel A. W. v. 185.
Schlegel F. v. 2, 3, 122, 167, 177, 190, 207, 414, 415, 416, 417, 418, 443, 444, 485.
Schleiermacher 177, 388.
Schlick Graf v. 238.
Schlosser Chr. 350, 363, 371, 446, 447, 470.
Schlosser J. G. 350, 475.
Schlözer 469.
Schmettau Graf v. 206.
Schmising-Kerssenbrock J. Gräfin v. 33, 49, 129, 189, 193, 197, 198, 300, 329, 458, 487, 488.
Schmising-Kerssenbrock X. Graf v. 189, 193, 197, 198, 299, 300, 321, 332.
Schmülling 385, 468, 471.
Schönborn 110, 111, 128, 139, 191.
Schütz v. 377, 589.
Shakespeare 195, 308.
Schissmann 489, 493.
Sibbern 208.
Sigrist 483—485.
Sokrates 116, 201, 225, 276, 283.
Sophokles 167, 430.
Spee Graf v. 136.
Spener 11.
Spiegel 270.
Spinoza 174.
Spittler 260, 267.
Stadion Graf v. 311.
Steffens G. 174, 177, 445, 446.
Stein Frhr. v. 2, 102, 123, 236, 253, 254, 268, 311.
St. Martin 203, 219, 220, 221.
Stolberg Agnes Gräfin zu 57, 87, 89, 283.
Stolberg Andreas Graf zu 33, 101, 159, 160, 161, 172, 186, 299, 321, 332, 492, 499.
Stolberg Alfred Graf zu 159, 226, 319, 320, 325, 329, 460, 467, 477, 488, 493, 503.
Stolberg Amalie Gräfin zu 158, 488.
Stolberg Bernhard Graf zu 488.
Stolberg Cajus Graf zu 64, 159, 162, 169, 170, 299, 301, 304, 319, 320, 321, 322, 323, 325, 332, 333, 334, 335, 336, 398, 446, 464, 465, 468, 469, 470, 476, 477, 493, 495.
Stolberg Catharina Gräfin zu 12, 14, 16, 31, 33, 38, 50, 51, 52, 53, 88, 89, 93, 100, 102, 103, 105, 110, 112, 117, 118, 128, 164, 196, 197, 247, 267, 388, 389, 402, 410, 465, 466, 467, 478, 496, 507.
Stolberg Christian Graf zu 159, 172, 186, 299, 303, 316, 320, 321, 322, 323, 327, 328, 329, 331, 332, 335, 336, 337, 338, 340, 350, 363, 456, 459, 460, 462, 466, 470, 473.
Stolberg Ernst Graf zu 33, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 100, 172, 203, 204, 205, 252, 264, 266, 279, 299, 300, 332, 479, 492.
Stolberg Franz Graf zu 159, 227, 228, 329, 336, 341, 456, 459, 460, 462, 466, 470, 473.
Stolberg Joseph Graf zu 159, 488.
Stolberg Leopold Graf zu 159, 319, 320, 325, 329, 460, 467, 470, 476, 477, 493, 503.
Stolberg Maria Theresia Gräfin zu 129, 158.
Stolberg Paula Gräfin zu 180, 488.
Stolberg Sophie Magdalena Gräfin zu 53.
Stolberg-Wernigerode Anton Graf zu 313, 328.

Stolberg-Wernigerode Constantin Graf zu 313.
Stolberg-Wernigerode Ferdinand Graf zu 64, 65, 172, 205, 299, 304, 321, 323, 479, 480.
Stolberg-Wernigerode Joseph Graf zu 205.
Stolberg-Wernigerode Maria Agnes Gräfin zu 64, 87, 158, 162, 172, 204, 205, 211, 300, 303, 479, 480, 481.
Stourdza 394, 396.
Suhm 343.
Sulzer 435, 436, 437.

T.

Talleyrand 308, 318.
Tersteegen 11.
Thadden v. 330, 331, 470.
Theresia hl. 67, 448.
Thibaut 498.
Thugut 233.
Tronchin 202.
Truchseß Gräfin v. 90.

V.

Vaillant 203.
Villeroi 219.
Vincenz von Paul hl. 449, 450, 451, 452, 474, 490.
Vincke v. 367.
Voltaire 149.
Voß E. 54.
Voß H. 53, 171, 172.
Voß J. H. 54, 79, 110, 133, 167, 374, 478, 498, 499, 503.

W.

Weishaupt 251, 257, 267.
Wellington 326.
Wessenberg v. 384.
Westphal Graf v. 238, 354.
Wilberforce 257.
Windischmann 353.

X.

Xenophon 116, 432.

Y.

Young 89, 134, 159, 190, 345, 461.

Z.

Zimmermann G. 178, 201.
Zinzendorf 11.
Zwackh 90.

Stanford University Libraries
3 6105 015 298 214

PT
2527
.S4.Z
v.2

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305